

Im Felde unbesiegt

2

J. F. Lehmanns Verlag, München


VETVS TESTA
NOVVM MENTVM
DEI·SVB·NVMINE·VIGET
PRINCETON
UNIVERSITY
LIBRARY



Balck



Hell



M. Schwarte





Mackensen



Kerchnawe



Baumgarten-Crusius

Im Felde unbesiegt

Der Weltkrieg
in 24 Einzeldarstellungen

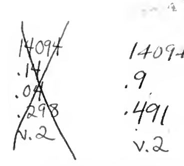
Herausgegeben von
Gustaf v. Dickhuth-Harrach
General der Infanterie

Zweiter Band

Mit den 24 Bildnissen der Mitarbeiter



J. F. Lehmanns Verlag, München
1921



Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising.

Inhalt.



Vorwort.

Unser im vorigen Jahr erschienenes Buch „Im Felde unbesiegt" hat zu unserer großen Freude die von uns gehoffte Aufnahme und Verbreitung im deutschen Volke gefunden. Aus allen Schichten der Bevölkerung im Inlande und im Auslande sind uns Worte der freudigsten Zustimmung gesandt worden. Von vielen Seiten ist auch der Wunsch nach einer Fortsetzung ausgesprochen worden. Jeder möchte natürlich besonders gern etwas von den Feldzügen lesen, an denen er selber teilgenommen hat. Gern kommen wir diesem Wunsche nach und bringen in unserem 2. Band vor allem Schilderungen aus Kriegsschauplätzen, die im 1. Band noch nicht behandelt sind: Verdun, Somme, Marne, Rumänien, Anatolien, Sinai; dann eine Reihe von Darstellungen aus der besonderen Tätigkeit einzelner Waffen: Feldartillerie, Gebirgsartillerie, Pioniere, Mineure, Nachrichtentruppen, Fesselballons. Indem wir diesen neuen Band unseren Lesern übergeben, hoffen wir, daß auch er dazu beitragen wird, den Geist zu wecken und wach zu halten, der unser Vaterland wieder aufrichten will durch die Kraft und den Mut seiner Söhne, und der entschlossen ist, für diesen höchsten Preis das Leben einzusetzen.

Verleger und Herausgeber.

Das Ende.

Börries, Freiherr von Münchhausen.

1.

Alle deutschen Worte klingen heute gedämpft, —
Des Weltkriegs letzte Schlacht ist zu Ende gekämpft.
Wir sind es gewöhnt Einer gegen Drei zu stehn,
Aber was hilft Tapferkeit Eines gegen Zehn!
Ein Mann gegen zehn, — da wird der Schwertarm matt,
O, Gott, wenn der eine Mann noch Hunger hat!
„Sieg" nennens die Feinde. Wir rechten um Worte nicht,
— Unsre Siege trugen immer ein ander Gesicht!

2.

Wir Volk haben diesen Krieg nicht gewollt und geplant,
Wir alle haben sein Kommen nicht geahnt.
Niemand, nicht einer von uns Millionen, trägt
Die Schuld am Haß, der sich hinter den Grenzen regt.
Aber als sie uns überfielen, da dachten wir,
Wir dürften uns wehren, wehrt sich doch auch das Tier.
Wir haben den Worten unserer Führer getraut,
Wir haben auf Gottes Gerechtigkeit gebaut, —
Gekrönter Spötter, wie recht behält dein Spott:
Mit den stärkeren Bataillonen war immer Gott!

3.

Das Volk, das Vierzehn hinein in die Gräben stieg,
Ist niedergetreten vom großen Mörder Krieg.
Ihr sucht und fragt (und wißt doch die Antwort schon!):
„Wo ist mein Bruder, mein Mann, mein Vater, mein Sohn?"
Das Volk, das Achtzehn hervor aus den Gräben kam,
Ist ein anderes Volk geworden in Grauen und Gram.
Wir sehn ihm traurig in das zerfurchte Gesicht,
Wir suchen Deutschland darin — und finden es nicht!

4.

Und doch, du Fremdling, — da hast du meine Hand:
Mein Bruder bist du, — und habe dich nie gekannt!
Geschmälert vom Hunger, von Wunden gelähmt und zerfetzt,
Brüder sind wir Überlebenden jetzt!
Auch du, du suchst ja, und findest dein Volk nicht mehr,
Auch dir ist bitter die süße Wiederkehr.
Mein Bruder, komm her und reich mir deine Hand:
Gemeinsam baun wir das neue Vaterland!

Eindrücke des Weltkrieges.

Von General-Feldmarschall August v. Mackensen.[1])

Von vielen Seiten bin ich gefragt worden, was im Weltkriege auf mich den größten Eindruck gemacht habe.

Ein weltgeschichtlicher Vorgang von der Dauer und der Bedeutung und mit den Überraschungen des seit August 1914 die Welt bewegenden und trotz des sogenannten Friedens von Versailles heute von Deutschlands Feinden noch keineswegs beendeten Krieges hat eine solche Fülle von Tatsachen eindrucksvollster Größe und verschiedenster Art gezeitigt, daß es schwer fällt, eine einzelne derselben als die eindrucksvollste hervorzuheben. Den Umschwung, der, alles in der Kriegsgeschichte bisher Dagewesene überbietend, im Herbst 1918 dem Ausgang des Waffenganges das Mal aufdrückte, stelle ich dabei außer Wettbewerb. Sein Eindruck ist unerreicht. Er hat die ganze Welt in Erstaunen versetzt und seine Folgen sind noch nicht abzusehen. Die mir gestellte Frage bezog sich auch wohl nur auf Vorgänge im Kriege selbst, auf Tatsachen, die von unmittelbarem Einfluß auf dessen operativen Verlauf gewesen sind.

Da muß ich zunächst gestehen, daß nach erfolgter Kriegserklärung die Erkenntnis auf mich tiefen Eindruck machte, daß wir nicht nur mit Franzosen und Russen, sondern mit der Feindschaft der halben Welt zu kämpfen hatten, daß König Eduards VII. Geist noch umging, und dessen von Northcliffes Zeitungshetze unterstützte Machenschaften tatsächlich den Erfolg hatten, der Welt eine Meinung über Deutschland einzuhämmern, die in ihrer lügenhaften Gehässigkeit uns kaum einen Freund übrig ließ. Daß man unserem jeder Grenzerweiterung abgekehrten Volke, unserem nur auf Frieden und Volkswohlfahrt bedachten Kaiser die Schuld am Kriege zusprechen, daß gebildete Ausländer ihr Besserwissen von Deutschlands Kultur und Wesen einer bezahlten Presse opfern, Worte wie „Barbaren" und „Hunnen" den rachsüchtigen, eitlen Franzosen nachbeten konnten, — dieses und all die anderen Begleiterscheinungen der sich offenbarenden Weltpsychose, riefen in mir einen Eindruck hervor, der mich an dem gesunden Menschenverstand und vielem anderen zweifeln ließ.

Als dann das Kämpfen wirklich begonnen hatte, und das deutsche Heer in Ost und West des Vaterlandes Grenzen geschützt

[1]) Abschnitte aus seinen der Familie bestimmten Niederschriften, von dieser dem Herausgeber zur Verfügung gestellt.

und in Feindesland eingedrungen war, und ich die Ereignisse bei Tannenberg, an den masurischen Seen und bei dem wirksamen Stoß in die Flanken der „russischen Dampfwalze" über Wloclawek und Kutno nach Lodz und Lowicz erlebt hatte, da war es das Heldentum des deutschen Soldaten vom General herunter bis zum vordersten Streifreiter und Musketier, Kanonier und Pionier, dessen erhebender Eindruck alle anderen beherrschte. Felix Dahns Mahnruf „Der Sieg ruht in der Zukunft dunklem Schoß, doch in uns selbst das Heldentum!" war nicht verhallt. Ein durch Vaterlandsliebe und Erziehung tief gewurzeltes Heldentum war es, welches der russischen Übermacht nicht nur Stand hielt, sondern sie siegreich überwältigte. In meinem Herzen stellte ich schon damals auf das Siegesmal, das ich in Gedanken auf dem Tempelhofer Felde erstehen sah, die Gestalt eines schlichten, deutschen Soldaten, dem, stürmend, das Gewehr in der Hand, der unerschütterliche Wille zum Siege aus dem Gesichte sprach.

Und dieser Eindruck vom Heldentum des deutschen Soldaten in der Front hat im Laufe des Krieges sich immer wieder erneut. In der Glut der Sonne und unter dem Druck des Staubes hielt dieses Heldentum mit frohem Mute durch von Gorlice über Jaroslaw, Rawa Ruska und Krasnostav bis über Brest Litowsk hinaus; im Sturm der Kossova auf der Donau, im Schlamme des Moravatales, wankte es nicht, und in den vom frühen Winter mit Schnee bedeckten Gebirgsketten zwischen Semendria und dem Amselfeld, sowie endlich in den unter gleicher Witterungsungunst kaum gangbar gebliebenen, zerklüfteten Waldgebirgen und deckungslosen, lehmigen Ebenen Rumäniens überwand es jede Schwierigkeit. Und das alles im fast ununterbrochenen Kampf mit einem tapferen, durch von langer Hand vorbereitete Feldbefestigungen zu zähem Widerstand befähigtem, an Zahl fast immer überlegenen Gegner. Fürwahr! Das unbeugsame Heldentum, das sich da im deutschen Soldaten offenbarte, erreichte in seinem Eindruck das Höchste, was mir bis dahin aus der Kriegsgeschichte bekannt geworden war. Mit Führern und Soldaten solcher Art war das Kühnste zu wagen und zu erreichen. Da waren Selbstvertrauen und Verantwortungsfreudigkeit des höheren Führers kein Verdienst mehr. Dieses herrliche Vertrauen zu dem kriegerischen Manneswert des deutschen Soldaten hat mich im Verlauf der Operationen nicht einmal getäuscht. Auf fünf Kriegsschauplätzen, in welchem Gelände, unter welchen Witterungsverhältnissen und gegen welchen Feind auch immer — stets hat ihm die Truppe Bestätigung errungen. Deutschlands treu gebliebener, ausländischer Freund und Augenzeuge mancher Kriegstat, Sven Hedin, hat Recht, wenn er unter deren Eindruck von „märchenhaften Großtaten" berichtet.

Solchen Eindrücken selbst mit Kopf und Herz ergeben, mußte ich das Ende des Jahres 1918 erleben! Unmöglich Gehaltenes voll-

zog sich wie im Umschwung eines Augenblicks. Unfaßlich war mir, was ich, — fern von den Brennpunkten des Umsturzes, — hiervon hörte, unerklärlich, was ich dann nach und nach selbst in der eigenen Heeresgruppe bei den Formationen der Etappe, des Verwaltungs- und des technischen Hilfsdienstes an plötzlicher Zuchtlosigkeit und Wankelmütigkeit neben gewohnter Betätigung unerschütterlicher Treue, Mannszucht und Hingabe für das Ganze erleben mußte. Ein Reich, dessen Volk in Waffen sich vier schwere Jahre hindurch als das stärkste unter den Kämpfern erwiesen hatte, gab sich selbst dem Untergange preis und zog seine Armee, „im Felde unbesiegt", mit in den Abgrund!

Ich vermag bei diesen erschütternden Eindrücken nicht zu verweilen. Der begeisterte Schüler preußischer Geschichte, der alte Soldat von 1870/71, der Zeuge der wilhelminischen Zeit Deutschlands und jener märchenhaften Großtaten von 1914/18 möchte sie vergessen. Der erhebende Eindruck von dem Heldentum, das meine Soldaten, ihrer Vorfahren würdige Söhne, mit der Waffe in der Hand bewiesen haben, soll mich begleiten bis in meine letzte Stunde. Möchte das ganze deutsche Volk dieses Heldentum nicht vergessen! Deutsche Jugend! Richte dich daran auf!

* * *

Deutscher Idealismus hatte es nicht zu erdenken vermocht, daß der Erbe König Karols von Rumänien — wie dieser ein Hohenzoller und ehemaliger preußischer Offizier — dem Lande seiner Geburt und dessen Kaiser aus Hohenzollernstamm Krieg ansagen könne. Die am 27. August Tatsache gewordene Kriegserklärung überraschte daher weite deutsche Kreise und schuf eine kritische Lage bedrohlichster Art. Sie war nur durch schnelles Handeln zu überwinden. Die Weisungen der Obersten Heeresleitung entsprachen dieser Auffassung. Unverweilter Angriff in der Dobrudscha wurde Losung und wieder einmal fand der friderizianische Grundsatz, „allemal zuerst zu attackieren", seine Bestätigung. Der am 6. September geglückte Angriff auf Tutrakan drückte dem rumänischen Feldzug von vornherein das Mal auf. Er störte den Entwurf der rumänischen Heeresleitung, schuf dort Ratlosigkeit und Verwirrung und setzte in Deutschland Siegeszuversicht an die Stelle ernstester Beklemmungen.

Ein Detachement von 4 Bataillonen, 3 Batterien und 4 Schwadronen preußischer Truppen war es, das entschlossen längs der Donau in die rechte Flanke der Befestigungen von Tutrakan eindrang und die darin überraschten 28000 Rumänen einer bulgarischen Division in die Arme trieb, während eine andere Dobric besetzte. Als jenes Detachement auch Silistria genommen hatte, war fester Fuß in der Dobrudscha gefaßt und der Teil gewonnen, den die Bulgaren erstrebten. Allerdings war damit auch deren Tatendurst befriedigt. Fortan hatten wir bei ihnen kaum noch hingebende Leistungen zu erwarten, wohl aber mit Ansprüchen zu kämpfen.

Die völlige Sicherung unserer rechten Flanke für Operationen auf der nördlichen Seite der Donau, in dem eigentlichen Rumänien, wurde durch die Schlacht bei Copraisar-Cobadino und die Verfolgung der geschlagenen Rumänen und Russen über Constanza und Czernawoda hinaus bis zur schmalsten Einschnürung der Dobrudscha zwischen Meer und Donau erreicht. Auch in dieser Schlacht hatten wiederum deutsche Truppen den entscheidenden Stoß geführt.

Ich hatte die Schlacht von einem der vielen Tumuli, die ein Kennzeichen der Dobrudscha-Landschaft sind, geleitet. Der gewählte Hügel hob sich aus der leicht gewellten, baumlosen Ebene besonders hervor und führte den Namen Taslijuk. Am Tage des Sturms auf die befestigte Stellung von Copraisar verlegte ich meinen Standpunkt weiter nach vorn auf einen anderen hervortretenden Tumulus und als die Verfolgung einsetzte, wurde ein neuer Sprung vorwärts unternommen auf einen Tumulus, der während der Schlacht anscheinend einem höheren rumänischem Stab als Standort gedient hatte.

Als ich letzteren erreichte, fuhr gerade links davon eine verfolgende Batterie auf und rechts trabte die bulgarische Kavallerie-Division heran, mit deren bewährtem Führer, General Koleff, ich kurz Meldung und Befehl wechselte. Eine leichte Nebelschicht lag über dem weiten Gefilde und ließ die Linie des nach der Karte unweit vor uns sich hinziehenden Trajanswalles mehr ahnen als erkennen. Dieser wurde, wie das Verhalten unserer Infanterie bewies, vom Feinde nicht verteidigt. Nur vor einem einzelnen, landeinwärts aus dem Dunst ragenden Petroleumtank suchte seine Nachhut-Infanterie sich zu setzen. Dieser galt der erste Schuß der Batterie; aber er traf den Tank.

Eine gewaltige Flamme schlug daraus gen Himmel und wuchs sich aus zu einer tief schwarzen Rauchwolke, die wie eine Riesenflagge sich ostwärts verlängerte. Der Feind verschwand. Die breite Senke nahm ihn auf, in der einst ein Mündungsarm der Donau seinen Lauf genommen hat und heute die Eisenbahn von Czernawoda nach Constanza entlang führt. Aber Truppen aller Waffen sah man dem Feinde nachsetzen. Der Nebel lichtete sich und wie eine Fata Morgana entschleierte sich allmählich, anfangs über dem Nebel schwebend, vor unseren Blicken Constanza mit seinen weißen Minarets und Gebäuden aller Art. Aus seinem Hafen flüchtete, der hohen See zu, die russische Schwarze Meer-Flotte. Aus dem Dunst, der noch auf dem Wasser lag, sah man ihre Breitseiten blitzen; aber die Geschosse erreichten weder uns, noch hielten sie die auf Constanza vorgehenden Truppen des rechten Flügels auf.

Niemals werde ich von dem Eindruck dieses Bildes mich losmachen. Kampf zu Lande und zu Wasser; alle Waffen in Tätigkeit und im Vorwärtsgehen. Vor mir das weiße aus dem Nebel auftauchende Constanza, darüber bis zum Meere hin die schwarze



Rauchfahne. Und dazu Siegesstimmung! Es war der 22. Oktober, der Geburtstag der Kaiserin! Was mit den geringen, verfügbaren Kräften in der Dobrudscha erreicht werden konnte, war erreicht: der Feind entscheidend geschlagen, seine Verbindung über See ihm genommen, eine große Menge von Kriegsmitteln aller Art in Constanza sichere und willkommene Beute und — die Vorbedingung zu einem Donauübergang, zu dem mit der 9. Armee vereinten Angriff auf die Masse des rumänischen Heeres errungen.

* * *

Zum zweiten Male — dieses Mal von rechts nach links — war ein Donauübergang geglückt. Die bei Sistow am 23. November über den Strom gesetzten Truppen der Donauarmee waren mit dem linken Flügel über Alexandria auf Bukarest angesetzt; sie hatten Anschluß an die nach Überwindung bisher kaum gekannter Schwierigkeiten unter General v. Falkenhayn über die Karpathen gekommene 9. Armee gewonnen. In heißen, an Zwischenfällen reichen Kämpfen vom 1. bis 4. Dezember — Schlacht am Arges — war der rumänischen Armee eine entscheidende Niederlage beigebracht worden. Mit dem Oberbefehl über beide Armeen betraut, hatte ich das Hauptquartier von Sistow nach Alexandria verlegt und folgte von da den Truppen auf der Straße nach Bukarest.

Die Frage, wird dieser Platz von den Rumänen verteidigt werden, beherrschte alle Erwägungen. Gerüchte gingen um, es sei nicht armiert.

Als junger Generalstabsoffizier hatte ich in der Zeit als König Karol nach den Plänen des Erbauers von Antwerpen, des Generals Brialmont, Bukarest zu einer Gürtelfestung auszugestalten begann, die Balkanstaaten zu bearbeiten gehabt und wußte daher, welcher Art die Befestigung von Bukarest war. 18 mit Panzertürmen ausgerüstete Forts und ebensoviele Zwischenwerke bildeten, 9—13 km von dem Rande der Stadt entfernt und in der walachischen Ebene fast jede natürliche Unterstützung durch das Gelände entbehrend, einen durch Ring-Chaussee und Eisenbahn verbundenen Kranz meist gleichmäßiger, hoch aufgezogener Werke. Eine Kern-Umwallung war nicht vorhanden. Die Westfront, auf welche die Straße von Alexandria führte, war der schwächere Abschnitt des Fortgürtels.

Um diesen möglichst schnell zu durchbrechen, wurden alle Vorkehrungen so getroffen, wie die Erfahrungen es geboten, die der gegenwärtige Feldzug gezeitigt und die ich 1915 namentlich bei Przemysl gesammelt hatte. Diese Vorkehrungen konnten nicht überlegt und umfassend genug sein, wenn Bukarest verteidigt wurde. Denn für die Rumänen handelte es sich nicht nur um die mit großen Geldopfern geschaffene Zentralfestung, nicht nur um die Landeshauptstadt, sondern um den Hauptwaffenplatz und die Seele des Landes. Alle Aushilfen mußten bedacht, schwerstes Ge-

schütz und ausreichende Munition zur Stelle und für den eigentlichen Einbruch mindestens 3 Divisionen unmittelbar bereit gestellt sein. Der Chef des Generalstabes, General Tappen, hatte mit peinlichster Sorgfalt daran gearbeitet. Unmöglich war es nicht, daß die Rumänen geneigt sein könnten, ihre Landeshauptstadt nicht dem Geschick einer Berennung und eines Kampfes preiszugeben; aber ein Truppenführer soll niemals das ihm Willkommene vom Feinde erwarten. Die Spannung, im Grunde auf einen harten Kampf gestimmt, wuchs daher, je näher wir Bukarest kamen.

Am Morgen des 6. Dezember meldete der Tags vorher dahin entsandte Parlamentär, daß er westlich Bukarest von rumänischen Truppen angenommen und unter den üblichen Formen nach langer Fahrt auch zu einem höheren Stabe gebracht, aber hier die Annahme des an den Kommandanten von Bukarest gerichteten Schreibens verweigert worden sei. Bukarest sei keine Festung und habe keinen Kommandanten.

Das klang nach Räumung, entspannte aber die Lage nicht. Es hieß selbst sehen.

Ich begab mich zur Avantgarde. Diese hatte die schon in Galizien und Serbien mir als besonders kriegstüchtig bekannt gewordene und bei der Eroberung von Przemysl bewährte bayerische 11. Division des Generals von Kneußl inne. In ihrer Vorhut fand ich das ihr zugeteilte, von mir gleichfalls sehr geschätzte Deutsch-Ordens-Infanterie-Regiment Nr. 152. Das Regiment war gerade im Begriff, mit Patrouillen an die Fortlinie heranzufühlen. Kein Schuß war bis dahin gefallen, weder aus den von Baumbeständen verdeckten, nur mit einzelnen Stellen ihres hohen Aufzuges erkennbaren, nächstliegenden Forts- und Zwischenwerken, noch aus den Gehölzstreifen, welche Ring-Chaussee und Eisenbahn und das Hinterland der Sicht entzogen.

Sollte Bukarest uns wirklich ohne neue Blutopfer ausgeliefert werden?! — Der Augenschein spricht mit jeder Minute mehr dafür.

Wir verfolgen die Patrouillen von den Häusern des Dorfes Bragadiro aus, schließlich kaum 2 km von der Fortlinie entfernt. — Die Patrouillen verschwinden in den Gehölzen des Fortgürtels! — Wir rüsten uns, ihnen zu folgen. — Da erscheint ein Deutsch-Ordens-Musketier, die Mütze schwenkend neben dem leeren Flaggenmast des Forts links der Straße! „Vorwärts Kraftfahrer!" heißt es und in schnellster Fahrt erreichen wir, — d. h. mit mir General Tappen, Major Krahmer und der des Rumänischen mächtige Leutnant Sladek — die Ringstraße. Wir biegen auf dieser nach dem Fort links ein. — Nichts von Armierung, nichts von Verteidigung! Die Panzertürme ohne Geschütze! In Richtung auf Bukarest nichts vom Feinde zu sehen, auch nichts von der in einer leichten Senke der Dambowitza liegenden, turmlosen Stadt. In unbegrenzt scheinender Feldflur tiefer Frieden! Eine eingehende Meldung sagt, daß die Kavallerie des

rechten Flügels der 9. Armee an den Forts auf Bukarests Nordfront — hier das starke Chitilla — nur Nachtrupps getroffen, die Forts selbst verlassen gefunden habe. Letzteres bestätigt das eigene Erleben. Eine Festung Bukarest ist also nicht zu stürmen. Und die Stadt? Wer den Fortgürtel preisgibt, wird es auch nicht zum Kampf um die offene Stadt kommen lassen. Das Herz jubelt vor Erleichterung und Dankbarkeit. Also: „Zurück zur Alexandriastraße und vorwärts nach Bukarest!"

Die Avantgarden-Schwadron — bayerische Chevaulegers — trabt gerade in dieser Richtung über die Ringeisenbahn. An ihr vorbei saust der Kraftwagen der rumänischen Hauptstadt zu. Führer entgegenkommender Landfuhrwerke sagen aus, daß rumänische Infanterie und Artillerie in der Nacht, Kavallerie vor zwei Stunden durch Bukarest abgezogen sei. — An der schnurgeraden, breiten Straße werden nach und nach die ersten Häuser der Stadt sichtbar. Keine Kugel pfeift. Die Stadt scheint in der Tat nicht besetzt! Kaum gedacht, sind wir auch schon am Eingang der Vorstadt! Hier und da stehen Menschen vor den niedrigen Häusern. Sie scheinen teilnahmslos.

Am Ende der breiten Vorortstraße sehen wir einen Reiter. Sollte noch Kavallerie im Ort sein? Aber die Silhouette des Reiters sieht nicht aus wie ein Soldat in Feldausrüstung. Wir bleiben in voller Fahrt. Der Reiter kommt uns entgegen. Es ist ein Schutzmann. Er pariert sein Pferd und meldet, daß er beauftragt sei, den deutschen Soldaten den Weg — zur Bürgermeisterei zu zeigen. Wie höflich, wie umsichtig und vorbedacht! Sicherlich sitzt ein Kenner deutscher Ordnung und Sitte im Bukarester Stadtregiment. Aber ich strebe nicht nach dem Rathaus, sondern nach dem Königlichen Schloß. Angesichts dessen will ich meinem Allerhöchsten Kriegsherrn die Inbesitznahme von Bukarest melden. Der berittene Schutzmann weist auf die am Ende der Vorstadtstraße haltenden Wagen der elektrischen Straßenbahn und empfiehlt, den Geleisen der letzteren zu folgen, und wir verweisen ihn auf die im Anmarsch befindlichen, in einer Stunde zu erwartenden deutschen Truppen.

Dann geht die eigenartige Fahrt weiter. Aber wie wird sich der Janhagel der Großstadt dazu verhalten? Er neigt zu Ausschreitungen und der Bukarester zum Chauvinismus. Wir achten solcher Gedanken nicht und treffen da, wo unsere Einfahrtsstraße die eigentliche Stadt erreicht und sich teilt, auf die Straßenbahn. Ihr folgen wir. Sie ist im Betrieb und gut besetzt. Je tiefer wir längs ihrer Geleise in die Stadt eindringen, um so mehr wächst das Bild großstädtischen, friedlichen Lebens und Treibens. Offene Läden, gefüllte Caféhäuser! Wir werden gegrüßt. Kleidsam uniformierte Schutzleute regeln in tadelloser Haltung den Verkehr. In Berlin kann es nicht geordneter zugehen. — Vereinzelt ertönen Hurras und



deutsche Zurufe. Ja, befinden wir uns denn nicht inmitten der Bevölkerung einer feindlichen Hauptstadt? Ist denn nicht Krieg? Ist es ein Traum, der uns verblendet? Sahen wir nicht noch vor wenigen Stunden schweren Kämpfen entgegen? Und jetzt? — Statt feindlicher Kugeln trifft uns — eine Blume! Am Justizpalast vorbei sind wir über die Dambowitza nach der Calea Viktoria gelangt, die den jenseitigen Hauptteil von Bukarest durchzieht. Aus einer Verengung der Straße herauskommend, sehen wir uns plötzlich vor dem Königlichen Schloß.

Wir erkennen ein schmuckloses Gebäude als solches an Schilderhäusern, dem von einem Geschütz flankierten Wachtgebäude und dem hohen Gitter, das einen mit Ziersträuchern geschmückten, kleinen Vorhof abschließt. Auch fällt die stärkere Ansammlung von Menschen auf der zu einem Platz sich erweiternden Straße auf. Wir lenken in den Vorhof ein und machen vor einem Portal Halt. Zwei Herren erscheinen auf der Freitreppe, stellen sich der eine als Schloßhauptmann, der andere als Verwalter des Königlichen Privatbesitzes vor und bieten — ein Frühstück an. Kaum sind die ablehnenden Worte nach rechts gewechselt, da tritt links ein deutscher Offizier an den Wagenschlag, — ein Leutnant mit 10 Mann! Pommersche Königs-Grenadiere! Der Offizier meldet sich von Norden her als Patrouille der 9. Armee in die Stadt entsandt, und bestätigt, daß der rechte Flügel der Armee den Fortgürtel im Norden gestreift und nur noch mit Nachzüglern Schüsse gewechselt habe. Eine Seitenabteilung sei hinter der Patrouille nach der Stadt abgezweigt. Ich übergebe dem Offizier bis zu dem in 1—1½ Stunden zu erwartenden Eintreffen der Spitzen der Donauarmee den Schutz des Schlosses, zu dessen Plünderung eine gewisse Schicht der Großstadtbevölkerung bereit sein könnte, um sie nachher den Deutschen in die Schuhe zu schieben — die Ansammlung vor dem Schloß legte den Gedanken nahe — und befehle dem Schloßhauptmann, alle Zugänge zum Schloß zu schließen. Während ich dann die — auf der Rückfahrt dem ersten Feldtelegraphen zu übergebende — Meldung von der Einnahme Bukarests an Seine Majestät diktiere, ist die Volksmenge vor und im Schloßhof gewachsen. Das Hurrarufen nimmt zu. Der Kraftwagen füllt sich mit Blumen. Meine Begleiter haben Mühe, die Trittbretter freizuhalten, und — deutsche Laute klingen vermehrt an unser Ohr. Wir sehen uns umringt und bestürmt von einer Menge, in der Deutsche und Österreicher die Oberhand haben. Diese Männer und Frauen und Kinder sind wochenlang interniert gewesen, nun freigelassen, soeben aus übelstem Unterkommen und scheußlicher Behandlung in die Stadt zurückgekehrt und geben jubelnd ihrer Freude Ausdruck, in das eigene Heim zurückkehren zu können und deutscher Truppen Schutz zu genießen.

Letzteren entgegenzufahren und ihnen zu verkünden, daß sie in Bukarest einmarschieren können, wie nach einem Manöver in einen



Unterkunftsort, ist meine nächste Aufgabe. Am Ende der Vorstadt treffe ich die Avantgarden-Eskadron, nicht weit von den letzten Ausbauten die vorderste Infanterie und bald darauf höhere Stäbe und die Gros der über Bragadiro anmarschierenden Truppen. Sie werden nicht in einen Kampf geführt. Als Siegespreis der Schlacht am Arges winkt ihnen das offene, vom Kriege unversehrte Bukarest! Frohsinn beflügelt ihren Marsch.

Ich eile, das Hauptquartier zu erreichen, wo es nun gilt, der so glücklich gewandelten Lage mit neuen Befehlen und Weisungen Rechnung zu tragen. Beim einfachen Abendessen berichten meine Begleiter von unserer Fahrt. Statt Geschütz- und Gewehrfeuer Hurras und Blumen, statt erwartetem zähen Widerstandes und heißer Kämpfe eine unverteidigte Festung und Hauptstadt und in dieser vorbereitete Quartiere! Und der Oberbefehlshaber, nur von drei Offizieren begleitet, seinen Truppen 10 km voraus als Erster in dem vom Feinde kaum geräumten Mittelpunkt des Landes! Es fällt das Wort: „Husarenstreich!" Ein Pessimist unkt leise: „unüberlegt". Mag sein! Es war jedenfalls mein für die eigene Erinnerung eindrucksvollster und — mein letzter. Ich hatte am gleichen Tage mein 67. Lebensjahr vollendet.



Feldartillerie im Bewegungskrieg.

Von Hauptmann Walter Heiß, im Felde Batteriechef und Abteilungskommandeur in aktiven Feldartillerie-Regimentern.

In Ostpreußen.

Wieder war die Vierte vorn. So ging das nun schon seit dem ersten Gefechtstage.

Wißt Ihr noch, wie wir in Löbau ausgeladen wurden nach vollendeter Mobilmachung? Da wurde ein Bataillon der Grenadiere vorgeschickt zur Verstärkung des Grenzschutzes. Die vierte Batterie wurde ihm beigegeben. Was waren wir froh, daß wir als erste Batterie des Regiments einen Gefechtsauftrag erhielten. Voraus war das Bataillon bereits, die Batterie sollte ihm nach. Im „Richt Euch" ging's durch die Stadt. Stolz saßen die Reiter auf ihren Pferden, hoch reckten sich die Kanoniere auf ihren Geschützen. Nun konnten wir hoffentlich bald zeigen, was wir im Frieden gelernt. —

Vor der Stadt wurde geladen und dann ging's mit Aufklärern rechts und links im schlanken Trabe der Grenze zu. — Bei Soldau lagen wir im Grenzschutz. Eingegraben stand die Batterie am Südrand der Stadt. Der „Alte" mit seiner Beobachtung war dicht dabei, denn wir hatten ja damals noch wenig Telephondraht und konnten uns lange Verbindungen zwischen Feuerstellung und Beobachtungsstelle nicht leisten.

Schmalhans war Küchenmeister. Etappe und Nachschub gab es noch nicht. Feldküchen besaß ja die Feldartillerie nicht. Mit Neid schauten wir auf die „Gulaschkanonen" der Infanterie. Für die Pferde wurde der Hafer vom Felde gemäht und für die Menschen trieb unser umsichtiger Staffelführer Brot und Hühner in der Stadt auf. Die kochte der Vizewachtmeister im Schweiße seines Angesichts in großen Kesseln. Das stillte den Hunger. Geschmeckt hat es wohl kaum. Die Federn klebten noch halb daran und das Fleisch war zähe und ausgekocht. Wir befanden uns eben im Anfang des Krieges und in den Anfängen unserer Kochkunst, die später sich zu ungeahnter Höhe entwickelte.

Wir hatten auch keine Zeit uns mit solchen Dingen zu befassen, dazu war die Lage zu gespannt. — In der Nacht zum 12. August ging's endlich vor in Feindesland. Bei Krempa überschritten wir mit Hurra die Grenze und bei Lewiczyn pfiffen die ersten Kugeln.

Eine russische Kavalleriedivision saß dort fest, gegen die das Grenadier-Regiment und die II. Abteilung zum Angriff angesetzt wurden.

Wißt Ihr noch, wie wir schnell hinter den Höhenrand in Stellung gingen und wie die „Vierte" als erste Batterie des Regiments und des XVII. Armeekorps das Feuer auf den Feind eröffnete? Prasselnd schlugen die Schrapnells in das russische Gehöft, in dem die Feinde sich eingenistet hatten, und prasselnd schlug die Flamme zum Dach hinaus. Der Feind wich und die Batterie ging vor.

Wohl hatte das Vorderhandpferd vom ersten Geschütz einen schweren Brustschuß, aber treu und unermüdlich zog das brave Tier seine Last in die neue Stellung, dann brach es zusammen. Und wieder fuhren die Schrapnells in die Russen und wieder sprangen die Grenadiere und drängten den Feind.

Vorwärts! hieß es, vorwärts! Ran an die Infanterie und ran an den Feind! — Da vor uns der sumpfige Bach, da mußten wir hinüber. Die schmale Brücke lag unter den Schrapnells der Russen. Was half's? Wozu hatten wir denn im Frieden geübt? Mit großen Abständen, im langen geräumigen Galopp ging's hinüber. Sobald die Wattebäusche einer Schrapnellgruppe erschienen waren, brauste das nächste Geschütz hinüber und hindurch. Da hatten wir schon gleich unsere erste Kriegserfahrung erworben. — Dort an jenem Gehöft ging die wilde Jagd vorbei. Da stand der Kosak und stach mit seiner Lanze nach dem Führer des Beobachtungswagens. Aber der brave Sergeant nahm ihm die Lanze weg und stach den Kerl mit seiner eigenen Waffe über den Haufen.

Und hinein in den Talkessel. Wie pfiffen da die Kugeln der Karabiner und Maschinengewehre, wie krachten die Geschosse der russischen Batterien! Das war eine gründliche Feuertaufe. Aber geschafft wurde es. — Mit Pferd und Mann keuchten die Geschütze auf die Höhe und spieen in den Russen hinein, bis er wich. Ringsum steckte er sich Dörfer und Gehöfte als Fackeln zu seinem Rückzuge an. Am Horizont sah man seine Schwadronen und Batterien von dannen eilen. Um uns her waren die Felder zertreten. Aus dem Roggen leuchtete der rote Mohn. Doch nein, es war ja nicht Mohn, es waren die roten Streifen an den Hosen der gefallenen Kosaken.

Als Sieger lagerten wir auf dem Schlachtfeld. Nachts ging es zurück, zurück über die brennende Brücke der Mlawka, wo als Wahrzeichen des Krieges schon tagelang der tote Schimmel lag und aus gedunsenem Körper seine blanken Eisen zum Himmel streckte.

Und hinein in die Bahn und in eiliger Fahrt an der alten Garnison vorbei, über Marienburg, wo der Geist der Hochmeister seine Jünger grüßte, über Elbing nach Insterburg.

Dort oben stand Rennenkampf und bedrohte Ostpreußen. Das I. Armeekorps band mit ihm an. — Hinunter nach Darkehmen zogen wir an die Angerapp. Das Bild des Krieges tat sich auf.

Endlos zogen die Flüchtlingskolonnen der Einwohner nach Westen. Hoch auf dem Wagen lagen die Frau und die Kinder, dabei die Nähmaschine, ein Vogelbauer und nutzloses Zeug, in eiliger Flucht wahllos zusammengerafft. Daneben trottete müde und verbissen der Mann und trieb die hungrigen Pferde an. Flüchtlingselend aus Hermann und Dorothea! Seitab vom Wege brüllten die Kühe nach der Melkerin und im Hintergrund brannte die Heimat der armen Vertriebenen.

Dann kam die Nacht zum 20. August. Dort oben bei Gumbinnen tobte die Schlacht und zog uns an. Im Morgengrauen waren wir heran. Wohl knurrte der Magen, keine Feldküche gab uns Kaffee. Aber vergessen war alle Entbehrung, als am Morgenhimmel die Wölkchen der russischen Artillerie hingen. —

Und wieder bekam die Vierte ihren Sonderauftrag. Mit einem Infanterieregiment zusammen sollte sie auf dem rechten Flügel des Armeekorps angreifen und die wankenden Russen werfen. — „Dort in jenem Grunde steht eine feindliche Batterie und hindert unser Vorgehen. Schießt sie mir weg!" So lautete der Befehl. Hinein in die Stellung. Unter Bäumen am Wegrande standen wir hingeklemmt und in uns hinein funkte die russische Artillerie und pfiff das Infanteriefeuer. — Der Russe wich nicht. Eingegraben stand er bis an die Zähne und feuerte aus Schießscharten. Er hatte auf den mandschurischen Schlachtfeldern gelernt, was wir auf Ostpreußens Gefilden uns erst aneignen mußten. Tapfer hielten sich die Kanoniere. Gruppe auf Gruppe flog aus den Rohren. Dicht neben uns stand der „Alte" hinter seinem Beobachtungswagen und leitete das Feuer. Die Mannschaften der Staffel waren bewundernswert. Im sprungweisen Vorgehen schleppten sie von rückwärts die Munition heran. Kein Pferd konnte in dem Feuer sich der Stellung nähern. — Dann kam der Abend und mit ihm der Befehl zum Rückmarsch. — Warum zurück? Wir hatten doch brav gefochten, kein Russe hatte auch nur einen Schritt vorwärts getan? Die Schlacht stand. Was ging's uns an? Befehl ist Befehl. —

Wie auf dem Exerzierplatz protzten wir auf. Die Staffel voran, dann die Geschütze, zuletzt der Batterietrupp, so ging's hinein in den Abend.

Wir hatten Glück gehabt. Andere Batterien, die offen aufgefahren, lagen zerfetzt am Boden. Den Chef unserer Nachbarbatterie hatten die Russen von der Leiter heruntergeschossen. Wir waren verhältnismäßig gut weggekommen.

Die nächsten Tage ging es rückwärts. Nun war die Vierte in der Nachhut, denn der Feind war hinten. Die Munitionswagen hatten wir vorn, die Geschütze am Ende. Und dahinter ritt der Alte mit seinem Batterietrupp. Das paßte ihm garnicht, daß es rückwärts ging, arg brummig war sein Gesicht, er pfiff gar nicht mehr vor sich hin. —



Einmal tauchte der Stab des Generalkommandos neben uns auf. Die Feldmütze im Genick, ritt unser kommandierender General auf seinem hochbeinigen Schimmel. Bekümmert und bedrückt auch er. So war uns allen zu Mute. So zogen wir vier Tage nach Westen, der Weichsel zu.

Aber dann mit einem Male, wißt Ihr noch, bei Friedland, da bogen wir nach Süden ab. Wir bildeten wieder eine Vorhut und wieder war die Vierte in ihr. Nun hatten wir wieder die Geschütze vorn und die Staffel hinten. Seitdem geht es Gottlob wieder vorwärts. „Was mag denn nur los sein?", so sprach der lange Cheftrompeter, der das Scherenfernrohr am Sattel trug, zu dem Sergeanten, der den Richtkreis I bediente.

Ja, was mag los sein? Eigentlich kann uns das ja ganz egal sein. Hauptsache, daß es wieder vorwärts geht und das tut es ja gründlich. Am 26. haben wir doch erst bei Lautern ein ganzes russisches Korps zu Paaren getrieben. Das war mal ein schöner Tag. Wir flitzten unsere Granaten hinein, als der russische Angriff über die Höhe kam. Seitdem geht es unaufhaltsam vorwärts, 50, 60 Kilometer den Tag. Unser Essen besteht aus Brot und rohen Rüben. Früher hätte man es für unmöglich erklärt, tagelang damit auszukommen. Aber man sieht, es geht. Unser nächstes Ziel muß aber eine Feldküche sein, die uns der Russe bei der nächsten Schlacht liefern soll.

Einen neuen Armeeführer sollen wir haben. Wer mag das sein? Das weiß ich nicht! Aber ein Ruf geht ihm voran, der besagt Gutes. Und einen Gehilfen soll er mitgebracht haben, einen General, der bei Lüttich in eigener Person mitgestürmt hat. Paß auf, die Beiden werden es schon schaffen. — Bei Lautern neulich, das war schon ein guter Anfang. Und heute liegt auch wieder etwas in der Luft. Wir sind doch nicht umsonst in der Vorhut. Der „Alte" ist ja auch wieder ganz vergnügt, seit es vorwärts geht. Sieh doch, wie er da vorn auf seiner kleinen Halbblutstute sitzt und sein Lieblingslied in den frühen Morgen pfeift: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt."

Am Morgen des 30. August 1914 war es, da zog die vierte Batterie in der Vorhut der Division von Passenheim nach Süden auf Jedwabno. Die Seenge von Burdungen hatten wir gerade durchschritten, da kam der Ordonnanzoffizier des Regiments angebraust und meldete, aus Jedwabno heraus bewege sich starke russische Kavallerie. Die Batterie solle sofort in Stellung gehen und die Kavallerie zusammenschießen. Das war mal wieder ein Auftrag! — Schon sprengt der Batteriechef mit seinem Trupp im Galopp von dannen und auf das Zeichen des nachführenden Offiziers folgt die Batterie im schlanken Trabe ihrem Führer. Hinauf auf die Höhe fegt zum Schluß die wilde Jagd. Da unten traben die Russen, allerlei Wagen schleppen sie mit sich, lange Reihen.

Da fegt der Bleihagel unserer Schrapnells hinein. Was nicht fällt, schlägt mit der Nagaika auf die Pferde ein und sucht zu entkommen. Die Kanoniere verfolgen das seltene Wild am Rundblickfernrohr. Noch mancher Schuß schlägt hinein und holt Feinde aus dem Sattel. Blau und rot blinkt das Feld wie Kornblumen und Mohn von den farbigen Hosen der russischen Reiter.

Der Regimentskommandeur ist bei uns und auch der Brigadekommandeur kommt hinzu. Das war mal ein Ziel für einen Feldartilleristen. Ganz anders war das wie bei den Schießübungen in Hammerstein und Arys. Dort liefen die Scheiben so schnell und es waren ihrer so wenige. Hier aber quoll Welle auf Welle aus dem Ort heraus und suchte nach Osten zu entkommen. Vergeblich! Was unserem Feuer entkam, preschte anderen deutschen Batterien vor die Rohre.

Doch was ist das? Hinter den Reitern kommt Fußvolk und läuft jetzt in eiligem Lauf den Hang hinauf, der Batterie entgegen. Ein Angriff? Aufgepaßt Kanoniere! Schon fliegen die Geschütze herum. Da zeigt das gute Glas, daß es waffenlose Menschen sind, die mit Armen und Tüchern winken im Näherkommen.

H—a—l—t, h—a—l—t gellt es durch die Batterie. Nur schwer läßt der entfesselte Jagdeifer der Leute sich bremsen. — Dann flutet's heran. Deutsche sind es, an die zweihundert deutsche Soldaten, die jubelnd und winkend auf uns losstürmen. Vom XX. Armeekorps sind sie, in den schweren Kämpfen bei Waplitz am Tage vorher gefangen. Unser Feuer hat sie befreit. Aus Freude fielen sie uns um den Hals. Nie werde ich vergessen, wie ihr Führer, ein Major, mir voll Dankbarkeit die Hand drückte und ich in ihm einen alten Bekannten aus Danziger Tagen entdeckte, mit dem ich vor wenigen Wochen in Zoppot friedlich am Strande gelegen.

Nun sickerten auch schon allerlei Nachrichten durch. Der Russe sei eingekreist. Eine ganze Armee stecke in dem Kessel drin, den die deutsche Führung geschlossen. Unsere Division hätte durch ihre Erfolge bei Lautern und am heutigen Tage wesentlich zum Gelingen beigetragen. — Hindenburg hieß unser Armeeführer. Hindenburg! Das klang wie Trotz und Zuversicht. Und das war doch ein Westpreuße? Natürlich! Gar nicht weit von unserer Garnison, bei Freystadt, da lag ja Neudeck, das Familiengut der Hindenburgs. Wenn uns hier im heiligen Osten, wo des Reiches Kraft und Wurzel lag, ein Sohn der Heimat führte, dann mußte Alles gut werden!

Darum also unsere Zuversicht, als wir am 24. bei Friedland nach Süden abbogen und aus dem Rückmarsch ein Vormarsch wurde. Und es war alles gut geworden. — Hin und her irrten vor uns im Waldgelände große schwere Staubwolken. Wie ein Tier im Käfig, das mit der Nase ans Gitter stößt, zurückschreckt und in anderer Richtung von neuem vergeblich sucht auszubrechen, so irrten russische Kolonnen in Wald und Haide umher, verzweifelt nach einem

Ausweg suchend aus diesem Kessel. Überall sperrte ihn Maschinengewehr und Feldgeschütz. Kein Entrinnen gab es.

Noch eine Nacht hindurch galt es dem Durchbruch des Feindes zu wehren. Wir sperrten die schmale Seenge bei Warschallen mit unseren feuerbereiten Geschützen hinter schnell gezogenem Draht. Dann war's geschafft. Am 31. August 1914 war der Sieg unser. Einer der gewaltigsten Siege der Weltgeschichte war gegen starke Übermacht errungen. Deutsche Feldherrnkunst und deutsche Soldatentapferkeit hatten ihn erstritten. — Tannenberg!

Nach Wochen unerhörtester Anstrengungen und gewaltigster Kämpfe trat ein Augenblick der Ruhe ein. Die Nervenanspannung ließ nach. Der Körper verlangte sein Recht.

Abends im Biwak bei Neuhof lagen Kanonier und Offizier am Wachtfeuer, wie wir es den ganzen Krieg hindurch gehalten haben. Da klangen all die alten Soldatenlieder in die Sommernacht, die schon unsere Väter 1870/71 begeistert hatten, und die neuen dazu: „O Deutschland hoch in Ehren, Du heil'ges Land der Treu." Und dann nach einem brausenden Hurra auf unsern geliebten Obersten Kriegsherrn die jubelnde Weise:

„Heil Dir im Siegerkranz,
Herrscher des Vaterlands,
Heil Kaiser Dir."

Die vier Trompeter der Batterie traten in den Lichtkreis des Feuers. Laut und feierlich erklang die harmonische Retraite, jener herrliche Zapfenstreich der Feldartillerie, der im Frieden unseren patriotischen Festtagen stets den Abschluß gab!

„Ruf zum Gebet." Vom Kopfe flogen die Mützen. Erst leise und suchend, dann lauter und immer lauter schwoll von Batterie zu Batterie, von Regiment zu Regiment zu gewaltigem Brausen an der Choral von Leuthen:

„Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen . . ."

Ins Herz des Feindes.

„Der Generalfeldmarschall von Hindenburg beobachtet von den rückwärtigen Höhen den Angriff der Division." So meldet der Fernsprecher in der Nacht vom 12. zum 13. Juli 1915 an den in seiner Beobachtungsstelle liegenden Batterieführer. Der gibt es weiter an die am Waldeshang stehende Batterie.

So sollen wir denn heute unter den Augen des seltenen Mannes kämpfen. Das gibt ruhige Gewißheit. Sein Name bedeutet Sieg und seine Anwesenheit spornt zu erhöhten Leistungen.

Auch sonst haben wir Grund zum Vertrauen. General v. Gallwitz ist unser Armeeführer, unser alter Inspekteur aus dem Frieden. Seine Befehle zeichnen sich durch besonders klare artilleristische An-

ordnungen aus. Mit Zuversicht gehen wir an den schweren Auftrag heran, die russischen Stellungen bei Prasznysch zu durchbrechen.

„Wie spät ist es?" „3 Uhr, Herr Hauptmann." Der Batteriechef steckt seinen Kopf über die Böschung und äugt umher. Unaufhörlich strömt Regen, schon die ganze Nacht. Man ist abgestumpft dagegen. — Noch ist nichts zu sehen. Aber die Beobachtungsstelle ist glänzend. Vor zwei Tagen ist sie erkundet und ausgebaut worden. Ein langer Gang führt zum vorderen Hang der Höhe. Dort liegt sie. Vor ihr fällt das Gelände steil ab zur vordersten Infanterielinie, um jenseits von dieser emporzusteigen zur russischen Front. Die liegt mit ihren Gräben terrassenförmig übereinander.

Günstig ist das, sehr günstig. Man kann aus geringer Entfernung die feindlichen Stellungen beobachten und man kann das Feuer beim Sturm der Infanterie auf wenige Meter vor ihr herrollen lassen, weil das feindwärts jähaufsteigende Gelände die Streuungen verringert.

Jetzt dringt ein schwacher Lichtschein aus Osten her. Im Regenschleier beginnen sich die Umrisse der russischen Gräben abzuheben. Bald wird es losgehen. Heute soll der Stoß beginnen, der bis ins Herz des Feindes führen soll.

Leise summt der Fernsprecher. Die Batterie meldet Feuerbereitschaft und daß die Protzen im Walde hinter der Stellung eingetroffen sind. Es ist alles in Ordnung.

Der Hauptmann lächelt vor sich hin. Er weiß, er kann sich auf seine Batterie verlassen. Fast ein Jahr steht er jetzt mit ihr im Felde. Damals in Ostpreußen, bei Gumbinnen, Tannenberg und gegen Rennenkampf. Dann nach Südpolen, über Radom auf Warschau und zurück nach Schlesien. Aus Posen wieder vor auf Lodz und an die Rawka und Bsura. Ein atemloses Hasten und Ringen war's. Aber schön war's. Hart machte es und erfahren in den Listen und Schlichen des Krieges.

Nun ist die Batterie nach Norden heraufgekommen mit der Division, um mitzuwirken bei dem großen Stoß gegen Rußland.

Der einzige aktive Offizier ist der Hauptmann, obgleich es eine aktive Batterie eines aktiven Regiments ist. Alle übrigen Offiziere sind Reserve-Offiziere. Gutsbesitzer in Westpreußen ist der Oberleutant, Regierungsassessor der mittlere und Regierungsbauführer der jüngste Offizier. Doch das liegt weit zurück, der Privatberuf. Jetzt sind sie Soldaten und Offiziere, mit ganzer Seele und mit ganzem Herzen. Tüchtig sind sie und kriegserfahren. Der Hauptmann hat in jedem eine wertvolle Stütze. Und alle Vier umschlingt eine treue Kameradschaft. Gemeinsame Gefahren und Strapazen, Kugelregen und Hunger, Nässe, Kälte, Nächte am Holzfeuer und im Zelt und fröhliche Stunden im Unterstand, die schweißen zusammen. — Auch unter den Unteroffizieren ist mancher, den der Krieg aus bürgerlicher Beschäftigung rief. Auch sie stehen ihren

Mann. Ein alter Stamm ist aber noch da. Der brave Sergeant, der den Richtkreis I bedient, der hat sich schon lange sein „Eisernes Kreuz" in Ehren erworben. Unerschrocken ist er und tüchtig. Der lange Cheftrompeter, der das Scherenfernrohr am Sattel trägt, ist auch noch da. So müde war er oft, wenn es vom Morgen bis zum Abend dauerte. Sein langer Körper braucht Schlaf. Aber tapfer zwingt er ihn nieder. Und der tüchtige Sergeant, der den Beobachtungswagen führt. Bei Lewiczyn stach er den Kosaken über den Haufen. Er hält das Fernsprechgerät in liebevoller Pflege und betreut die Geschütze. — Namen hat er ihnen gegeben. Anna, Berta, Cäcilie und Dora. Wenigstens etwas Weiblichkeit im rauhen Kriege! Seiner Fürsorge ist es zu danken, daß bisher noch kein Geschütz der Batterie unbrauchbar geworden ist. Das will etwas heißen bei den überstandenen Leistungen. — Die Geschützführer verstehen ihren Kram. Und hinten bei den Protzen da sorgt der Wachtmeister für die Leute und der Futtermeister für die vierbeinigen Kameraden. Nur wenige tragen noch den alten Friedensbrand. Die meisten der alten braven Friedenspferde rafften Eisen, Seuche und Hunger hinweg. Aber auch der Ersatz tut seine Pflicht. Gut gepflegt ist er und ausgebildet während des Stellungskrieges. Nun soll er zeigen, was er kann. — Acht Pferde liegen vor dem großen Packwagen und sechs vor der Feldküche. Der russische Sand ist tief. Und die große deutsche Feldküche, die längst gegen die bei Tannenberg erbeutete kleine russische vertauscht wurde, muß mit. Sie ist das fünfte Geschütz der Batterie. Sie hält die Stimmung aufrecht und schafft neue Kraft. Auf ihr sitzt der „Schmor", der Liebling der Batterie. Alle Gesichter verklären sich, wenn er dampfend herankommt und sein Ruf erschallt: „Küche ist da!" Heute strahlt er. Nun hat die Konservenesserei mit „Stacheldraht" bald ein Ende. Im Bewegungskrieg da gibt es wieder frisches Fleisch, da wird der Alte schon dafür sorgen.

An den Geschützen stehen die Mannschaften. Die Laternen an den Festlegepunkten brennen. Die Richtkanoniere wischen den Regen von den Rundblickfernrohren. Fast zärtlich blicken sie auf ihr Geschütz. Bald werden sie sie wieder zum Tanze führen, die Braut des Artilleristen. Tüchtig und brav sind sie. Die bringt kein Feuer mehr aus der Ruhe. Gefreite sind sie alle vier. In mancher Schlacht bewährt tragen sie mit Stolz das schwarzweiße Band im Knopfloch. Ihrer Zuverlässigkeit und Tüchtigkeit dankt die Batterie manch schönen Erfolg.

Tü—tü—tü, summt der Fernsprecher. „Um 3 Uhr 30 Min. Feuereröffnung." Paul, der treue Bursche, der immer mit auf der Beobachtung ist, reicht dem Hauptmann die Feldflasche mit dem warmen Kaffee. Nun los, in Gottes Namen.

Aus Feldgeschütz, Haubitze und Mörser rast der Eisenhagel auf die Stellungen des Feindes. Dort fliegen die Balken wie Streich-

hölzer durch die Luft. Fünf und eine halbe Stunde lang. Die Steilfeuergeschütze drücken die Deckungen ein und die Flachbahngeschütze der Feldbatterien durchschlagen die Brustwehren von vorn und kämmen sie ab. Nichts regt sich beim Gegner, er schweigt und duldet. Dazu rinnt der Regen, stetig und unaufhörlich. Um 9 Uhr vormittags schwillt das Artilleriefeuer zu größter Stärke. Der Sturm beginnt. Vor ihm rollt das Feuer der Batterien den Hang hinauf. Zum ersten Graben, zum zweiten und jetzt nach längerem Verweilen auf dem dritten über diesen hinweg ins Hinterland und klammert sich am Waldesrand fest, der rückwärtige Stellungen in sich birgt. Das erste Stellungssystem ist genommen, die Infanterie ist durch! — Durch! Was das heißt, nach mehr als halbjährigem Stellungskrieg. Jetzt endlich geht es wieder vorwärts.

Protzen heran und Stellungswechsel! Bald windet sich die schmale Schlange der Batterie durch das Grabengewirr der eigenen und die Trümmer der feindlichen Stellung. Weit voraus der Batterietrupp. Drahtscheren und Spaten tragen seine Reiter am Sattel. Sie erkunden die besten Übergangsstellen, räumen den Draht weg und werfen Gräben und Trichter zu. Was übrig bleibt, füllt die Batterie mit ihren Faschinen. Langsam frißt sie sich durch das Graben- und Trichterfeld. Nun ist auch sie hindurch.

Da kommt schon der Meldereiter des Batteriechefs, der sie in die neue Stellung führen soll. Mehrmals stößt der nachführende Offizier den Arm in die Luft. Antraben! Willig legen sich die Pferde in die Kumte. Endlich mal wieder ein Trab im freien Gelände! Vorwärts auf den Feind. Leicht rollt die Batterie. In jene Wiese hinein. Da stehen schon die beiden Fähnchen, die die Flügel der Stellung bezeichnen, da steht schon der Richtkreis II und da liegt schon die Fernsprechleitung zur Beobachtungsstelle, von den berittenen Fernsprechern gebaut. Häufige Übung gab ihnen Sicherheit darin.

„Batterie zum Feuern halt! Nach rechts protzt ab!" Rasch fliegen die Geschütze herum, die Protzen verschwinden, die Staffel fährt ein. Schnell werden die Richtungen genommen und kurz darauf bellen die Kanonen des rechten Zuges.

Befriedigt nickt der Hauptmann vorn. Sein Richtkreis I hat wieder mal saubere Arbeit geleistet. Gerade vor dem Feinde platzen die Schrapnells. Schnell ist die Batterie eingeschossen. Nun speien alle vier Rohre Gruppe auf Gruppe. Bald weicht der Feind, verfolgt von den Bleikugeln der Schrapnells und von der nacheilenden Infanterie.

Glänzend ist die Stimmung. Zwar strömt der Regen unaufhörlich und unbarmherzig. Was tut das im Rausch des Erfolges! Vorwärts, nur vorwärts, dort vorn winkt der Sieg!

Die Nacht gibt kurze Ruhe an den Geschützen. Sandsäcke und Torfstücke schaffen notdürftigen Schutz gegen die klatschenden feind-

lichen Infanteriegeschosse. Der Morgen treibt uns weiter vor, von Stellung zu Stellung, von Kampf zu Kampf, von Sieg zu Sieg.

Südlich an Prasznysch vorbei und durch das brennende Leschno. Ein Graben sperrt den Weg. Hinüber! Zwei Deichseln brechen dabei. Das darf keinen Aufenthalt geben. Wozu haben wir Äxte und Sägen, Stellmacher und Schreiner? Im Stellungskrieg lernte jeder das Handwerkszeug gebrauchen. Wozu stehen dort die leeren Telegraphenstangen der Russen? Herunter mit ihnen. Beil und Säge formen sie zu rohen Deichseln, dann geht es weiter, der Batterie nach.

Die Wengierka legt sich quer vor uns. Breit ließ der Regen den Fluß anschwellen. Der Russe brannte die Brücke ab. Also hindurch! Zweifelnd blickt der Oberleutnant den Hauptmann an. Der lacht und spornt seine Stute in die Fluten. Wozu ging sie im Frieden so viele Jagden! Und es gelingt. Zwar tauchen die Rohre bis unter die Fluten, aber die Batterie kommt durch. Auch der große achtspännige Vorratswagen schwankt schwerfällig aber unbeschadet hinüber. Unser wartet ja nur Biwak und Kampf, nicht Friedensquartier und Damengesellschaft. Da kann auch das Gepäck ruhig naß werden, es wird schon wieder trocknen.

Auf Krasne geht es vor. Das soll schon genommen sein. Auf Befehl der Abteilung geht es in offene Stellung am Waldrande. Aber Krasne ist nicht genommen und aus tausend Meter Entfernung spritzt das Gewehr- und Maschinengewehrfeuer des Gegners von der Gutsmauer auf uns herab. Manch braver Mann büßt das mit seinem Blute. Dann aber beißen sich die Geschütze fest. Stück auf Stück legen sie um von der Mauer. Wie die Hasen springen die Russen von Lücke zu Lücke. Am Abend ist auch diese Arbeit geschafft, der Ort genommen. Vorwärts dem Narew zu, über Makow und Schelkow, Tag und Nacht in Kampf und Marsch.

Am Narew ist kurze Rast vor neuen Taten. Wie wohl tut sie nach den ununterbrochenen Kämpfen und Märschen der letzten Wochen. Die Kleider vom Leibe, die Sättel und Geschirre von den Pferden, gepflegt und geputzt, gefuttert und gegessen und hinein in den Orzyc zu köstlichem Bad.

Am Morgen des 23. Juli steht die Batterie im Walde bereit. Sie soll als erste Batterie über den Narew, sobald drüben ein kleiner Brückenkopf gewonnen. Die übrige Artillerie steht bereits im Wirkungsschießen. Etwas zurück eine 10 cm-Batterie. Ihre zahlreichen Frühkrepierer heulen über uns hinweg.

Um 8 Uhr greift das brave Graudenzer Infanterieregiment an, mit der wir jetzt fast ein Jahr in treuer Waffenbrüderschaft zusammen kämpfen. Einzelne Schützen durchschwimmen den Fluß, andere werden mit Kähnen übergesetzt. Unter dem Schutze des mächtigen Artilleriefeuers gelangen sie hinüber und drängen den Gegner eine Strecke zurück.

Jetzt kommen die westpreußischen Pioniere, die der Batterie die Brücke schlagen sollen zum Übergang. Schneidig und unerschrocken gehen sie ans Werk. Doch eine russische Batterie ist neu ins Gefecht getreten und schießt von der Flanke her den Narew entlang und in den Brückenschlag hinein. Hoch auf spritzen die Wassersäulen, gurgelnd versinken die durchlöcherten Pontons in den Fluten. Manch tapferen Pionier tragen sie hinweg. — Es geht nicht. — Das Gut dort drüben ist noch besetzt und hält die Infanterie auf.

Also her mit der Batterie! Am toten Narew zwischen Sanddünen schleicht sie in Stellung. Das Gut fliegt in Trümmer. Die Infanterie nimmt es.

Wieder braust der Divisions-Brückentrain heran, wirft seine Pontons ans Ufer. Wieder versuchen die Pioniere mit Heldenmut den Brückenschlag. — Wieder vergeblich! Die Flankierungsbatterie schießt sie zusammen. Äußerst geschickt steht sie im jenseitigen Buschgelände, weit seitwärts der Übergangsstelle, im Narewbogen versteckt. Nicht zu finden.

Am Waldrande jenseits des Flusses klebt die Infanterie. Dicht vor ihr liegt ein langgestreckter Ort. Gespickt mit Russen sind die Häuser. Sie wehren dem Ansturm. Die Lage wird kritisch. Nicht zu sehen ist der Ort. Der Wald liegt zwischen ihm und der Batterie. Und doch muß er in Brand geschossen werden, um den Gegner auszuräuchern. Wie soll das gemacht werden?

Doch halt, der Batteriechef, der hat ja einen Kartenwinkelmesser, mit dem er schon soviel Erfolge erzielt hat. Vielleicht kann der es. Befehl ergeht an die Batterie! Der Hauptmann nimmt seine Karte heraus, mißt auf ihr mit dem Kartenwinkelmesser den Abstand vom jetzigen Ziel nach jenem Dorf und die Entfernung nach dort und schickt mit dem rechten Zuge ein paar hohe Brennzünder in die Luft. Über dem Walde links erscheinen die Schüsse. Dort muß also das gesuchte Dorf liegen. Richtig, da sind ja auch die hohen Pappeln, die als charakteristische Wahrzeichen an allen polnischen Dörfern stehen. Nun ein Paar Gruppen im Aufschlage mit verteiltem Feuer und auf verschiedene Entfernungen dorthin. Pfeifend fliegen sie aus den Rohren. Kurz darauf geht der Ort in Flammen auf. Der Russe weicht. Die Infanterie gewinnt Boden und erweitert den Brückenkopf. Auch die Flankierungsbatterie feuert nicht mehr. Vielleicht stand auch sie bei jenem Dorf.

Der Brückenschlag wird wieder begonnen und teilweise vollendet. Er genügt, um der Batterie den Uferwechsel zu ermöglichen. Bis zu jener Sandinsel im Fluß führt die schwankende Brücke, dann geht's durch das Wasser zum jenseitigen Ufer. Hinauf und herangeklemmt an die kleine Böschung, die am Ende der Niederung sich hinzieht. Gering ist die Deckung, die sie bietet. Doch muß sie genutzt werden. Mit seinen Scharfschützen streut der Russe das Flußbett ab.



Im Westen sinkt die Sonne. Der Hauptmann ist schon auf seiner neuen Beobachtung. Der Verbindungsoffizier läuft mit seinem Draht zum Bataillonsstab der Brückenkopfbesatzung. Rasch wird die Batterie noch auf ihren Sperrfeuerraum eingeschossen. Dann kommt die Nacht. Still wird die Front. Der Mond spiegelt sich in den Fluten des bezwungenen Stromes, an dessen Feindesrand die Vortruppen die Wacht halten für die Division, die ihn morgen überschreiten wird. Ein Fisch springt, eine Rohrdommel pfeift ihren letzten Ton. Leise murmeln die Wellen. Hin und wieder zerreißt ein Büchsenschuß die Nacht. Eine Leuchtkugel steigt zitternd am Himmel empor.

Gespannt steht der Leuchtkugelposten in der Feuerstellung. Wohl drohen ihm die Augen zuzufallen vor Müdigkeit. Aber er bezwingt sich. Er zieht an seiner geliebten Pfeife und kämpft gegen den Schlaf. Weiß er doch, daß von seiner Wachsamkeit das rechtzeitige Einsetzen des Sperrfeuers abhängt, das die Infanterie vor feindlichem Durchbruch bewahren soll.

Wie die Mücken spielen und wie schwül die Nacht ist. Daheim an der Weichsel, da steht sein Häuschen. Auch so am Strom. Davor liegt der Kahn mit den Netzen. Und in dem Hause, da sitzt sein Weib mit dem blonden Knaben.

„Steh ich in finst'rer Mitternacht . . ."

Dort das rote Licht, das ist gewiß die Seitenlaterne eines Dampfers, der nach Graudenz fährt. Da noch eine und noch eine. So rege war der Verkehr selten.

Jäh fährt der Posten aus seinen Träumen empor. Herrgott, das sind ja keine Schiffslaternen, das sind ja rote Leuchtkugeln. Fünf, sechs, zehn, zwanzig. Hilfeschreiend steigen sie in die Nacht empor.

„Alarm", „Sperrfeuer", schreit der Posten, stürzt zum nächsten Geschütz und reißt es ab. „Krach" fährt der Feuerblitz in die Finsternis. Hoch taumeln die Kanoniere aus ihrem Halbschlummer. „Sperrfeuer", gellt die Stimme des Hauptmanns dazwischen. Schuß auf Schuß fliegt ins Rohr und hinüber zum Feinde. Bange Minuten! Werden wir es schaffen? Hinten gähnt der Narew und vorn stürmt der Russe. —

„Munition her! Raus auf den Feind!" Da endlich verstummen vorn die roten Leuchtkugeln und nach leisem Zirpen meldet der Verbindungsoffizier durch den Fernsprecher, daß ein russischer Angriff im Sperrfeuer der Batterie zusammenbrach.

Der Hauptmann nimmt den Helm ab, wischt sich den Schweiß von der Stirn und drückt dem Leuchtkugelposten die Hand: „Brav gemacht, mein Sohn!"

„Und nun hinlegen, Leute, zu kurzer Ruhe. Morgen geht's weiter. Hinein in des Feindes Herz!

Mit Gott für König und Vaterland!"

Über den Damenweg.

Hinter der Champagnefront liegt die dritte Abteilung des westpreußischen Feldartillerie-Regiments in Ruhe. Wahrlich, sie hat's nötig. Am 21. März 1918 hatte die große Schlacht in Frankreich begonnen. Da stieß die Division bei St. Quentin vor. Die Abteilung half in vorderster Linie der Infanterie. War das ein Ringen! Alle Wege waren vorher genau erkundet vom Abteilungskommandeur bis zum Geschützführer. Bis ins Niemandsland wußte jeder Bescheid. — Doch am Angriffstage, am Frühlingsanfang, da schufen Nebel und Gas solch undurchdringliche Wand, daß man die Ohren des eigenen Pferdes nicht sehen konnte. Dazu die Gasmasken vor dem Gesicht! Wie keuchten die Pferde, deren Nüstern in Freßbeuteln mit nassem Heu steckten. Wie brüllte die Batterie neben uns, die Niemand im Nebel gesehen und die nun mit steilem Rohr dicht über unsern stöhnenden Vormarsch hinweg die Walze schoß.

Wie auf hoher See tastete der Kompaß uns vorwärts. Verwünscht wurde der Nebel. Und doch rettete er uns. Die Mulde entlang strich der Tommie mit Maschinengewehr und Feldgeschütz. Zu hoch schoß er. Auch er sah nichts. Das wurde unsere Rettung. Scharf knallte sein Abschuß, dicht vor uns. Im Nebel baute der Bautrupp vorn beim Stabe seine Brücken, warf Gräben zu und Faschinen in die Trichter.

Als der Nebel zerflog, war's geschafft. Vorwärts kamen die Batterien. Sie halfen der braven Infanterie aus Graudenz in ihrem zähen Ringen von Stellung zu Stellung. Zum Krosat-Kanal und über ihn hinweg, über den „Kanal im Bau", durch Roye und bis vor Montdidier.

Durch Schlamm und Regen, unaufhörlichen Regen, Stellungsgewirr aus früheren Jahren, baumlose Wüste und Trichterfeld. Schwer war es, maßlos schwer. Aber ein Geist beseelte die Truppe wie 1914. Mit Jauchzen ging es vorwärts.

Teuer war der Sieg. Offiziere, Mannschaften und Pferde wiesen klaffende Lücken. Aber Sieg war es, Sieg im freien Felde. Wie das wohltat nach jahrelangem Stellungskrieg.

Nun liegt die Abteilung in Ruhe.

Seit Herbst 1915 steht die Division im Westen. Bis in's Herz des russischen Feindes hatte sie im September 1915 gestoßen, bis zum Oberlauf des Njemen und bis zur Beresina. Dann ging's in ratternder Fahrt nach Westen.

Fast nichts haben wir dort versäumt. Das Artois und die Somme, Siegfriedbewegung, Arras und Flandern sind die Marksteine unseres Weges. Überall liegen die Tapferen. „Pro gloria et patria" und „ultima ratio regis". Sie haben es wahr gemacht.

Wie wohl tut die kurze Ruhe. Morgen ist Pfingsten. Schon ist der Befehl da, daß wir in dieser Nacht nach vorn rücken sollen zu



neuer Verwendung. Aber heute noch will uns der Kronprinz sehen. Zwar ist es weit bis zum Sammelplatz. Nicht alle Leute können dorthin. Doch jeder will dem Thronfolger ins Auge sehen. Wer zurückbleiben muß, ist enttäuscht.

Hohenzollernsonne scheint auf französische Flur und spiegelt sich in den Stahlhelmen des Regiments. Wie stolz sind die Braven, denen der Kronprinz das Eiserne Kreuz an die Brust heftete. Zu Hause im Rahmen wird es hängen und Enkel und Urenkel werden's bezeugen: „Das gab der Kronprinz meinem Ahn!"

Nun ist die Ruhe vorbei, gefüllt sind die Lücken. Vorwärts zu neuen Taten.

In den Pfingstmorgen hinein marschiert die Abteilung. Das jüngste Kind des Regiments ist sie. Im Dezember 1916 erst ist sie aufgestellt. Aus Koblenz, Hamburg und Oldenburg kratzte man die Batterien zusammen. Nicht leicht war es sie zusammenzuschweißen. — Nun ist es geschafft. Das Feuer der Schlachten formte sie zu einheitlichem Guß. Zwei Batterieführer sind Kaufleute. Alten Hansageist atmen sie, aus Danzig und Hamburg. Der dritte Gutsbesitzer in Ostpreußen. Wohl ihm, daß er so gute ostpreußische Knochen hat. In Flandern warf ihn eine Granate hoch in die Luft, ihn und seinen Burschen. Dem armen Burschen brach das Genick. Den Oberleutant trug man bewußtlos vom Platz. Wochenlang lag er im Lazarett, ohne sich zu rühren. Dann siegte der ostpreußische Dickschädel. Nun ist er wieder an der Front und schäumt vor Rache- und Tatendurst. Alle Drei verstehen ihre Sache. Nicht leicht haben sie es gehabt mit der neuaufgestellten Truppe. Aber zähe Arbeit gab den Erfolg. Nun ist alles aus einem Guß.

In den Pfingstmorgen hinein marschiert die Abteilung. Jede Batterie für sich und der Stab. Man ist ja noch hinter der Front. Schön ist solch ein Ritt in den erwachenden Frühlingsmorgen. Wilde Tauben sitzen am Weg, der Rotdorn blüht. Schmückt das Land und bald auch die Pferde.

Beim Stabe sucht der Adjutant nach der Karte den Weg. Klar steht sein scharfes Gesicht gegen den Morgenhimmel. Die Schmisse leuchten, Zeichen aus fröhlicher Burschenzeit. Viermal ist er verwundet. Die letzte Kugel traf ihn im feindlichen Drahtverhau bei nächtlicher Erkundung. Dem Regiment und seinem Korps macht er Ehre. Dahinter reitet der Beobachtungsoffizier. Fast kratzen seine langen Beine den Boden. Der Verpflegungsoffizier hat Vorsprung. Er sorgt voraus. Auch die Bagage ist vorausgeschickt. Der Abteilungsschreiber führt sie. Als Vorderreiter zog er ins Feld. Eine russische Kugel warf ihn vom Pferde. Jetzt sitzt er am Schreibtisch und trägt mit Stolz sein eisernes Kreuz und das Verwundeten-Abzeichen.

Als die Sonne am Himmel erscheint, verschwindet die Truppe im Walde und rastet dort bis zum Abend. Feindlicher Fliegersicht muß



sie entzogen bleiben. In der Nacht geht es weiter. Strahlenförmig, von allen Seiten kommen die Batterien heran zur Bereitstellung zum Durchbruch. Je näher der Front, um so behutsamer wird der Vormarsch. In der Nähe der schon erkundeten Feuerstellungen werden die Geschütze in Büschen versteckt, die Protzen verschwinden. Nichts verrät die Bereitstellung von mehr als tausend Geschützen. Nur am Abend beginnt emsige Tätigkeit. Dann steigen graue Männer aus Buschwerk und Unterstand, richten Geschützstände her, bergen Munition und strecken die Leitungen.

In der Nacht zum 27. Mai ist alles bereit. Die Batterien sind in Stellung, geladen und gerichtet, die Schießgrundlagen für das nächtliche Wirkungs- und Walzeschießen genau errechnet. Der Abteilungsstab führt die Untergruppe und ist auf seinem Gefechtsstand. Dort laufen die Leitungen der acht ihm unterstellten Batterien zusammen.

Noch bei Tageslicht geht der Abteilungskommandeur mit seinem Adjutanten auf die vorgeschobene Beobachtung. Die liegt auf hohem Bergrücken. Jäh fällt das Gelände von dort herab zur Aillette. Im Tale vollführen die Frösche gewaltigen Lärm. Als ob sie mit uns verbündet seien! Sie füllen mit ihrem Quacken und Quarren den Abend und verdecken die unvermeidlichen Geräusche der letzten Vorbereitungen.

„Sehen Sie nur, wie steil dort jenseits des Baches das zertrichterte Gebirgsmassiv des ‚Chemin des dames' aufsteigt." Wie eine Mondlandschaft sieht es aus. Beulen und Löcher schlug ihm der Krieg. Und doch verdankt er friedlichen Zeiten seinen Namen. Irgendein französischer König fuhr dort oben auf der Paßhöhe mit ihren herrlichen Blicken seine Geliebten nach Schloß Craonne. Welch anderen Zwecken diente der Weg im Kriege. Seit Jahren rollt der Kampf über ihn hin. Bald hierher, bald dorthin. Ein Meer von Männerblut trank der Damenweg in unersättlicher Gier. Überall ragen die Kreuze.

Da sollen wir morgen hinauf, die steilen Gebirgshänge hinauf, mit Geschützen sogar. Fast scheint es unmöglich. Und doch muß es gehen und wird gehen. Gut, daß wir vorbereitet sind und schon Übungen mit 12 Pferden vor dem Geschütz gemacht haben.

Mit letztem Schein übergießt die Abendsonne das Gebirge. Rosig schimmern die Kreidewunden, die das Artilleriefeuer ihm schlug. Kein Schuß zerreißt die Stille des Abends. Nur die Frösche quarren unaufhörlich. — „Auf Morgen!"

Gegen Mitternacht wird der Feind unruhig. Er vergaſt unsere Batteriestellungen. Dort rührt sich scheinbar noch nichts. Hin und wieder nur huscht der Blitz einer Taschenlampe auf.

Um 2 Uhr morgens zerreißt ein gewaltiges Krachen die Nacht. Tausend und abertausend Rohre auf der ganzen Armeefront speien ihren Eisenhagel auf den Feind. Pfeilschnell und pfeifend sausen



die Geschosse der Feldgeschütze, mit gurgelndem Ton orgeln die schweren Granaten der Mörser hinüber. Höllenlärm der Walpurgisnacht. Auch die Frösche schweigen vor dieser gewaltigen Sinfonie der Schlacht.

Um 4^{30} zieht sie die stärksten Register. In dichter Wand schlägt das Eisen in den vordersten Graben des Feindes. Mit gewaltigem Sprunge springt es aufbäumend zum zweiten Graben und mit der letzten Granate ist die erste Infanterie in der feindlichen Stellung. Mit geringen Verlusten kam sie hinein und mit geringen Verlusten klimmt sie weiter den steilen Hang hinan. Die Feuerwalze zerschlägt vor ihr den Feind.

Hinten am Gefechtsstand der Untergruppe sind die Pferde des Abteilungsstabes eingetroffen. Leise knarrt das Lederzeug. Den Stahlhelm im Gesicht stehen die Reiter, die Gasmaske hängt vor der Brust. Bleich und übernächtig sehen sie aus. Sie sind fast alle Familienväter, der Scherenfernrohrträger, der Meldereiter, die beiden berittenen Fernsprecher. Der Krieg forderte das letzte von Deutschlands Männern. Der Führer des Unterstabes trägt den Stabswimpel, die kleine, dreieckige, gelbe Flagge am Lanzenschaft. Ohne sie würde im Gewirr des Angriffs niemand den Stab finden.

Der Abteilungskommandeur steht am Fernsprecher und erteilt seine letzten Weisungen. Der Adjutant unterrichtet den ablösenden Stab der Heeresartillerie, der die Feuerwalze der stehenbleibenden Batterien weiter leiten soll. Ein letzter Händedruck, dann los!

Auch die Batterien sind bereits fertig und haben sich in Marsch gesetzt. Sie klimmen den steilen Hang empor, auf dem die Beobachtungen lagen. Steil ist er und zerklüftet. Die Wege wurden noch gestern gebessert, heut sind sie wieder zerschossen. Jetzt belohnt es sich, daß Vorspann vor den Geschützen liegt. Schnaubend stemmen sich die 8—10 Pferde gegen die Last. Unter den greifenden Hufen zersplittert der Fels. In Falten legt sich die Haut. Mit langen Zügeln und vorgebeugtem Oberkörper helfen die Fahrer. Langsam keucht die Last bergan.

Auf der Höhe liegt französisches Fernfeuer. Mit Abständen geht es hindurch und hinunter ins Tal der Aillette. Dort quarren die Frösche nicht mehr. Es ist ihnen vergangen. Die Brücke zerschlug das feindliche Eisen. Der Bautrupp her! Gebaut und hinüber.

Jetzt geht es zum Damenwege hinauf. Noch steiler ist der Aufstieg als vorher.

Es ist klar geworden. Mit großen Abständen sieht man Geschütze und Munitionswagen sich zur Höhe emporquälen. Schließlich gelingt auch das. An getrennten Punkten sammeln sich die Batterien und ordnen sich. Der Abteilungskommandeur blickt umher. Bis hierher ging alles gut. Die feindlichen Stellungen sind wie umgepflügt. Vorzüglich lag das eigene Feuer. Nur wenig Widerstand fand die Sturmtruppe. Auch jetzt kommt sie flott vorwärts. Über



uns hinweg heult noch die Feuerwalze und schlägt ihr den Weg. Schon streben die alten Kampfgenossen der Aisne zu. Entfaltet folgt die Abteilung, der Stab und die Batterieführer voraus. Das längste Plateau von Norden nach Süden geht es entlang. Nur einen kurzen Aufenthalt gibt es. Schnell bricht eine Batterie den Widerstand.

Eigenartig ist die Gebirgslandschaft. An tiefe Höhlen sind die Häuser angebaut. Der Krieg riß die Häuser hinweg. Weit klaffen die Eingänge zu den Höhlen. Es sind die berühmten Weinkeller der Champagne.

Auch das Nordufer der Aisne hat der Gegner geräumt. Hinunter geht der Abstieg vom Dorf auf der Höhe in langen Schlangenlinien zur Niederung. Endlos windet sich Bataillon auf Bataillon und Batterie auf Batterie hinab. Das macht sich der Gegner zunutze. Er schießt mit seiner Nachhutartillerie von den Höhen südlich der Aisne in die Kolonnen hinein. Die spritzen auseinander, verschwinden im Grunde und finden dort Deckung.

Bald ist der Übergang geöffnet und weiter geht der rastlose Vormarsch. In eiliger Flucht ist der Gegner. Überall sieht man seine Nachhuten rückwärts fluten. Überraschend und gar zu heftig traf ihn der deutsche Stoß. Über den Damenweg rollt er, hinab zur Aisne, herüber und wieder hinauf und wieder hinab in rastlosem Drängen bis zur Vesle. An einem Tage! 28 Kilometer sind gewonnen mit geringen Verlusten.

Dicht am Feinde sieht uns die Nacht. Gegen die Häuser, die kurzes Obdach gewähren, klatschen die Flintenkugeln. Eine tiefe Schlucht deckt die Pferde. An den Ausgängen stehen Geschütze auf Wache.

Nach kurzer Ruhe treibt uns das Morgenrot in die Höhe. Die Division greift an, über die Vesle hinüber. In Bodenwellen und Kornfeldern geht die Abteilung in Stellung. Weit auseinander stehen die Batterien. Auch die einzelnen Geschütze haben große Zwischenräume. Nach vorn deckt sie der Höhenrand, nach oben Buschwerk und Roggen.

Auf der Höhe liegen die Batterieführer mit ihren Beobachtungen, der Abteilungsstab zwischen ihnen. In schmalem Erdloch sitzt der Kommandeur am Scherenfernrohr, das über den Roggen herausäugt. Etwas zurück, auch im Erdloch, ist die feldmäßige Vermittelung eingebaut. Von ihr laufen die Drähte zu den Beobachtungsstellen der Batterien, zum Regiment und zum Verbindungsoffizier, der bei der Infanterie im Veslegrund sich aufhält. Der meldet die Lage der eigenen Infanterie und ihr Angriffsziel. Nach diesen Meldungen und auf Grund der eigenen Beobachtungen leitet die Abteilung das Feuer.

Der hohe Schornstein jener Ferme dort ist der Hauptrichtungspunkt. Rechts und links von ihm haben die Batterien ihre Ziel-



räume. Die decken sich mit den Gefechtsstreifen der angreifenden Infanterie.

Prächtig ist die Beobachtung in der Morgensonne. Ganz deutlich sieht man drüben die französischen Schützen in ihren blaugrauen Kitteln. An Wege, Gehöfte und Feldraine klammern sie sich an. Gut faßt sie das Feuer der Batterien.

Die feindliche Artillerie will ihnen helfen. Sie will unsere Beobachtungsstellen zerschlagen, die sie ganz richtig auf unserer Höhe vermutet. Gelingt es, dann sind die Batterien blind. Dem Angriff der Infanterie fehlt dann die Unterstützung.

Sie läßt es sich etwas kosten, die französische Artillerie. Viel Eisen werfen ihre Feuerstöße zu uns herüber. Unangenehm ist das Krachen der Melinitgranaten. „Ratscher" nennt sie der Soldatenmund. Bei leisester Berührung des Bodens krepieren sie und jagen ihre zahlreichen messerscharfen Sprengstücke flach nach allen Seiten hin. Sehr übel sind die Verwundungen, die sie hervorrufen. Aber diesmal geht alles gut. Die schmalen Erdlöcher geben gute Deckung. Wenn der Feuerüberfall abgeebbt ist, heben sich die Köpfe. Der Fernsprecher ruft und Gruppe auf Gruppe fliegt wieder in den Feind. Das nutzen die braven Graudenzer. Unter dem Schutze unseres Feuers arbeiteten sie sich heran. Dann weicht der Feind. Eine Entscheidung wartet er nicht ab.

Staffelweise wird die Abteilung vorgeworfen. Zuerst der Stab und die 8. Batterie. Der junge Hamburger Kaufmann führt sie. Weit voraus ist er auf seinem Goldfuchs. Hinunter ins Tal klimmt die Batterie, über den Fluß und jenseits wieder hinauf. Dann prasselt ihr Feuer in die abziehenden Kolonnen. Ein hoher Strohstaken gewährt glänzende Übersicht. Dort oben liegen der Abteilungs- und der Batterieführer und leiten das Feuer. Auch die beiden andern Batterien, die aus der bisherigen Stellung den Vormarsch gedeckt, eilen heran. In Waldrändern protzen sie ab. Auf Scheunendächern liegen die Beobachtungen. Gut geleitetes Feuer beschleunigt den Lauf des Feindes.

Das Tal des Orillon-Baches weist feindwärts. Dort stößt das Graudenzer Regiment vor. Die Abteilung mit ihm. Dicht aufgeschlossen sind die Bataillone. Bei jedem eine Batterie. Die räumt die Widerstandsnester weg und hilft der Schwesterwaffe nach vorn. Beim vordersten Bataillon ist der Abteilungsstab, beim Regimentskommandeur der Infanterie.

Der steht nun schon seit Frühjahr 1915 an der Spitze des Regiments. Sein scharfes Gesicht und sein klarer Befehl wies es stets zum Siege. Seine Leute vertrauen auf ihn, sie vertrauen auch auf die Abteilung, die nun seit Jahren mit ihnen zusammen ficht. Manch schönen Erfolg haben die beiden Waffen miteinander errungen. Treue Waffenbrüderschaft verbindet sie.

Schon dunkelt es. Die Reiter sind abgesessen und führen ihre

Pferde. Das verringert die Trefffläche. Vom nahen Buschwerk des jenseitigen Bachrandes knipsen die Schützen des Feindes.

Die steile Höhe hinauf klimmt unsere Schützenkette. Maschinengewehrfeuer zwingt sie zu Boden. Die beiden Führer klettern hinauf. Dort vorn sprühen die Blitze aus dem Gebüsch. Das kann die Infanterie nicht schaffen. Hilf, Barbara!

Der kleine Leutnant von der Neunten bekommt den Auftrag. 10 Pferde legt er vor seine Geschütze. Die zwingen sie nach oben. Dann pürschen sich die Geschütze zum Höhenrand und „krach, — krach" fahren die Granaten ins Gebüsch. Stille! Der Feind ist erledigt. Dankbar drücken die beiden Führer dem Leutnant die Hand. Der strahlt, und seine Leute mit ihm.

Posten bleiben auf dem Berg. Dabei die Geschütze. In der Schlucht dahinter zwingt Nacht und Müdigkeit Alles zu kurzer Ruhe bei Gewehr und Geschütz.

Um 1 Uhr morgens schon klingt Räderknarren und Rossegestampf. Die ganze Abteilung klimmt zur Höhe empor, protzt dort ab. Im ersten Morgenstrahl bellen 12 Rohre und scheuchen den Feind. Jäh springt er empor und weicht. Ihm nach die Musketiere. Von Abschnitt zu Abschnitt geht der Siegeslauf. Gemeinsam gehen und reiten die Führer der Truppen. Von Höhen herab halten sie Umschau und leiten den Angriff. Sprungweise begleitet die Artillerie den Siegeslauf und schlägt ihm die Bahn. Im Trabe eilen die Batterien nach vorn, manchmal sogar im Galopp, dicht hinter und vor der Infanterie her. Wie 1914 ist das. Die helle Siegesfreude blitzt aus allen Augen, keiner denkt an Gefahr und Strapaze.

Kurze Rast gibt es am Mittag. Die Gulaschkanonen entleeren sich. Gesang erschallt. Die Pfeifen brennen. Mit neuer Kraft geht es voran.

Ganz vorn steht die Neunte, noch vor der Infanterie. Die lange Drahtleitung führt zur Waldeshöhe. Dort liegt ihr Batterieführer.

Jene Straße entlang, vom Kirchdorf her, muß die feindliche Nachhut kommen, vor seitlichem Druck nach Osten weichend. Aufgepaßt, Kanoniere! Der ostpreußische Agrarier lächelt. Jetzt kommt die Rache für Flandern! Dort warfet Ihr mich in die Luft, heut zeige ich Euch zum Tanze! Nach genauer Berechnung gibt der Fernsprecher das Kommando. Wie der Jäger auf Anstand, lauert die Batterie. Da fegt es heran von Westen her. Drei Panzerautos und Radfahrer, ein, zwei Kompagnien. Dem Straßenkreuz nähern sie sich. „3 Gruppen!" Pfeifend schlägt es hinein. Ein Auto kippt um. Mit blauen Tupfen besät sich das Feld. Der Rest springt vom Rad und eilt in das Korn. Das Eisen verfolgt sie und läßt sie nicht los, bis der wogende Acker den letzten verschlang. Dann wieder nach vorn, ins Dorf hinein und jenseits hinaus.

Da packt den Franzosen die Wut. Seine eigenen Granaten zerschlagen sein Dorf. Der Kirchturm zersplittert, ein Feuer loht auf.

Schieße nur Franzmann! Ein Neuling nur ginge dorthin. Der erfahrene Krieger bleibt draußen. Im Wiesengrunde stehen die Batterien, auch die Nacht hindurch. Über ihre Köpfe hinweg zermalmt der Franzose den Ort.

Am 30. Mai, früh morgens um vier geht's weiter. Wieder wie gestern. Sprungweise vor schreitet der Sieg. Nicht mehr fern ist die Marne. Sie lockt und zieht.

Jener Wald vor dem Ort ist stark besetzt. Zäh wehrt sich der Gegner. Doch muß er heraus. In Obstgärten, auf 1500 Meter Entfernung, schleicht sich die Abteilung. Sie faßt den Wald und treibt ihn durch mit Granaten von vorwärts und rückwärts, wie im Kesseltreiben der Hasenjagd. Das zerreißt den Verteidiger. Doch es frißt Munition. Erst Mittag ist es, noch lang ist der Tag.

Wenn doch jetzt die Kolonne käme! Da taucht schon im Buschwerk das fröhliche Gesicht des jungen Offiziers auf, den der tüchtige Rittmeister nach vorn sandte. Bald führt er selbst seine Wagen in die feuernden Batterien und stopft die gierigen Mäuler der Rohre.

Jetzt reift die Saat. Im Walde bersten die Stämme, sie zertrümmern, was übrig blieb. Mit lichten Schützenlinien treibt die Infanterie ihn durch, die Batterien dicht auf. Furchtbar wirkte das Feuer im Wald. Reihenweise liegen die Feinde dahingerafft.

In rastlosem Drängen geht es hindurch. In den Ort hinein, auf die Höhe. Da dehnt sich der Blick.

Hell blitzt dort unten die Marne. Zwischen Weinbergen und Obstgärten, tief eingeschnitten strömt sie dahin. Sie müssen wir haben! —

Ganz vorn reitet der Stab. Er steckt die Nase aus dem Wald. Da prasselt ganz nahe aus der Ferme Gewehrfeuer. Ekelhaft ist das Klatschen der Geschosse im Wald. Kurz kehrt und zurück. Na warte Du Bursche! Die vorderste Batterie geht auf einer Waldblöße in Stellung. Sie zerschlägt die Ferme. Der Franzose ergibt sich.

Hinunter zur Marne stürmen die Musketiere. Nichts hält sie mehr auf. Wir haben ihn, den sagenhaften Strom! Wir sind am weitesten vor von der ganzen Armee!

Heiß und ehrlich ist der Dank der Infanterie an die Abteilung. Von Herzen kommt er und zu Herzen geht er.

80 Kilometer in 4 Tagen! In treuem gegenseitigen Zusammenwirken wurde es geschafft. Nun ist das Kampfziel erreicht. Stolz und Freude strahlen aus allen Augen. Wieder haben wir gesiegt:

„Für Kaiser und Reich."



Unsere Pioniere.

Von Generalleutnant a. D. Max Schwarte,
im Felde zuletzt Kommandeur der 10. Infanterie-Division.

Wer hatte Recht? War es der Infanterist, der Kavallerist oder Artillerist, der sich bei Friedensübungen der kümmerlichen, aus ermieteten Hölzern erbauten Brücke der Pioniere nicht anvertrauen wollte und ihnen spottend zurief: „Der Pionier, das ist der Mann, der alles weiß — und gar nichts kann?" Oder war es der Pionier, der im sicheren Bewußtsein seines Könnens lächelnd den Spott an sich vorbeiwehen ließ und sein Trutzlied sang: „Pionier, das schwarze Korps, tut sich unter allen andern vor?"

Das war und blieb seine einzige Antwort lange Friedensjahre hindurch. Was sollte er auch antworten? Den Beweis, daß er viel könne, daß er vor allem viel mehr könne, als jene, die über seine elenden Bauwerke oder gar seine Scheingebilde lachten, mußte er schuldig bleiben. Was er im Kriege leisten sollte, was von ihm dort als alltägliche, selbstverständliche Arbeit gefordert werden würde, das zu üben oder den anderen Kameraden zu zeigen, bot sich ihm ja nie eine Gelegenheit. Er selbst hatte wohl ein sicheres Gefühl für die veränderte Bewertung, die der hauptsächlich von ihm vertretenen militärischen Technik und damit auch seiner Waffe im Kriege zufallen mußte. Diese Ansicht zur Geltung zu bringen gelang ihm in der Friedenszeit nicht. Im Gegenteil: es gelang ihm nicht einmal die Ansicht umzustoßen, daß die Technik ein Feind des Angriffsgeistes im Heere sein werde — als ob materielle Kampfmittel je den moralischen Willen und die seelische Kraft eines energischen Volkes hätten mindern können.

Aber es war auch nicht seine Art, viel Worte zu machen. Er tat seine Pflicht und wartete ruhig auf den Krieg, der ihm Gelegenheit geben sollte, durch die Tat zu beweisen, was er konnte, der ihm aber auch Gelegenheit bieten würde zu zeigen, daß er mehr konnte, als die anderen, daß er nicht nur ein gern gesehener, sondern ein unentbehrlicher Helfer in den schwersten Stunden des Kampfes sein würde.

Eins aber, das wußte er, würde er im Kriege als irrige Behauptung widerlegen: daß die Technik ein Feind des Angriffsgeistes sei — er würde zeigen, daß, umgekehrt, nur die technischen Kampfmittel im heutigen Kriege den Angriffswillen und das Angriffs-

vermögen auf das Höchstmaß der Energie emportreiben würden. Man hätte ihn ausgelacht, wenn er, den man gern als eine Art Arbeitssoldat in die zweite Linie zu rücken suchte, behauptet hätte: „Pionier sein heißt angreifen!" Vielleicht hätte man ihn, den sonst so prächtigen Kameraden, etwas verständnislos angesehen; und darum schwieg er. Seine Taten sollten reden, wenn die Zeit gekommen war.

Und diese Zeit kam. Sie kam schneller, als er selbst es erwartete — unmittelbar nach Überschreiten der Grenze schon lief an der in Belgien einmarschierenden Kolonne der Ruf entlang: „Pioniere nach vorn!"

Warum? Ja: das war eine verteufelte Sache, als die Belgier nicht nur protestierten gegen den Durchmarsch der deutschen Kolonnen, sondern ihm auch ein Volksaufgebot entgegenstellten, das durch Wegesperren, durch Barrikaden, durch Wegezerstörungen und Sprengungen und einen hartnäckigen Freischärlerkrieg den Vormarsch hindern wollte. Ohne Abschluß der Mobilmachung, kaum daß man einen Abschiedsgruß nach Hause hatte schicken können, kaum daß man in fliegender Hast die Feldausrüstung von der Kammer empfangen und die notwendigsten Fahrzeuge beladen hatte — Gott weiß, woher so schnell die Pferde herbeigeschafft worden waren — saß man im Zuge und fuhr, wie die Sonne verriet, dem Westen zu. Ausladen, ein heißer Marsch, ein kurzes Nachtquartier bei erregten, aber trotz der Nähe der Grenze vertrauensvollen Leuten; und nun zog man seit vielen Stunden schon in der glühenden Augusthitze die Landstraße dahin. Zuerst auf deutschem Boden und nun, nach einem jubelnden Hurra an der Grenze, zwischen hohen, dichten Hecken belgischen Staub aufwirbelnd und mit der glühenden Luft einatmend. Der neue Helm drückte, Waffenrock, Gepäck und Schanzzeug mit den harten Riemen scheuerten, die harten Stiefel brannten. Es war doch etwas anders, als selbst am schlimmsten Manövertag, hier in der gleichmäßig sich ins Ungewisse vorwärtsschiebenden Kolonne, ohne Ziel und Zweck zu wissen. — Da: abermals klingt in das halbe Träumen der Ruf: „Pioniere im Laufschritt nach vorn!"

Ein energischer Ruck, der Müdigkeit und Stumpfheit abschüttelt; ein scharfes Kommando — und schon trabt man an der haltenden Kolonne der Infanterie vorbei nach vorn. Und abermals ein Ruck durch die Glieder, ein Aufhorchen, als ob ein Ungewohntes an Kopf und Herz schlage: Feuer, Maschinengewehre weit vorn und zugleich der rollende Donner schweren Geschützes rechts oder links vorwärts — wer weiß jetzt schon, wo Abschuß, wo Einschlag? Schneller das Tempo, härter das Aufschlagen der Sohlennägel, tiefer der Atem: man ruft uns, man hat uns nötig — Pioniere nach vorn!

Nun würde man auch hören, was alles das bedeute, was diese letzten Tage an Überraschungen gebracht! Was hatte man da nicht



alles gehört, was nicht alles glauben sollen! Nun endlich sollte die Erwartung, die brennende Neugier erlöst werden.

Sie wurde erfüllt in überreichem Maße; man wollte und konnte es doch kaum glauben, so verlockend und zugleich so überwältigend klang es: Gewaltsamer Überfall in der nächstfolgenden Nacht unter Durchbrechen der Fortslinie auf Lüttich; dazu schnellstes Überschreiten der Maas durch Kavalleriemassen zur Aufklärung und Deckung des tollkühnen Unternehmens und durch die zum Stoß bestimmte Infanterie-Brigade, mit der man marschierte. Und man sollte, man durfte selbst dabei sein? Fast betäubend legten sich Stolz und Freude auf das heiße Herz: nicht nur mittun, nicht nur dabei sein, sondern den Weg öffnen, die Bahn brechen für die Infanterie und im Wettbewerb mit ihr eindringen in die sich sicher dünkende Festung. Weshalb blieb man dann nicht im Vormarsch? Gerade weil man den weitesten Weg zum Ausgangspunkt hatte, mußte man doppelt schnell vorwärts.

Die Erklärung kam, und sie wandte sich an die Pioniere. Zwar den Weg nach Visé hatten sich die Kavallerie und die Jäger gebahnt, trotz zerstörter und gesperrter Wege und empfindlicher Verluste; aber dort unten im Maastal tobte der Kampf: die Maas-Brücken gesperrt, der Zugang zu ihnen von der Festung her unter schwerstem Feuer, das jenseitige Maasufer besetzt — und die Kavalleriebrückenwagen durch eine Straßensprengung teils zerstört, teils gehemmt — jedenfalls vorn nicht zur Stelle. An ihrem Flottmachen arbeitete zwar das Begleitkommando; aber dort unten tat schnellste Hilfe not beim Kampf in den verbarrikadierten Straßen und zum Erzwingen des Flußübergangs für die Kavallerie.

Und man brachte Hilfe! Sprengmunition und wuchtige Äxte brachen im Orte Bahn bis zur Maas — um die Brücken in die Luft fliegen zu sehen; in den jenseitigen Häusern alles dicht mit feuernden Menschen besetzt, der eroberte, brennende Ortsteil ein weithin sichtbares Ziel für die Panzertürme von Barchon und Pontisse: an dieser Stelle hätte man stärkerer Mittel bedurft, als man besaß. Aber unterhalb bis zur Grenze mußte es gehen, auch ohne die verunglückten Brückenwagen der Kavallerie und die noch weit zurückbefindlichen der Trains! Als die Dämmerung kam und schwere Nebel das Maastal füllten, glitten Erkundungspatrouillen der Pionierkompagnie in das unbekannte Gewässer zur Erkundung des jenseitigen Ufers, indes Reiter und Jäger ruhten, um Kräfte für den nächsten Tag zu sammeln. In Visé allerdings schlief das Gefecht nicht ein; auch die Forts blieben im Feuer und über den Fluß her bellten die Glocken der Ortskirchen, die Einwohner zum morgigen Kampfe stachelnd.

Stunden, kostbare Stunden der kurzen Augustnacht zogen in banger Erwartung dahin — dann ein Rauschen, leise Rufe: nicht nur die Schwimmer kehrten zurück, sondern schleppten auch ein



paar Kähne vom jenseitigen Ufer mit heran: zum Sicherungsdienst schien glücklicherweise die aufgehetzte Bevölkerung nicht geschult. Schon wurde es hier und da unruhig in den Biwaks: Offizierpatrouillen und Aufklärungseskadrons machten sich bereit. Ruderer der Pioniere und Reiter glitten in die Kähne, die unruhigen Pferde längsseit ins Wasser — die erste Überfahrt setzte ein. Was galt die schlaflose Nacht, die drückende Schwüle: es mußte glücken — und es glückte über Erwarten! Ehe die überraschten Freischärler zur Besinnung gekommen waren und sich gesammelt hatten, waren die ersten Erkundungs-Patrouillen schon westwärts geritten, Pioniere und Jäger, teils fahrend, teils schwimmend, hatten sich drüben festgesetzt, so daß das Übersetzen noch gestört, aber nicht mehr gehemmt werden konnte. Die Brückentrains kamen; unermüdlich schafften die Pioniere, und als der Weg gesichert, schlossen sie sich ohne Rast und Ruh der vorwärtsstrebenden Infanterie an; beim Sturm in der nächsten Nacht würden sie nicht minder nötig sein, wie an der Maas. Ebenso unabläßig aber mühten sich, von den dazu angeforderten Infanteriepionieren wacker unterstützt, andere Pionier-Abteilungen an der Wiederherstellung der Straßen und der gesprengten Maasbrücken in Visé für den gesicherten Nachschub.

Unter wiederholten Zusammenstößen mit Freischärlern und Soldaten erreichte die Brigade ihre Sturmausgangsstellung, indes die Kavalleriedivisionen in Richtung Brüssel ins Ungewisse hasteten. Noch waren Stunden bis zum Beginn des Handstreichs, aber niemand fand Ruhe; allmählich sickerte auch in der Truppe das Gerücht des unerhört neuen Wagnisses durch. Kein Zweifel und Bedenken kam; aber die nervöse Spannung stieg und zerrte selbst die ruhigsten Gemüter, besonders als Glockenläuten und brennende Schuppen das Feuer der belgischen Artillerie auf den Biwakplatz zu lenken schienen. Wie eine Erlösung wirkte der Befehl zum Angriff: Infanterie und starke Pioniergruppen mit Handwerkszeug und Sprengmunition zum Wegebahnen vorneweg — so trat man zum Durchstoß an, indes ein furchtbares Gewitter mit gewaltigen Regenmassen den Staub der Straßen in zähen Kot verwandelte. Eine völlige Überraschung aber wurde es trotzdem nicht. In den Ortschaften stieß man auf Widerstand der Freischärler — jedes Menschenkind, ob Mann, ob Weib, ob Kind oder Greis wußte ja in diesem Gebiet belgischer Waffenfabrikation mit irgendeinem Schießprügel oder Browning umzugehen! — und in der Höhe der Forts stieß man auf die Festungsbesatzung in Schützengräben, hinter Straßensperren, hinter Drahthindernissen zur planmäßigen Abwehr bereit. In das Feuer der Schnellfeuer- und der Maschinengewehre und den Donner der schweren Geschütze mischte sich der hellere Knall der Feldkanonen und immer wieder das unermüdliche Läuten der Kirchenglocken; vorbereitete Häuser und Scheunen gingen in Flammen auf und beleuchteten das vom Angreifer zu überschreitende Gelände. Aber



nur ein kurzes Stocken, ein kurzes Hinwerfen und Überschütten des Gegners mit Feuer: dann brach der Sturmtrupp der Pioniere vor und abermals sank in Trümmer, was den Weg versperrte. Schwer und bitter die Opfer, aber die Bahn wurde frei und unaufhaltsam drängte die Kolonne südwärts bis an, teilweise bis in die Vorstädte von Lüttich hinein. Gewaltiges, Außerordentliches war geschehen — nun aber versagte zum letzten Ziel die Kraft. Feuer aus den verbarrikadierten Häusern der Stadt, Feuer von beiden Seiten des langen Marschweges aus Häusern und Hecken, Feuer auch im Rücken von der sich wieder zusammenschließenden Besatzung der Fortslinie, die eigene Munition nahezu verbraucht, Körper und Seele der Erschöpfung nahe; ein übermächtiger Feind ringsum in dem fremden, ihm selbst wohlbekannten schwierigen Gelände — bitter war der Entschluß, so dicht am Ziel verzichten zu müssen. Aber kein Bangen trat ein. Geschlossen und fest wie zum Stoß, so marschierte die Kolonne auch den gleichen Weg zurück — Pioniere an beiden Enden halfen hier den nachdrängenden Gegner abhalten, dort die im Rücken der Kolonne schnell vom Feinde wieder geschaffenen Hindernisse durchbrechen und beseitigen.

Über die Fortslinie hinaus zu folgen wagten die belgischen Truppen nicht; mit den Heckenschützen aber, die man mit den Waffen in der Hand ergriff, mußte kurzer Prozeß gemacht werden. Todmüde, doch unerschüttert, mit schweren Verlusten und doch voll festen Vertrauens erreichte die Kolonne das Maastal. Aber Ruhe fand die Truppe, fanden vor allem die Pioniere nicht: die Brücken mußten gegen Zerstörung geschützt, Schützengräben als Brückensicherung ausgehoben werden. Abermals ging die Nacht ohne Schlaf vorüber; dann aber brachte der beginnende Tag die Gewißheit, daß man den Fuß, den man auf den jenseitigen Uferrand gesetzt, nicht würde zurücknehmen müssen. Und auch die Festung fiel.

Ein Auftakt zum Weltkriege, der erschütternd über die Erde hallte. Blieb dem Überfall auch anfänglich der Erfolg versagt, so bewies er doch eindringlich die gewaltige Energie der deutschen Kriegführung und zeigte den deutschen Kämpfern, was sie leisten konnten. Wenige Tage noch — und unter den nachgezogenen stärkeren Angriffsmitteln brach der letzte Widerstand der belgischen Feste zusammen, auch dort wirkungsvoll zertrümmert von den überall in die vorderste Linie geholten Pionieren.

Sie hatten recht, wenn sie glaubten, Schweres vollbracht zu haben. Und doch war, was hier der Krieg verlangt hatte, nur ein leiser Auftakt zu alledem, was gerade von ihnen die nächsten Jahre fordern sollten. Aber das feste Vertrauen, das sie hier zum eignen Können, zur eigenen Energie gewannen, schuf ihnen die Gewißheit, auch das Schwerste zu vollbringen. In den ersten Anfängen deuteten sich schon alle die Forderungen an, die, wenn auch in einer unerhört gewaltigen Entwicklung, an die Kampf- und die

Arbeitstätigkeit der Pioniere herantraten. Wasser und Erde waren die Elemente, an denen sich zum erstenmal die Angriffs- und Abwehrkraft der Pioniere erprobte. Der berauschende Aufschwung, den die Technik in den letzten Vorkriegsjahren genommen, war in den Heeren im Frieden noch nicht zur Geltung gekommen; um so gewaltsamer brach sie sich jetzt, von den Pionieren selbst aufs stärkste gefördert, Bahn und schuf völlig neue Erscheinungsformen der Kampfmittel und der Kriegführung; und der Krieg selbst beschleunigte diesen Entwicklungssturm in einer von Tag zu Tag sich fast überstürzenden Weise. Und als Luft und Feuer in deren Kreis hineingezogen wurden, dehnte sich sofort das Schaffensgebiet der Pioniere auch auf diese neuen Gebiete aus. — Auch die örtlichen Grenzen dehnten sich — was sollte Belgien? Was Frankreich? Eine wilde Wanderlust schien mit den deutschen Stämmen auch den Pionier erfaßt zu haben. Über die Grenzen Asiens, bis an die Tore Afrikas trug er seine Kunst des Bauens und seine Kunst des Zerstörens, trug er seine verbissene Zähigkeit in der Abwehr und seine wilde, unwiderstehliche Wucht des Angriffs.

Fast wie ein Kinderspiel dünkten ihm, so schwer sie ihm an den Kampftagen selbst erschienen waren, später jene ersten Taten an der Maas. Wie anders schon war es, als Franzosen und Engländer als tapfere, vorzüglich geschulte Gegner an Sambre und Semois, an der Schelde, Nethe und Yser, an Aisne, Oise und Marne den gewaltigen deutschen Vormarsch aufzuhalten suchten und mit modernsten Waffen und Gerät sich an den durch Sprengung der Übergänge beraubten Wasserläufen ihm entgegenstemmten! Fast unerträglich waren die Opfer, die von den Pionieren verlangt wurden, ehe es ihnen gelang, Schnellbrücken für die zum Sturm angesetzten Kolonnen über die Arme der Nethe im brennenden Lierre und über deren weite Talüberschwemmung zu werfen, so oft sie auch das feindliche Feuer zerbrach. Aber es mußte geschafft werden, um den Siegeslauf vorwärts zu tragen — und es gelang! Es gelang auch im Osten an den unregulierten, bald versiegenden, bald im Hochwasser reißenden Flüssen und Strömen in Polen, Galizien und Rußland. Hatten Belgier und Franzosen keine Brücke unzerstört in deutsche Hand fallen lassen, so wollte ihnen der Russe nichts nachgeben. Kein Übergang fiel heil in deutschen Besitz; ob Holz, ob Eisen oder Stein: für jeden Stoff und jede Bauart fand der Gegner die Möglichkeit der Zerstörung, um den deutschen Vormarsch zu hemmen. Als ob der deutsche Pionier nicht auch im Kampf mit dem slawischen Wasser siegen würde. Etwas mehr Zeit, etwas mehr Mühe, vielleicht etwas mehr Opfer; dann aber hatte er doch seinen Willen durchgesetzt: ob Kahn oder Ponton oder Fähre, ob schwimmende oder feste Unterstützung, ob Pfahljoch, Hänge- oder Sprengewerk, ob Behelfs- oder gezimmertes Material — in irgendeiner Form bezwang er den San und den

Por, den Tanew und die Weichsel, die im breiten, nassen Wiesental flutenden Bobr und Narew, die in sechs oder acht Armen langsam im verfilzten, verkrauteten Bett durch Moor und Sumpf hinschleichenden Stochod und Styr und Pripet, die mit starkem Eisgang allem Menschenwerk die Vernichtung drohenden Ströme des Nordens Njemen und Düna, wie den Isonzo und Tagliamento der Italiener.

Noch aber hatte das ihm vertraute Material die Arbeit erleichtert; neue schwerere Aufgaben zwangen ihn zu neuem Lernen — er lernte und ward ihrer Meister. Wer hatte ihm je singen können, daß er nicht einmal, sondern wiederholt Save und Donau angesichts starker feindlicher Abwehr mit österreichischem Brücken- und für Seeunternehmungen gebautem deutschem Landungsgerät würde überschreiten müssen? Wie hatte er ahnen können, daß er in den Hochländern Serbiens, Mazedoniens und Albaniens die Morawa, den Wardar, die Tscherna Reka überbrücken und anstatt seiner schönen Trainkolonne Ochsengespanne, Esel und Maultiere einsetzen müsse, um in unsäglicher Mühe das Holz an die Brückenstelle heranzuschleppen? Würde er nicht hellauf gelacht haben, wenn er bei der Ausbildung gehört hätte, er sei berufen, auf Kamelen sein Brückenmaterial an den tief eingeschnittenen, reißenden Jordan zu schaffen oder auf leichten, aus aufgeblasenen Schläuchen zusammengewürgten Flößen den Euphrat und Tigris über wirbelnde Stromschnellen hinabzugleiten, um im fieberglühenden Bagdad türkischen Kameraden Lehrer und Helfer zu sein? Daß er über den Sues-Kanal — leider nur auf Stunden — den Fuß auf afrikanischen Boden stellen und in Georgien die Gebirgsströme des Kaukasus durchqueren würde?

Immer neue Welten, immer andere Flüsse und Ströme unbekannter Herkunft, nie gehörter Namen erschlossen sich ihm und seiner Arbeit; und alle ließ er bezwungen hinter sich bis zum Ende. Er eroberte sie im Angriff, eroberte sie aber auch für den Verkehr. Die Brücken, die er im Vormarsch, zum Vortragen der großen Angriffe, mit feldmäßigem Gerät baute, waren nicht leistungsfähig und dauerhaft genug, um den jahrelangen Verkehr mit schwersten Lasten aufrecht zu halten. Der forderte Brückenbauten, die in ihrer Tragfähigkeit den Brücken friedensmäßiger Ausführung nahe kamen. Ob es möglich war, die vom Gegner gesprengten Brücken — sei es in gleichem, sei es in anderem Material — auszubessern oder an ihrer Stelle neue zu erstellen, ob die Brücken auch den Schiffsverkehr auf dem Flußlauf wieder zulassen sollten, das waren Erwägungen schwerwiegendster Art, die bei der Wahl der Bauart und des Baustoffes den Ausschlag gaben. Wie viele derartiger schwerster Kolonnen- und Etappenbrücken in den Ländern der Feinde und Bundesgenossen von den Pionieren allein oder unter Heranziehung von Hilfskräften gebaut worden sind, ist schwer festzustellen; sicher aber

ist, daß sie nach hunderten zählen und noch auf Jahrzehnte hinaus als Zeichen deutscher Kulturarbeit und des Höchststandes deutscher Pioniertechnik — dem Nutzen feindlicher Völker dienen werden.

Ein schweres Verhängnis war es, daß der unerbittliche Zwang der Kriegsnotwendigkeiten wiederholt von den deutschen Pionieren forderte, Kunstwerke, die sie selbst soeben erst geschaffen, auch selbst wieder in Trümmer zu legen. Mit ihnen sprengten sie dann auch die wenigen Brücken, die der Gegner aus irgendwelchen Gründen nicht beim Rückzug zerstört hatte oder deren beabsichtigte Zerstörung eine Pionierpatrouille im letzten Augenblick hatte verhindern können. Eine solche Notwendigkeit trat ein, als der Entschluß zum Rückzug von der Marne im Sommer 1914 die Sprengung der Marne- und Aisnebrücken verlangte; als Hindenburgs 9. Armee im Spätherbst 1914 von Warschau auf Schlesien zurückging; als der Rückzug auf die Siegfriedstellung im Frühjahr 1917 dazu zwang; und als nach den erschöpfenden großen Angriffen des Jahres 1918 das Eingreifen der Amerikaner das Zurückziehen der deutschen Fronten unter dem furchtbaren Druck der Überlegenheit notwendig machte. Daß der deutsche Pionier auch in dieser Zerstörungsarbeit Meister blieb, muß ihm um so höher angerechnet werden, als die Bedürfnisse der Artillerie an besten Sprengstoffen von ihm verlangten, die eigenen schweren Aufgaben mit minder guter, oft ihm unbekannter Sprengmunition zu lösen. Neuartig, wie die ihm aus der Heimat zugeführten Sprengstoffe (zu denen, als die anderen durch Mangel an Rohmaterial knapp wurden, sich flüssige Luft als Aushilfe gesellte), ebenso neuartig waren auch die Geräte und Handwerkszeuge, die ihm die Arbeit im Wasser aufzwang. Die schlimmste Not machten ihm die Trümmer der in das Strombett gestürzten Eisenbrücken, wenn sie sich nicht als Fundament oder Unterstützung der neu zu schaffenden Kriegsbrücke verwerten ließen und eine Verschiebung der Brückenstelle aus Gelände- und sonstigen Verhältnissen unmöglich war. Die ineinander im Sturz verkeilten und verzwängten gewaltigen Eisenträger fortzuschaffen, dazu reichten Menschen- und feldmäßige Maschinenkräfte nicht aus. Da bot die Technik dem Pionier das Mittel, die ungefügen Lasten in beliebig große Stücke zu zerlegen — aber wer hatte im Frieden an Tauchanzüge mit Atmungsgerät und an Unterwasserschneidegerät gedacht? Wie so unendlich viel andere Dinge, so erlernte er bald schon die Handhabung dieser Apparate — der Begriff „unmöglich" sollte und mußte, trotz alles Neuen, für ihn ausgeschlossen sein.

Im Kampf mit dem Wasser und mit den Hindernissen, die es ihm entgegenstellen wollte, blieben die deutschen Pioniere überall Sieger; sie zwangen es aber auch in den Dienst des Heeres. Nicht in dem Umfang und der Regelmäßigkeit, wie in der hochentwickelten Friedensschiffahrt auf Flüssen und Kanälen, aber doch in einem Maße, daß eine merkbare Entlastung der überfüllten Eisenbahnen

und Landstraßen erzielt wurde. Die gleichen Zerstörungen, die den Verkehr über die Flußläufe hatten verhindern sollen, wurden, als sich die Notwendigkeit des Schiffsverkehrs erkennen ließ, jetzt auch die Hemmnisse, die sich seiner Einrichtung widersetzten. Allerdings kam hinzu, daß die Zerstörungsarbeit nicht an ihnen haltgemacht hatte; in dem hochentwickelten Fluß- und Kanalsystem des Westens waren an vielen Stellen die Schleusenhaltungen zerstört und hier, wie in Rußland und Rumänien, alle Schlepper und Schleppkähne versenkt. Neu war für ihn auch diese Arbeit, aber nicht schwerer, als die anderen, an ihn herantretenden Aufgaben. Nur Zeit und Arbeitskräfte mußten ihm zur Verfügung gestellt werden, die Mittel der deutschen Industrie in seinen Dienst treten — geleistet wurde auch diese Aufgabe und gewaltige Lasten aller Art schoben sich in West und Ost, auf den Kanälen Belgiens und Frankreichs, auf Weichsel und Njemen und vor allem auf der Donau von der Heimat zur Front und aus den besetzten Gebieten zur Heimat. Wiederum machte der deutsche Pionier Weg und Bahn frei.

Und noch einmal nutzte er das Wasser als Straße zum Angriff aus in einer nur selten in der Kriegsgeschichte aller Zeiten wiederkehrenden Form. An der Landung auf Dagö und Ösel und dem Transport deutscher Streitkräfte nach Finnland hatte er der deutschen Flotte wirksame Hilfe auf dem flüssigen Element bringen können; doch die Kriegsschiffe versagten, als der Winter die russischen Meeresteile in Eisfesseln legte. Als aber der letzte Vorstoß nötig wurde, um die neuen Gewalthaber in Rußland friedensgeneigt zu machen, da durfte am Eis der Vormarsch nicht scheitern. Wieder half der Pionier. Die Erkundung, Festlegung und Herrichtung der großen Marschstraße, die die deutschen Streitkräfte von den Inseln des Rigaischen Meerbusens auf das Festland hinüberführen sollte, war sein Werk; und alle Spalten und Schründe und offenen Stellen im Eise boten ihm Gelegenheit, zu zeigen, daß es kein Hindernis gibt, dem er sich hätte beugen müssen. Gewiß: der Große Kurfürst hatte einst einige tausend Brandenburger über das Kurische Haff überraschend gegen die Schweden geworfen; hier aber galt es, geschlossene Verbände mit allen Mitteln moderner Kriegskunst, mit schwerster Artillerie und ungeheuren Lasten gegen einen kampfbereiten und kampfgerüsteten Gegner zu führen. Ohne nennenswerte Unfälle und Verluste gelang der Übergang — dank den vortrefflichen Vorbereitungen deutscher Pioniere. Rußland unterwarf sich.

Und immer noch ist der Kampf mit dem Wasser und um das Wasser nicht zu Ende. In den wasserdurchtränkten Sümpfen und Wiesen Rußlands, in den flandrischen Ebenen mit ihrem hohen Grundwasserstand, aber auch in den undurchlässigen Ton- und Lehmschichten der Gebirge konnten die Kämpfer der deutschen Frontstellungen sich Jahre hindurch nur dadurch halten, daß die Kunst des Pioniers, die Entwicklung der deutschen Pumpenindustrie und

die vom Pionier auch in Feindesland wiedererweckte oder neugeschaffene elektrische Kraft die Gräben und Unterstände, wenn auch nicht wasserfrei, so doch bewohnbar zu halten vermochten. Die ungeheuren Fronten der deutschen Stellungen mit verhältnismäßig schwachen Kräften zu verteidigen, war endlich nur dadurch erreichbar, daß der Pionier das Wasser zu Hilfe nahm und weite Strecken — in West und Ost — durch gut überlegte, sorgsam regulierte und im Winter offen gehaltene Überschwemmungen oder angestaute Flußstrecken unzugänglich machte.

Zu diesen Kämpfen um und gegen das Wasser als Kampfobjekt gesellte sich schließlich der Kampf um das Wasser als Genußmittel für Mensch und Tier. Wenn die Millionenheere, die Deutschland ins Feld stellte, nur verhältnismäßig geringe Verluste durch Krankheiten hatten, wenn Epidemien — selbst inmitten verseuchter Gebiete — ganz vermieden wurden, so verdankt das deutsche Volk diesen Erfolg der Kunst der Ärzte, aber auch der Kunst des Pioniers, dem es fast überall gelang, Wasser in einwandfreier Beschaffenheit und ausreichender Menge zum Trinken und Kochen, aber auch zum Waschen und Baden dem oft kargen und widerspenstigen Boden abzugewinnen. Stellten auch meist die beteiligten Truppen die ausführenden Arbeiter, so blieb dem Pionier doch die Aufgabe, die Quellen anzuschlagen, das Wasser zu gewinnen, die Brunnen zu bohren und die Wege anzugeben, auf denen es seinem Verwendungszweck zugeführt werden sollte. So unscheinbar vielleicht gegenüber den durch die Massen auffallenden vorher erwähnten Aufgaben gerade diese Leistung zu sein scheint, so stolz darf der Pionier auf die in ihr liegende Kunst und auf den für das Gesamtwohl kaum abschätzbaren Erfolg sein!

Der Kampf mit dem Wasser kennzeichnete sich in der Mehrzahl der Fälle als ein Kampf um die von ihm bedrohten oder unterbrochenen Verbindungen, um Wege, Straßen, Bahnen — um die Erhaltung und Wiedergewinnung dieser elementarsten Vorbedingung der Kriegführung. Aber nicht nur das Wasser war ihr Feind und der einzige Punkt ihrer Verletzbarkeit; dazu fand der auf Schädigung des Gegners bedachte Führer auch an hundert anderen Stellen Gelegenheit. Am schlimmsten wurde es, wenn das Wegenetz vom Frieden her so schlecht entwickelt war, daß es die Ansprüche der Kriegführung nicht in sich aufnehmen konnte — nicht nur hinsichtlich der Zahl der Wege, sondern vor allem auch hinsichtlich ihrer Güte und Bauart.

Wohl bot das hochentwickelte Kulturgebiet Belgiens und Nordfrankreichs, in seiner Straßenentwicklung deutschen Verhältnissen ähnlich, zunächst anscheinend keine Schwierigkeiten. Und doch zeigte sich schon sehr bald, daß die den ortsüblichen Gebräuchen angepaßten Nebenwege in ihrer Schmäle für die deutschen Truppenfahrzeuge vielfach schwierig und sogar unbenutzbar waren; es zeigte

sich, daß selbst die großen Chausseen in ihrem Unterbau und bei ihren Kunstbauten lediglich den Bedürfnissen leichteren Pferdefuhrwerks früherer Zeit, nicht aber den Ansprüchen der modernen Fahrzeuge der schweren Artillerie und der dauernden Beanspruchung von Kraftwagen gerecht zu werden vermochten. Man muß den jämmerlichen Zustand französischer Staatschausseen schon nach wenig Wochen des Bewegungskrieges gesehen haben, um das ungeheure Maß an Arbeit ermessen zu können, das hier anfänglich den Pionieren allein zufiel. Sobald sich erst die — insbesondere für den Verkehr — ununterbrochen steigenden Bedürfnisse des Stellungskrieges geltend machten, war selbst im Westen eine systematische Vervollständigung des Wegenetzes unter Berücksichtigung der nach Zahl und vor allem nach Gewicht ständig zunehmenden Fahrzeuge und Lasten unvermeidlich. Sehr bald stellte sich die Erkenntnis ein, daß die Pioniere diese Aufgabe neben ihren sonstigen, gewaltig wachsenden Aufgaben nicht allein würden leisten können. Aber wenn auch Straßenbaukompagnien, Armierungsbataillone und schließlich Gefangenenabteilungen in großer Zahl dazu aufgeboten wurden, wenn für die Gewinnung und Zufuhr der Baustoffe die Heimat und Sonderformationen herangezogen wurden, so blieb doch die Anleitung zur Arbeit und vor allem die Ausführung der schwierigsten Arbeiten im feindlichen Feuer dicht an der Front den Pionieren.

Das war im kultivierten Westen. Aber dort waren die Begriffe Chausseen, Straßen, Verbindungs- und Ortswege immer noch den deutschen ähnlich. Wie anders jedoch unterschieden sich Wort und Wirklichkeit, sobald die deutschen Kolonnen die Ostgrenzen überschritten! Wie unterschieden sie sich schon bei dem österreichisch-ungarischen Bundesgenossen! Allerdings hatte die deutsche Heeresverwaltung sich auf einen Krieg in den Karpathen, auf dem Balkan, in der Ukraine und Vorderasien im Frieden kaum einrichten und vorbereiten können; aber selbst das Wegenetz in dem unmittelbar benachbarten Polen, in Litauen und Galizien war im Frieden überschätzt, das deutsche Feldgerät den Wegen, die die Truppe fand, nicht angepaßt worden. Die Truppe war auf den Nachschub durch die Armeefahrzeuge angewiesen; wirklich gut ausgebaute Kunststraßen fand sie nur in verschwindender Zahl vor; in den Landwegen der sandigen trockenen Gebiete versanken die deutschen Fahrzeuge fast ebenso tief, wie in den moorigen, sumpfigen Wiesen der Flußtäler und erst recht in den unergründlichen Sümpfen des Pripjet und seiner Nebenflüsse. Die von den Eisenbahntruppen sofort gebauten Feldbahnen vermochten auch nicht den Verkehr der großen Heere zu bewältigen. Der Pionier und seine Hilfskräfte standen vor einer nahezu unlösbaren Aufgabe — und er löste sie doch. „Pionier sein, heißt angreifen!" Angreifen im Kampf, aber auch angreifen in der Arbeit — und er griff an, tapfer, zäh und unermüdlich. Bald schon streckten sich durch die wegelosen Gebiete Polens Straßen

und Dämme, Faschinen-, Bohlen- und Knüppelwege, die selbst die Lasten der schweren Artillerie und der Kraftwagen (wenn auch teilweise mit verminderter Beladung) zu tragen vermochten. Oft waren die Anstrengungen gewaltig, oft mußte die Truppe auch das Koppel ein paar Löcher enger schnallen, wenn sich der Nachschub verzögerte. Aber direkte Not hat sie nicht gelitten, und die Fortführung des Krieges blieb möglich. In Zahlen anzugeben, was dort an Arbeit geleistet worden ist, ist kaum möglich; wie lange sie Bestand haben oder wie bald sie in der polnischen Wirtschaft zugrunde gehen wird — wer vermag es zu sagen?

Ebensowenig entwickelt war das Wegenetz jenseits der österreichisch-ungarischen Grenzen. Doch schon vorher, in Ungarn, schon in den Karpathen, hatten die deutschen Truppen sehen müssen, wie wenig sich deutsche Verhältnisse zu anderen in Vergleich stellen lassen. Hier halfen, ebenso wie in Galizien, zwar zum Teil die Bundesgenossen durch Hergabe ihrer — diesen Verhältnissen angepaßten — Trains und Kolonnen aus. Aber als für den Angriff zur Entlastung der Karpathenfront Linsingens Divisionen neben denen des Bundesgenossen in Bewegung gesetzt wurden, war es doch wieder eigene Kraft, war es doch wieder die Hilfe der Pioniere, die in den verschneiten Talstraßen der Karpathen den Kolonnen und über die vereisten Gebirgshöhen der Infanterie Vormarsch und Angriff ermöglichten; und die ihnen die Bahn schufen durch die Hindernisse und Stellungen der gut verschanzten Russen und sie beim Sturm selbst begleiteten.

Auch durch die transsylvanischen Alpen zwischen Siebenbürgen und der Wallachei, durch die Balkanpässe Serbiens zogen sich wohl einige wenige Straßen mit kühnen Kunstbauten — doch sie waren an den günstigsten, d. h. den schwierigsten Stellen zerstört, die Kunstbauten gesprengt, die Engen mit Maschinengewehren gesperrt. Saumpfade für Esel und Maultiere, auch diese vielfach gesperrt und verteidigt, mußten den Umgehungskolonnen zum Vormarsch dienen, um die Hauptstraßen zu öffnen, zu deren Wiederherstellung in den tiefgründigen, steil abfallenden, von Wildwassern erfüllten Tälern abermals die Kunst und Kraft des Pioniers eingesetzt werden mußte. Der Feldzug gegen Rumänien, der Kampf gegen Serbien würden ohne die deutschen Pioniere und ihre zähe Energie überhaupt nicht möglich gewesen sein. Ganz aber hörten die Wege in unserem Sinne auf, als Albanien und Mazedonien Kampfgebiete, als das Hochgebirge des Ostjordanlandes Kriegsschauplatz wurden und durch die Taurus- und Amanusgebirge Kleinasiens, durch die Gebiete des Euphrat und Tigris, ja selbst bis in das Hochplateau Persiens, bis nach Kirmanschah, die Möglichkeit deutschen Lastkraftwagen-Verkehrs geschaffen werden sollte. Wege deutscher Art sind es nicht geworden, aber ihren Kriegszweck haben sie erfüllt. Und unbegreiflich fast erscheint diese Leistung, wenn man die geringen Kräfte, die mangelhafte Hilfe der Bulgaren und Türken, den völligen Mangel an Roh-

stoffen und Gerät — und schließlich die Ungewohnheit des Klimas und der Ernährung in Betracht zieht.

Überall, in allen Ländern und auf allen Fronten tat der Pionier seine Pflicht, bot er seine Hilfe an nicht nur in den ihm eigenen Arbeitsgebieten, sondern auch bei den anderen Waffen. Wenn auch die Eisenbahner in der Regel selbst ihr Bahnnetz schufen, so war der ihnen verwandte Pionier in den Stunden der dringenden Not ein gern gesehener Helfer. An so manchem Bahndamm, so manchem gesprengten Tunnel, so vielen Eisenbahnbrücken hat er gern geholfen und in der Ausgestaltung der vordersten Spitzen des Bahnnetzes, bei den Feldbahnen, Förderbahnen, den Gebirgs- und Seilbahnen oft den größeren Teil der Arbeit übernommen. Der Ausbau der Verkehrswege hatte zwar sofort bei Kriegsbeginn in allen Kampfgebieten begonnen, dann aber beim Übergang aus dem Bewegungs- zum Stellungskrieg einen anderen, intensiveren Charakter angenommen.

Ähnlich verschieden gegen die erste Zeit war auch die Arbeit der Pioniere an der Kampffront geworden. Was dort an technischen Arbeiten sich als notwendig erwies, das hatten allerdings nach dem Inhalt der Vorschriften der Infanterist und der Artillerist selbst machen sollen. Aber wenn der oft ausgenutzte Pionier einmal darauf hinwies, so war er selbst nach den ersten Kämpfen noch ausgelacht worden: „Auf Erd- und Schanzarbeit lassen wir uns nicht ein; unsere Energie, unser gewaltiger Ansturm wird all diese technische Arbeit unnötig machen". Hatten aber trotzdem nach den ersten blutigen Erfahrungen die Infanteristen hier und dort zu ihrem Kinderspaten gegriffen und sehr schnell schon bedauern gelernt, daß er zu wenig „schaffe", so hatten in den Septemberwochen selbst die Kavalleristen die Lanze mit dem beigetriebenen Spaten vertauschen müssen. Wohl war von überallher der Ruf nach den Pionieren laut geworden — aber deren kleine Zahl hatte für die Fülle der Ansprüche auch nicht entfernt ausgereicht. Der Zwang des Krieges nahm auf Wünschen und Wollen keine Rücksicht; immer weiter spannten sich die Schützengräben, vom Kanal bis zur Schweiz im Westen und bald darauf von der Ostsee bis zur Moldau im Osten; immer tiefer grub sich jedermann selbst in die Erde — gern aber nahm man den Pionier als Berater, gern bot er sich als Helfer an den schwierigen Stellen.

Der Stillstand sollte, dahin ging der Wunsch aller Gegner, nur vorübergehend sein. So schnell es die Sammlung der eigenen Kraft gestattete, wollte man — unter Ausnutzung der günstigen Stellen — wieder zum Angriff schreiten, an den nicht geeigneten Stellen durch stärkern Ausbau eine Ersparnis an Besatzungstruppen erzielen; an keiner Stelle aber sollte der Gegner zur Ruhe kommen — immer wiederholte Angriffe und Vorstöße sollten ihn mürbe

machen, sollten zugleich für den demnächstigen Angriff die notwendigen Grundlagen schaffen.

Ebenso stark, wie bei den anderen Waffen, lebte der Drang nach vorn im Pionier, gedämpfter vielleicht, weil sich ihm schneller als den anderen, die Schwierigkeiten offenbarten, die in dieser Neugestaltung der Dinge lagen. Ihnen Rechnung zu tragen, ihnen zu widerstehen, sie zu überwinden, die weitere Entwicklung vorauszusehen und zu beherrschen — das sah er als die ihm obliegende, gewaltige, neue Aufgabe an.

Wie groß sie war und was sie von ihm forderte, vermochte er zunächst nicht zu überblicken. Aber noch während sich die alten Formen verstärkten, die Gräben tiefer, die Hindernisse breiter, die Untertreträume und Unterstände mit der wachsenden Wucht der Artilleriegeschosse stärker wurden, neue Baustoffe verlangten und immer weiter in die Erde versanken, während man durch die veränderte Lage im Gelände und die auflösende Gliederung der Anlagen diese der feindlichen Beobachtung und Zerstörung zu entziehen strebte, wuchs in ihm die Erkenntnis, daß neue Waffen für und durch diese Erscheinungen notwendig sein würden. Der Erkenntnis folgte die Tat — zuerst tastend und unvollkommen, wuchsen sich die neuen Kampfmittel, von ihm planmäßig entwickelt und zur Geltung gebracht, zu stärkster Wirkung aus.

Als Schnellfeuergewehr und Maschinengewehr trotz der Nähe der Kampflinien versagten, griff er zur Handgranate, anfangs von ihm behelfsmäßig aus Feldmitteln geschaffen, dann aber zu einer Wirkung gesteigert, die sie nahezu gleichberechtigt neben die Schußwaffen stellte. Und als die Menschenkraft nicht auszureichen schien, um mit ihr in die etwas entfernteren Gräben zu wirken, entwickelte er den Gebrauch der Gewehrgranate und bald auch des wirkungsvolleren Granatwerfers.

Wieder war es die geringe Entfernung der beiden vordersten Stellungen, die den Einsatz der Artillerie zu lähmen drohte; und wieder fand er eine Waffe, die in ihrer Wirkung die Artillerie teilweise zu ersetzen vermochte. Den für bestimmte, eng umgrenzte Aufgaben des Festungskrieges von ihm gebauten schweren Minenwerfer schuf er in zäher, folgerichtiger Arbeit zu einer Waffe um, die der — der Übermacht der Weltindustrie unterlegenen — deutschen Artillerie das Gleichgewicht im Stellungskriege wiederzugewinnen versprach und die, schließlich auch für den Bewegungskrieg umgemodelt, bestimmte Aufgaben erfolgreich löste.

Die erste Wirkung dieser neuen Steilfeuerwaffen drängte als Gegenmaßregel anfangs beim Feinde, und als dieser zu ähnlichen — aber nie erreichten — Kampfmitteln griff, auch bei uns zu einem nochmaligen tieferen Hinabtauchen aller Grabenbauten in die schützende Erde. Gefaßt und bekämpft werden mußte der Gegner aber auch trotz dieses stärkeren Schutzes; das Mittel dazu

fand sich im Einsatz des Gases. Wohl ist die erste Kriegsverwendung von giftigem Kampfgas von französischen Pionieren ausgegangen; aber ihre kleinen Gasgranaten zeigten sich so gering an Wirkung, daß man auf feindlicher Seite zunächst auf die Verwendung von Kampfgas verzichtete. Den Deutschen blieb es vorbehalten, die Wirkungsbedingungen des neuen Kampfmittels erkannt zu haben; und dem deutschen Pionier blieb es vorbehalten, es zuerst mit wirklich großem Erfolg, der bei tatkräftiger, zielbewußt vorbereiteter Ausnutzung auch entscheidend hätte werden können, bei Ypern verwendet zu haben.

Das Blasverfahren blieb eine vorübergehende Erscheinung; zu viele, vom Menschen nicht zu beherrschende Einflüsse hinderten seinen Einsatz. Als das Schießverfahren allmählich immer mehr und schließlich ganz an seine Stelle trat, lag es in der Natur der Kampfwaffen, daß ein Teil des Gaskampfes von den Pionieren auf die Artillerie übergehen mußte. Soweit sein Einsatz aber auf nähere und mittlere Entfernungen notwendig war, blieben die Pioniere der Gasbataillone energische und erfolgreiche Träger dieses neuen, dauernd verbesserten Kampfmittels, für das sie in den eigenartigen Gaswerfern eine wirkungsvolle Waffe schufen.

Den stärksten Ausdruck deutschen Angriffswillens zeigte aber eine andere Waffe, zu der der deutsche Pionier ein bisher nur als Nebenerscheinung benutztes Element dem Kampfe dienstbar machte — das Feuer. Die erste Verwendung der Flammenwerfer und ihre Entwicklung zu einem kampffähigen Werkzeug entsprang dem Verlangen, im Grabenkampf dem hartnäckigen Gegner ein Kampfmittel entgegenzutragen, dem auch die stärkste Moral nicht standzuhalten vermochte. Wie überall, so versuchte er auch diese gefürchtete Waffe nachzuahmen; und es gelang ihm, der über alle Hilfsmittel des Erdballs verfügte, bis zu einem bestimmten Grade. Aber alle seine Fortschritte in technischer Beziehung, die zweifellose Hingabe seiner Flammenwerferträger haben es nie vermocht, der deutschen Waffe und ihren Totenkopfpionieren gleichzukommen oder gar sie zu übertreffen.

Wie der Pionier zu den technischen Kampfmitteln den Anstoß und die Vollendung gab, so auch zu unzähligen Hilfsmitteln, die den Tapferen im Schützengraben das Aushalten im jahrelangen Kampf ermöglichen sollten. Die von den Pionieren geförderte Entwicklung der Signalmittel bot den Nachrichtentruppen die letzte Hilfe, wenn ihre eigenen zahlreichen Mittel schließlich doch dem überwältigenden feindlichen Feuer zum Opfer gefallen waren. Von ihnen geschossene Lichtsignale in verschiedener Bauart traten als optische Verbindungen neben die akustischen der Nachrichtenverbände; Leuchtzeichen, aus Leuchtpistolen, Signalwerfern, als Leuchtgeschosse oder Leuchtminen verschossen, haben wiederholt in den Minuten höchster Gefahr die letzten Rufe um Hilfe nach rückwärts getragen.

Eine Eigenart des Stellungskrieges, die ununterbrochene, auch in der stärksten Gefahr nur schwankende, niemals ganz aufhörende Dauer der Kampftätigkeit forderte schließlich Hilfsmittel, um auch in den nächtlichen Kämpfen sehen zu können. Wieder sollte der Pionier helfen — und wieder half er. Das von ihm geschaffene und bediente Scheinwerfergerät hat — in verschiedenster Ausstattung — dem auf Posten stehenden Infanteristen die ihm obliegende Sicherung der ungeheuren Fronten ermöglicht. Mit diesem Kampfmittel war es schließlich auch dem Pionier vorbehalten, in das letzte Kampfgebiet entscheidend einzugreifen, das sich ihm sonst versagte: in den Luftkampf. Hier war ihm allerdings keine offensive Tätigkeit beschieden; sie blieb den Fliegern vorbehalten, in deren Reihen aber auch selbstredend Pioniere erfolgreich kämpften. Als Gehilfe der Flugabwehrbatterien hat der Pionier mit den im Luftschutzdienst eingesetzten Flakscheinwerfern stärkster Abmessungen und Reichweiten und unter Einsatz kunstvoller Horch- und Richtungsinstrumente im Felde und im Heimatschutz erfolgreich mitgewirkt. — Die Elektrizität zur Wirkung zu bringen und ihre ungeheure Kraft in den Dienst des Heeres zu zwingen, sei es zum Betreiben der zahllosen Maschinen, sei es zur Lichtgewinnung für alle Unterkunftsräume in und hinter der Front, sei es endlich zur Schaffung elektrisch geladener Hindernisse, wurde im Lauf der Jahre so wichtig, daß für diesen Dienst abermals eine Sonderart, die Starkstrompioniere, aufgestellt werden mußten.

Zu diesen Abwehrmaßnahmen gesellte sich schließlich eine solche rein passiver Art, die infolge der reißenden Entwicklung der Flieger und ihrer photographischen Kammer notwendig wurde, als sich das deutsche Heer auf den letzten großen Endkampf vorbereitete. Sollte der beabsichtigte Durchbruch gelingen, so mußten angesichts des aufs höchste gesteigerten Widerstandes der Feinde alle Vorbereitungen, vor allem der Aufmarsch der Artillerie und die Versammlung der großen Truppenmassen, dem Erkennen durch die gegnerische Kamera entzogen werden. Die bisher nie notwendige, also auch nie geübte Kunst des Verbergens, des Versteckens, des „Tarnens" (um ein gut altdeutsches Wort an Stelle des fremdsprachigen camouflage zu setzen), wurde unter steter Kontrolle durch die eigenen Flieger unter Anleitung der deutschen Pioniere zu einer solchen Meisterschaft gebracht, daß in der Tat die ersten gewaltigen Angriffsvorbereitungen dem Gegner verborgen blieben — eine Überlegenheit, die von diesem widerwillig zugestanden werden mußte.

Die ununterbrochene Entwicklung des Stellungskrieges in seinen technischen und taktischen Formen zwang die Pioniere zu Abwehrmaßregeln in stärkerem Maße, als es ihrem Angriffswillen entsprach. Sie blieben die Träger des Angriffsgedankens auch in dieser Zeit des Stillstandes.

Sie waren es, die in Anlehnung an die Flammenwerfertrupps

diese zunächst für kleine Angriffsunternehmungen zu Stoßtrupps ausgestalteten und in dieser Form für die Infanterie Mittelpunkt und Träger des Angriffs wurden. Sie waren es, die aus den Stoßtrupps allmählich die Sturmbataillone entwickelten, die — aus den beherztesten Freiwilligen aller Waffen ergänzt — zum Einsatz an den Brennpunkten bestimmt, dort die Entscheidung erzwingen sollten. Diese Organisation wuchs also schließlich über die eigene Kraft und Zahl der Pioniere hinaus, wenn diese auch die Träger der schärfsten Waffen in ihr blieben.

Ein anderer Angriffskampf aber blieb ihnen unbestritten, der in seiner Eigenart nicht ohne weiteres von den anderen Kameraden aufgenommen werden konnte: der Minenkrieg unter der Erde. — Auch ihn nahm der Pionier nicht freudig und freiwillig auf sich; das Angriffsvermögen und der Angriffsgedanke würden, so hatte man jahrzehntelang im deutschen Heere geglaubt, auch dieses Kampfverfahren überflüssig machen. Aus dem durch die gesamte Entwicklung hervorgegangenen Stellungskrieg aber entstand auch der Minenkrieg zu neuem Leben und wuchs an manchen Frontstellen zu einer mitentscheidenden Bedeutung. Der Angriffsgedanke durfte und sollte nicht einschlafen. Als es über der Erde, als es mit Sappengräben in der Erdoberfläche nicht mehr vorwärts ging, da versuchte es der Pionier-Mineur, unterirdisch ihn zu erzwingen. Und er setzte den Gedanken in die Tat um. Von den Schrecknissen dieses, in den Eingeweiden der Erde sich abspielenden, geheimnisvollen Kampfes hat nur selten der Heeresbericht gemeldet — er entzog sich den Blicken und der Bewunderung der Mitkämpfer. Aber was die Flieger an gewaltigen Kämpfen im freien Luftmeer, unter den Strahlen der Sonne vollbrachten, das kann nicht größer sein, als das stille, bescheidene Heldentum der Mineure, die drunten in Nacht und Dunkel, von Luft und Sonne abgeschnitten, von erstickenden Gasen umlauert, nie dem Gegner Auge in Auge in zähem Angriff gegenübertreten durften und doch ständig dem schlimmsten Tode des Lebendigbegrabenwerdens sich vollbewußt preisgegeben sahen. Schlicht und ruhmlos führten sie ihren zähen Angriff, der sich schließlich in gewaltigen Kratern vor der Westfront entlud, mit solcher Energie, daß England 40000 seiner Bergleute aus den heimischen Stollen und Schächten zu Hilfe rief, um sie in Flandern den deutschen Pionier-Mineuren entgegenzustellen. Blieb den Pionier-Mineuren, weil das Verständnis für diesen Kampf an den meisten Stellen fehlte, äußere Anerkennung versagt, so tröstete sie das Bewußtsein erfüllter höchster Pflicht, wenn sie einander mit dem Bergmannsruf „Glückauf" begrüßten.

Jahre hatte das zähe Abringen in den Stellungen gedauert. Die feindlichen Durchbruchsversuche waren gescheitert; Rußland war zu Boden gerungen. Und als im Frühjahr 1918 die deutsche Oberste Heeresleitung zum entscheidenden Angriff rüstete, da wußten

die Pioniere, daß ihnen ein Hauptteil der zu erwartenden Kämpfe zufallen würde. Über das Trichterfeld vor St. Quentin ging der erste Stoß, durch die wasserdurchzogenen Wiesen Flanderns zum Kemmel der zweite, über die steilen Hänge des Chemin des dames bis zur Marne der dritte und, trotz des vernichtenden Feuers der Artillerie und der Bombengeschwader, über die Marne hinweg, der vierte — letzte. Immer und überall Pioniere in unwiderstehlichem Angriffssturm an der Spitze der Kämpfer, immer und überall Pioniere dicht hinter den vordersten Wellen, um Wege für Mann und Tier, für Geschütz und Kraftwagen zu schaffen, die den unaufhaltsam vordringenden Tapferen neue Kräfte, neue Munition, neue Verpflegung zuführen, den Angriff im Fluß halten sollten. Immer und überall Pioniere mit ihren Sonderwaffen, um die letzten Widerstandsnester der überrannten Feinde zu überwältigen. Ging in diesen gewaltigen Stoßmassen auch der einzelne Pionier und der Stoßtrupp, gingen selbst die Sturmbataillone darin unter, so waren und blieben sie doch auch diesmal die stärksten Träger des Angriffs. Eine letzte Heldentat endlich, von keiner übertroffen, vollbrachten sie in der Erzwingung des gewaltsamen Überschreitens der Marne, dem tagelangen Aufrechthalten des Verkehrs über die hundertmal zerschossenen und trotz des Höllenfeuers und schwerster Verluste auch hundertmal wiederhergestellten Brücken. Wehrlos den feindlichen Geschossen preisgegeben, mit zerreißenden Nerven, aber unbeugsamer Zähigkeit, hielten sie qualvolle Tage und schlaflose Nächte hindurch aus, bis auch die letzten deutschen Verbände das Nordufer des schicksalhaften Flusses wiedergewonnen hatten.

Der letzte große Abwehrkampf begann und nahm unter der Last der ungeheuren feindlichen Überlegenheit seinen rückschreitenden Verlauf. Das Unheil schritt seinen langsamen Gang, bis das Verzweifeln der Heimat zum Waffenstillstande zwang. Da trat, in diesen Stunden des Zusammenbruchs, an die Pioniere noch einmal ein Ruf, eine Bitte, ein Befehl, der Übermenschliches von ihnen forderte. Für den vom Feinde aufgezwungenen kurzfristigen Rückmarsch der Millionenheere galt es, Übergänge über den Rhein in solcher Zahl zu schaffen, daß die zurückflutenden Massen ohne Hemmung und Störung das rettende Ufer erreichen würden. Millionen Deutscher galt es vor der vom Gegner erstrebten schimpflichen Gefangenschaft zu retten. Noch einmal bot sich dem deutschen Pionier Gelegenheit zu zeigen, daß selbst da, wo alles andere zusammenbrach, seine Kraft und seine Energie, sein technisches Können und sein menschliches Wollen auch jetzt noch der schwersten Aufgabe gewachsen seien.

Vier Jahre erbittertsten Kampfes und erschütternder Verluste, gewaltiger Großkämpfe und tapferster Einzelringens, zähen Aushaltens und blitzschnellen Angriffs waren vergangen, seitdem die deutschen Pioniere dem Heere den Weg über die Maas und durch die Festungswerke von Lüttich als Einleitung des deutschen Ringens gegen die

feindliche Welt bahnten, bis jetzt, wo ein ungeschlagenes, aber von der Heimat zerbrochenes, müdes Heer von ihrer Hilfe die Rettung vor den nachdrängenden Feindmassen erwartete.

Auch diese letzte Großtat bestanden sie, wie jene erste. Zwischen der Schweiz und Holland erbauten sie zwischen den wenigen festen Brücken aus verschiedenstem, örtlich gefundenem Material, in unermüdlicher Arbeit, Tage und Nächte schaffend, die rettenden Brücken und hielten sie besetzt, bis der unaufhörliche Strom der Kolonnen das schützende Ufer erreichte, um dann, vorbildlich in ihrer Pflichterfüllung bis zum äußersten, als die letzten deutschen Kämpfer am Feinde die Brücken — um sie dem Gegner zu entziehen — abzubauen und abzuschwenken und mit den letzten Pontons den anderen nachzufolgen. Die Nächsten am Feinde beim hoffnungsfrohen Angriff, die Nächsten am Feinde beim erschütternd-traurigen Rückmarsch, die Ersten im siegreichen Kampf, die Ersten bei der schützenden Arbeit, schlicht und pflichttreu als starke Hilfe der anderen Waffen, treu bis zum Tode, treu aber auch bis zum Zusammenbrechen nach der letzten, erfolgreich erfüllten Aufgabe: so bewiesen sie durch die Tat die Wahrheit ihres Trutzliedes:

Pionier, das schwarze Korps,
Tut sich unter allen andern vor!

Und die Kameraden der anderen Waffen gaben ihnen Recht.



Ich hatt' einen Kameraden —

Von Hanns Gustaf v. Dickhuth-Harrach,
damals Leutnant im Königin Augusta Garde-Grenadier-Regiment Nr. 4.

An einem sonnigen Frühlingstage des Jahres 1912 kehrte das II. Bataillon des Königin Augusta Garde-Grenadier-Regiments Nr. 4 im Fußmarsch aus Döberitz zurück. Vor der Wache im Kasernenhof stand der neue Fahnenjunker v. Schubka, um sich das militärische Schauspiel des Einmarsches der Grenadiere anzusehen. Ein kahlgeschorener Studentenschädel auf dem gar nicht dazu passenden bunten Rock. Ein uniformierter Zivilist. Bald sollte er einer unserer Besten werden. Ich war damals auch Junker. Abends im Kasino saßen wir zusammen. Auf der Grundlage humanistischer Bildung und arischer Weltanschauung fanden wir uns bald. Er haßte die Verflachung des modernen Weltstadt-Lebens als eine Folge der tonangebenden, die Seele des Deutschen vergiftenden, jüdischen Presse. Sein Streben war die Ausbildung aller männlichen Tugenden in sich und bei seinen Grenadieren. In Straßburg war er ein fröhlicher Bursch gewesen und hatte dort die Gelegenheit benutzt, als Hochtourist in den nahen Alpen seinen Körper zu stählen. Die Aussicht auf ein Leben am Schreibtisch behagte ihm nicht. So gab er das Studium auf, und nachdem er sich als Student das Leben angesehen hatte, wählte er den schönsten Beruf der Welt und wurde Königlich preußischer Offizier. Ein Friedensjahr lang waren wir zusammen Leutnants und die schönsten Stunden verlebten wir, wenn wir an dienstfreien Tagen zusammen wandern konnten. Dann sahen wir uns die märkische Heimat an, die so arm ist und doch so schön. Vieler Worte bedurfte es dabei unter uns nicht. Wir wußten, daß wir die Natur in gleicher Weise empfanden und in uns aufnahmen.

Im Morgensonnenschein des 10. August 1914 marschierten wir durch das Brandenburger Tor zur Verladung, und Alle hatten wohl den Gedanken: „Wann und wie werde ich hier wieder durchkommen?" Ein gütiges Geschick hat mich davor bewahrt vor einem der Herren Volksbeauftragten präsentieren zu müssen.

Wundervoll und herzerhebend waren die begeisterte Begrüßung und die Segenswünsche des deutschen Volkes auf der Fahrt zum Rhein. Kein Übermut herrschte in unserem Abteil, wir wußten, es galt einen ernsten und schweren Kampf, aber wir wollten siegen.

In ernster feierlicher Stimmung fuhren wir auf einer Maschinengewehrprotze über den Rhein. Wir tranken das Bild mit deutscher Seele und von Stund an gaben wir unserer Freundschaft auch den äußeren Ausdruck, indem wir uns mit dem brüderlichen Du nannten.

Das Garde-Korps war in der 2. Armee mit auf dem schwenkenden Flügel, der nach Schlieffens Plan berufen war, die französischen Armeen zu umfassen. Also mußte die ersten zehn Tage der Krieg mit den Beinen gewonnen werden. Vom frühen Morgen bis spät in die Nacht wurde marschiert. Die heiße Augustsonne lastete brütend auf den belgischen Straßen. Unerhörte Marschleistungen wurden in diesen Tagen spielend vollbracht. Der Wille: „Ran an den Feind!" beherrschte die Massen. Durch den schönsten Teil Belgiens ging es von Malmedy über Huy nach Namur.

Am 21. und 22. August stießen die Armeen südlich Namur auf den Feind, der in starker Stellung den Übergang über die Maas wehrte. In ungestümem Anprall wurde der zähe Verteidiger überrannt.

Die englisch-französischen Armeen des Nordflügels waren um diese Zeit noch im Aufmarsch begriffen, mit der Absicht, später zum Angriff überzugehen; da fielen schon die 1. und 2. deutsche Armee über sie her. Hierbei traf unsere 2. Armee auf die französische 5. Armee des General Lanrezac, die zwischen Mons und Namur in sehr starken Stellungen hinter der Sambre stand.

Für den 21. August hieß es: „Das X. und Garde-Korps werden mit der Front nach Süden so bereitgestellt, daß sie die Offensive über die Sambre gegen den südlich Namur stehenden Feind ergreifen können."

Das Regiment Königin Augusta war an diesem Tage in der Vorhut.

Gegen Mittag erreicht das Regiment den Nordrand des Sambre-Tals und entfaltet sich in Deckung rechts und links der Straße zu zweistündiger Rast, während Offizierpatrouillen in das Tal hinabsteigen, um die Übergänge über die Sambre zu erkunden.

Drüben sollte also der Feind sein. Erst allmählich drang so etwas auf dem eiligen Vormarsch bis zu uns Leutnants und Zugführern herab, die wir keine Karte besaßen und weder wußten, wo wir waren, noch was gespielt wurde. Daß etwas los war, merkten wir an dem toten Pionierleutnant, der da am Straßenrand lag. Er war auf Patrouille unten an der Brücke gefallen. Seine Leute hatten ihn wieder mit heraufgebracht. Neugierig standen wir umher und suchten mit dem Glase das Gelände ab. Auch die Stäbe hoch zu Roß hielten auf der kleinen Anhöhe rechts der Straße, die durch das Dorf La Sarte herunter nach Auvelais führt. Später nannte man solches Verhalten „gefechtsdumm". — Wir, das II. Bataillon, lagen links der Straße an den ersten Häusern von La Sarte. Von hier fiel das Gelände steil zur Sambre ab, in zwei Stufen.

Von oben bis zur ersten Terrasse reichte La Sarte. Unten im Grunde zu beiden Seiten der Sambre lag der große Fabrikort Auvelais. Das andere Ufer ist von der Talsohle ab genau so steil, dann zieht es sich aber in sanfter Steigung von etwa 2 km Länge zu einem Höhenrücken hinauf, der höher liegt, als wir, und auf dem die Dörfer Arsimont und Aisemont liegen. Das ganze Gelände bildet für den Gegner sehr starke natürliche Verteidigungsstellungen. Nur sehen kann man nichts von ihm. Im Dunst der Augusthitze ist alles nur undeutlich zu erkennen. Ab und zu hört man Gewehrfeuer von unten aus dem Grunde, wo sich die Patrouillen herumschießen. — Allmählich hat sich unsere Feldartillerie, Haubitzabteilung 4. Garde-Feld-Artillerie-Regiments in dem Waldstück links der Straße eingerichtet und eröffnet das Feuer auf ein angeblich besetztes Fabrikgebäude in Auvelais.

Feindliche Feldartillerie schießt sich auf unsere Höhe ein. Man merkt, es wird ernst.

Die gegenüberliegenden Höhen scheinen von schwachen feindlichen Kräften besetzt zu sein. Das Regiment bekommt daher den Befehl, mit Artillerieunterstützung den Übergang in Besitz zu nehmen: I. Bataillon mit unterstellter 6. Kompagnie und Maschinengewehr-Kompagnie beiderseits der Straße, Füsilier-Bataillon rechts, II. Bataillon links gestaffelt. Der Regiments-Kommandeur Oberst v. Walther reitet an die Kompagnien heran und ruft: „Das Regiment tritt als erstes des Garde-Korps ins Feuer, eine hohe Ehre für uns; ich erwarte, daß das Regiment in altgewohnter Weise seine Pflicht tun wird!"

Nun kommt Leben in das schlafende Heer. Fertig machen! — An die Gewehre! — tönt es von allen Seiten. Ich bin bei der 6. Kompagnie, die in der Mitte des Regiments die Hauptstraße herunterzugehen hat. So muß ich getrennt von meinem Freund Schubka kämpfen, der bei der 5. Kompagnie steht. Eine abgeprotzte Kanone, von der Bedienung am langen Seil geschleppt, wird der 6. Kompagnie zur Verfügung gestellt. So treten wir an. In Gruppenkolonne gehts die Hauptstraße hinab.

General Ludendorff, der als Oberquartiermeister der 2. Armee vorgefahren war, schreibt hierüber: „Die Entwickelung der 2. Garde-Division zum Gefecht war ruhig. Es war erhebend, die schönen, stattlichen Leute des Augusta-Regiments in den Kampf ziehen zu sehen." —

Kaum sind wir 100 m die Straße hinab, da beginnt es zu knallen, zu pfeifen und zu zwitschern. Dachziegel splittern, von den Hauswänden prallen Geschosse ab und es gibt Verwundete. Infanteriefeuer! Feind nicht zu sehen. Also weiter auf der Straße in Gruppenkolonne. Jetzt sind wir gleich im Grunde. 100 m weiter hören die Häuser auf und da pfeift es ganz bedenklich um die Ecke. Also „Kompagnie Halt! — Gewehr ab! — Rührt Euch!" —

Ich werde rechts heraus geschickt in die Gärten, um festzustellen, woher das Feuer kommt. Da ist ein lustiges Infanteriefeuer im Gange. Unser I. Bataillon arbeitet sich den Hang hinab durch die Gärten, und drüben jenseits eines kleines Baches auf einer Anhöhe die Kirche von Auvelais gibt Stockwerkfeuer. Mit meinen scharfen Augen habe ich die zahlreichen Abschußwölkchen am unteren Rande der Kirchenfenster sofort erfaßt. Ich melde meine Beobachtung meinem Hauptmann Houben, der inzwischen auch nachgekommen ist. „Die schießen wir mit unserer Kanone heraus!" sagt er. Also schnell zurück und wieder weiter die Straße herunter. Unten angekommen Kanone vor und vorsichtig aufgebaut, daß sie gerade noch an der letzten Hausecke vorbeischießen kann. Ein wunderbares Ziel! Die Kirche auf 500 m breit vor uns. Ahnungslos schießen die lieben Franzosen immer munter aus den Kirchenfenstern und fühlen sich hinter der starken Steinwand sehr wohl und sicher. Ruhig zielt der Richtkanonier über Visier und Korn. „Schuß!" kommandiert der Leutnant und Bautz! fährt die erste Granate aus dem Rohr. Zwei weitere folgen, das feindliche Infanteriefeuer verstummt und kurz darauf sehen wir die Rothosen in wilder Flucht aus dem Hintereingang die Kirche verlassen. Das gab Luft. Nun gehts wieder glatt vorwärts bis an die ersten Häuser von Auvelais. Links der Straße liegt da die 5. Kompagnie im Feuer. Leutnant v. Schubka ruft uns zu, die Kirche sei noch besetzt. Ich bekomme den Befehl mit den beiden ersten Gruppen die Kirche zu nehmen. Der Hauptmann kommt mit. An der Kirchentür angelangt bekommen wir aus den Nachbarhäusern Feuer. Drei Grenadiere stürzen mit lautem Aufschrei zusammen. Schnell schlagen wir die Kirchentür hinter uns zu. In der Kirche kein Feind mehr. An sämtlichen Fenstern des Turmes und des Kirchenschiffs läuft ein Holzgerüst entlang und auf diesem liegt noch überalll reichlich Munition, die der Feind auf seiner plötzlichen Flucht liegen ließ. In der Kirche siehts natürlich wüst aus. Die Granaten haben einige Pfeiler zerschlagen, deren Trümmer den Boden bedecken. Als wir wieder herauskommen, erhalten wir sofort Feuer und nun entwickelt sich in Auvelais ein regelrechter Häuserkampf. Aus Kellern und Luken blitzt es. Türen werden eingeschlagen, Häuser gehen in Flammen auf, hier und da fällt einer, von unsichtbarem Schützen getroffen; dazwischen jammernde Weiber, schreiende Kinder und betende Priester. In aufgelösten Trupps arbeitet sich die Kompagnie von Haus zu Haus und findet sich schließlich am Südausgang von Auvelais wieder. „Können Sie noch?" sagt der Hauptmann zu mir. „Jawohl!" sag ich. „Also weiter! Jetzt nehmen wir den Steilhang vor uns. Und wenn wir den Südrand des Sambre-Tales haben, rufen wir Hurra, damit uns nicht die eigenen Leute in den Rücken schießen." In fünf Minuten hatten wir den südlichen Talrand. Der Feind war abgezogen. Frei lag vor uns auf der Höhe Arsimont. In schwachem Ma-

schinengewehr-Feuer arbeiten wir uns noch etwa 400 m weiter vor. Dann bleiben wir liegen, um die anderen Teile des Regiments abzuwarten.

Es ist Nachmittag geworden. Gegen 3 Uhr mag es sein. Wir liegen gut gedeckt, vom Feinde ist nichts zu sehen. Über unseren Häuptern tobt der Artilleriekampf. Hin und her ziehen die Geschosse ihre Bahn.

Inzwischen schließen links II. Bataillon, rechts I. und Füsilier-Bataillon in Schützenlinie mit uns auf und nun wird das feindliche Feuer stärker. Der diesseitige Rand von Arsimont ist besetzt.

Plötzlich wird es drüben lebendig. Der Feind erhält Verstärkung. Gruppenweise springt seine Infanterie von Haus zu Haus uns entgegen. Über den Höhenrücken links von Arsimont kommen mehrere dicke Schützenlinien hintereinander im Marsch Marsch. Er will uns in die Sambre zurückwerfen.

Rasendes Infanteriefeuer empfängt ihn. Die Artillerie schießt Vernichtungsfeuer mit Granaten auf die Kolonnen zwischen den Häusern. Sprungweise arbeiten wir uns dem Feind entgegen.

Die 6. Kompagnie wird Bataillonsreserve hinter einigen Häusern vor Arsimont. Immer lebhafter wird das Infanteriefeuer. Die Luft ist von unheimlichem Sausen und Pfeifen erfüllt. Wie Peitschenknall klingen die nahen Schüsse über die Dächer. Die Häuser, unsere Deckung, brennen. Die Glut der Flammen schlägt zusammen mit dem Blutrot der untergehenden Sonne. Ängstlich flattern Hühner und Tauben um den brennenden Stall. Ich habe Deckung hinter einem hundehütte-ähnlichen Verschlag, in dem eine schwere dicke Sau als willkommener Kugelfang liegt.

Vor mir im Feld sehe ich unsere Schützenlinien vorwärtsspringen. Dort geht mein Freund Schubka mit seinem Zuge vor. Weit ist er seinen Grenadieren voraus. Er hat die Richtung genau auf die ersten untersten Häuser von Arsimont. Ein wilder Schmerz packt mich, daß ich hier untätig liegen muß. Ich will zu ihm, mit ihm kämpfen! —

Ich schicke zum Hauptmann, der ein paar Häuser weiter beim Bataillonsstab liegt, ob ich vorgehen darf. —

„Nein. Bataillons-Reserve." — Wieder vergehen nervenerregende Minuten des Wartens.

Endlich werde ich losgelassen zur Unterstützung, der rechts an der Straße schwer kämpfenden Schützenlinie.

Sprungweise geht es in Gruppen von Haus zu Haus. Da ertönt das Hornsignal „Seitengewehr pflanzt auf!" und hundertfach wird es aufgenommen und wiederholt.

Blitzend fliegt das Bajonett aus der Scheide und nun erhebt sich Alles wie ein Mann. Da braucht es keines Befehls. Das sitzt drin in den Friedenssoldaten. Die schwarz-weißen Fahnen flattern im Abendrot und der schwarze Adler trägt uns hinein in den Feind zum letzten Kampf, zum Sieg. —

An den ersten Häusern von Arsimont ruft mich ein Grenadier an: „Herr Leutnant, der Leutnant von Schubka ist gefallen, dort rechts an dem Haus!" Ich eile hin.

Es ist nichts mehr zu retten.

Vor meinen Füßen liegt die entseelte Hülle dessen, der mir der liebste war unter meinen Kameraden. Die Züge seines Gesichtes sind erstarrt in dem Ausdruck männlicher Entschlossenheit. Der Körper zeigt mehrere Schußwunden und eine tödliche Stichwunde. Neben ihm liegt seine Pistole, deren Patronen bis auf zwei verschossen sind; um ihn herum ein ganzer Knäuel sterbender und toter Franzosen. Offenbar war er seinem Zuge allein zu weit vorausgeeilt, war hier hinter dem Hause überraschend auf eine größere Zahl von Feinden gestoßen, hatte sich tapfer zur Wehr gesetzt, und war schließlich dem Degenstoß eines französischen Offiziers erlegen. Die Hand, die eben noch den Degen führte, der nun rot von frischem Blut und verbogen neben ihm liegt, birgt ein Blatt Papier.

Ein letztes Wort. An wen richtet sich dieser letzte Gruß? „Aus dem Hause, vor dem ich liege, ist nicht geschossen worden. Die Leute sind unschuldig."

Die erlöschende Kraft des schnell fliehenden Lebens hat er mit äußerster Anstrengung zusammengerissen, um unbekannte Menschen, feindliche Bewohner vor unrechtem Verdacht und vor Gewalttat zu schützen — ein „deutscher Barbar".

Ich habe jetzt keine Zeit zu trauern, der Dienst verlangt mich. Leb wohl, lieber — lieber Freund!

Im ersten Anlauf wird der Feind überrannt. Einige wütende Gegenstöße brachen in unserem Feuer zusammen.

Es wird still. Die Flammen des brennenden Arsimont erleuchten das Schlachtfeld. Rot und blau leuchten die Uniformen der gefallenen Franzosen. Die Offiziere mit ordengeschmückter Brust. Eine französische Linienbrigade ist hier verblutet. Darüber die Sterne und die Nacht. Da hört man von Ferne den Choral von Leuthen und die Grenadiere stimmen ein: „Nun danket alle Gott"!

Heiß war dieser erste blutige Schlachttag, der nächste brachte weiteren schweren Kampf. Eine Zuavenbrigade, frisch aus Afrika ausgeladen, wurde in Eilmärschen herangeworfen. Wie Panterkatzen sprangen die kriegsgewöhnten Afrikaner an. So mancher verlor seinen besten Kameraden. Doch der Sieg blieb unser.

Die Pall Mall Gazette meldete: „Die preußische Garde hat den Ruf ihrer Vorfahren gewahrt und kämpfte mit der Todesverachtung, die sie schon 1870 auszeichnete. Sie ist jenen Tapferen gleich geblieben, deren Kolonnen beim Sturm auf die Höhen von St. Privat unter dem französischen Feuer dahinschmolzen." —



Das XX. Armeekorps bei Hohenstein.

Von Generalmajor a. D. Emil Hell,
damals Chef des Generalstabes XX. Armeekorps.

Schwere Schicksalswolken türmten sich am 20. August des Jahres 1914 über dem alten Ordenslande Ostpreußen auf. Bei Gumbinnen stand die 8. deutsche Armee in unentschiedenem Kampfe mit der russischen Njemen-Armee. Von Lomsa und Ostrolenka her wälzten sich neue Massen gegen das nur durch das XX. Armee-Korps gesicherte südliche Ostpreußen heran. Die deutschen Ostmarken schienen verloren. Es galt, wenigstens die 8. Armee zu retten, bis aus dem Westen Verstärkungen herangeführt werden konnten.

In der Nacht vom 20./21. August wurde die Schlacht bei Gumbinnen abgebrochen und der Rückmarsch hinter die Weichsel angetreten.

Ein maßloser Schrecken durchzuckte Ost- und Westpreußen. Man kannte die Russen. Man hatte im Frieden genug von ihnen gehört und gesehen, um zu wissen, was das blühende Land von ihrem Einfall zu erwarten hatte. Wer Wagen und Pferd hatte, lud die wertvollste Habe auf und fuhr davon. Ein unendlicher jammervoller Zug von Menschen, Wagen und Vieh bewegte sich nach dem Westen, aus dem vor Jahrhunderten eisenbewehrte Männer gekommen waren, um das Land östlich der Weichsel in harter, mühevoller Arbeit der slawischen Unkultur abzuringen.

War dies das Ende?

Mit Kummer und Sorge verfolgte der Generalstabschef v. Moltke im Großen Hauptquartier in Koblenz den unglücklichen Verlauf der Dinge in Ostpreußen. War es denn unbedingt nötig, gleich bis hinter die Weichsel zurückzugehen? Bestand nicht doch die Möglichkeit, das Kriegsglück vorher noch einmal anzurufen? Von General Moltke telephonisch über die Auffassung der Lage befragt, konnte ich in voller Übereinstimmung mit meinem kommandierenden General versichern, daß der Anmarsch der Narew-Armee gegen die Stellungen des XX. Armeekorps durchaus kein Grund sein brauche, um Ostpreußen zu räumen. Die allgemeine Lage werde günstig beurteilt, die Truppe brenne darauf, an den Feind zu kommen.

Die Loslösung aus der Schlacht von Gumbinnen ging ohne jede Schwierigkeit von statten. General Rennenkampf, der Führer der Njemen-Armee, fühlte sich keineswegs als Sieger. Er folgte der

8. Armee zunächst gar nicht, dann überaus zögernd. — Wenn man sich nun aus dem Rückmarsch heraus mit allen Kräften auf die Narew-Armee stürzte! — Daß man von den Truppen der 8. Armee das Höchste erwarten durfte, dessen war man in Koblenz sicher. In der Seele des ostpreußischen Soldaten brannte der Schmerz und die Scham, daß man die Heimat ohne letzten verzweifelten Kampf im Stiche lassen sollte.

Der Chef des General-Stabes der Armee entschied sich für die Wiederaufnahme des Kampfes um Ostpreußen. Es war ein großes Wagnis; die Durchführung verlangte neue Männer. Am Abend des 22. August wurde bekannt, daß Generaloberst v. Hindenburg zum Oberbefehlshaber der 8. Armee ernannt sei. — Wer war dieser Hindenburg? — Ein verabschiedeter, im Frieden vortrefflich bewährter General, weiter wußte man nichts. Im übrigen ein Name, wie jeder andere. Sein Generalstabschef war jener Ludendorff, der am 5. August in finsterer Nacht mit dem Revolver in der Faust unter wahrhaft verzweifelten Umständen die Sturmtruppen nach Lüttich hineingeführt hatte. Der Kaiser hatte ihn dafür mit dem Pour le Mérite geschmückt. Also ein tapferer Mann von starker Entschlußkraft, wie Ostpreußen ihn jetzt brauchte.

General v. Moltke hatte am 22. August in Koblenz den Grundgedanken der geplanten Operation gegen die russische Narew-Armee mit Ludendorff durchgesprochen und die ersten Anordnungen für die neue Truppengruppierung gegeben.

Auf der Fahrt von Hannover nach Marienburg, am Vormittag des 23. August, entwickelte Ludendorff seinem Oberbefehlshaber den Plan für die Schlacht. Ein gewöhnlicher Sieg genügte unter den gegebenen Verhältnissen nicht. Die Narew-Armee mußte vernichtend geschlagen werden. Nur wenn dies gelang, wenn man so den Rücken ganz frei bekam, durfte man hoffen, später auch mit der Armee Rennenkampf fertig zu werden. Dieses Ziel war nur zu erreichen, wenn man die Massen der Narew-Armee, die sich zwischen Soldau und Ortelsburg auf Osterode vorwärts bewegten, von beiden Seiten umklammerte und erdrückte. Bei Soldau sollte das I. Armeekorps, bei Ortelsburg das I. Reserve- und das XVII. Armeekorps anpacken. Aber die Bereitstellung der Flügelstoßgruppen erforderte Zeit. Eilte man sich auch noch so sehr, so konnte der entscheidende Angriff doch nicht vor dem 26. August beginnen. Bis dahin ruhte die Last des Kampfes allein auf dem XX. Armeekorps. Es mußte die Masse des Feindes auf sich ziehen, in Kämpfe verwickeln und fesseln, ohne sich dabei schlagen zu lassen. Aber wenn dieses Korps der schweren Aufgabe nun nicht gewachsen war, wenn die Mitte der neuen Schlachtfront vor der Zeit zerbrach? Dann war die Schlacht verloren. Der Feind würde sich rechts und links auf die deutschen Umfassungsgruppen werfen, und sie einzeln zerschmettern. —

Fort mit allen Zweifeln und Bedenken! Es mußte etwas gewagt werden, wenn man Ostpreußen retten wollte.

Einige Befehle, klar, scharf, voll glühender Kraft! Die Truppe atmete auf. Man durfte für die ostpreußische Heimaterde kämpfen.

Die elastische Gestalt des kommandierenden Generals des XX. Armeekorps v. Scholtz reckte sich. Eine ungeheure Aufgabe stand vor ihm. Er wußte, daß es nichts schwereres gibt, als „den Feind zu fesseln, hinhaltend zu kämpfen, sich aber beileibe nicht schlagen zu lassen". Für so etwas braucht man stählerne Nerven, einen ganz klaren Blick, sehr viel Wirklichkeitssinn und, — wichtiger als alles übrige —, eine Truppe, die auch Rückschläge erträgt, die in keiner Lage das Vertrauen zur Führung verliert.

General v. Scholtz kannte sein Korps. Er hatte es aus der Taufe gehoben und 2 Jahre lang geführt. Er wußte, was man den zähen Ost- und Westpreußen, die um die eigene Scholle kämpfen, zumuten durfte.

Die Truppe schob sich hastig zurecht. Der rechte Flügel, die 41. Infanterie-Division wurde am Südende des langgestreckten Sees bei Gilgenburg verankert. Er bildete den Angelpunkt der ganzen zukünftigen Schlachtaufstellung.

Weiter nach Westen sicherte General v. Unger mit den aus den Festungen Thorn und Graudenz herausgezogenen Landwehr-Regimentern. Nach Osten zu schloß sich die 37. Division in beweglicherer Aufstellung an. Bei Allenstein wurde die dem XX. Armeekorps unterstellte 3. Reserve-Division ausgeladen.

Am Morgen des 23. August standen die Truppen nach anstrengenden Märschen da, wo der Kommandierende General sie haben wollte. Mochten die Russen jetzt kommen!

Sie ließen nicht lange auf sich warten. Vier russische Armeekorps und mehrere Kavallerie-Divisionen schoben sich über Soldau-Neidenburg gegen die neuen Stellungen des XX. Armeekorps heran. Ein weiteres Korps schwenkte von Ortelsburg aus in nordöstlicher Richtung auf Bischofsburg ab. Das XX. Armeekorps wünschte ihm glückliche Reise. Es kam dem I. Reserve- und dem XVII. Armeekorps gerade recht; ein heißer Empfang war ihm sicher.

Der russische Befehlshaber Samsonoff mahnte zur Eile. Er wollte einen großen Fang tun. Die 8. Deutsche Armee durfte nicht hinter die Weichsel entwischen. Hatte man erst die wichtige Bahnlinie bei Osterode und Deutsch-Eylau gewonnen, so konnte man der Armee Rennenkampf die Hand reichen und hatte dann mit den Deutschen leichtes Spiel. Man brauchte nur noch dieses vereinzelte XX. Armeekorps, das den Weg nach Osterode versperrte, beiseite zu werfen, wenn es sich überhaupt in einen Kampf einließ.

Auf den von Neidenburg nach Hohenstein führenden Straßen marschierte die russische Mitte in den Morgenstunden des 23. August

rüstig vorwärts. Sie wollte heute mit den Anfängen noch Hohenstein erreichen.

Südlich Frankenau, bei Lahna, bei Orlau flackerte gegen Mittag das Feuer auf. Also doch Widerstand! Umso besser, dann kamen die Dinge gleich zur Entscheidung. Man hatte hinterher freie Bahn.

Es war die 37. Infanterie-Division unter General v. Staabs, die das erste einleitende Gefecht in der siebentägigen Schlacht bei Tannenberg zu bestehen hatte.

Vor die Hauptstellung vorgeschoben, sichern zwei Kompagnien des Jäger-Bataillons Graf Yorck den Südausgang von Lahna. Gegen sie brandet die vielfache russische Übermacht zuerst an. Von rechts und links füllt sich das Feld mit zahllosen funkelnden Bajonetten. Eine bewegliche lehmgraue Masse läuft, springt heran, überschüttet Lahna mit Feuer. Die Jäger liegen im Anschlag, ruhig, als ob dieses Geschieße für sie etwas alltägliches wäre. Sie haben scharfe Augen und nehmen das flüchtige Ziel fest aufs Korn. Aber auch der Russe ist tapfer. Es lodert auch in ihm etwas vom Feuer der ersten Kriegsbegeisterung. Er erinnert sich an das Wort Suworoffs: „Die Kugel ist eine Törin, das Bajonett ist ein braver Kerl." — Man muß diesem mörderischen Feuer, das aus dem Dorfrande sprüht, an den Leib. 150 Meter vor dem Dorfe tauchen die braunen Gestalten auf. Weiter kommen sie nicht. So ist Lahna nicht zu nehmen. Erst müssen Geschütze, Maschinengewehre und Gewehre an die Arbeit. Auge in Auge liegen sich die Gegner auf nächsten Entfernungen gegenüber. Stunde um Stunde dieses heißen Augustnachmittags verrinnt. Wie Hagelschauer prasseln die russischen Kugeln in das Dorf. Die dünne Kette der Jäger lichtet sich, die Munition wird knapp. Die ersten Schatten der Dämmerung breiten sich über das Land, verwischen die Ziele. Hier und da kommt wieder Leben in die graue Masse der Angreifer. Wo das Feuer der Jäger erstorben ist, erreichen sie den Dorfrand.

Hauptmann Bergemann, der Führer des Halbbataillons, läßt bei schwindendem Licht den Hirschfänger aufpflanzen, um der Meute zu wehren. Aber der Damm ist gebrochen, von allen Seiten füllt sich das Dorf mit Feinden. An der Schmiede, mitten im Dorf, sammelt Bergemann, was er noch erreichen kann, zum letzten Kampfe. Ein kurzes, erbittertes Ringen, — dann das heisere „Hurra" der Russen. Einige Überlebende taumeln zurück. Bergemann reißt den Degen heraus, wirft sich ihnen entgegen: „Ein Feigling, wer mir nicht folgt!"

Er bricht zusammen, neben ihm Leutnant der Reserve Bandow und Leutnant v. Heydebrand. Der Tod des Führers schreckt die Tapferen nicht. Leutnant Friese, dann Leutnant Köppe setzen sich an ihre Spitze, springen auf die Schmiede zu, stürzen schwer getroffen nieder.



Der Heldenkampf der Jäger ist zu Ende. Was noch von den beiden Kompagnien am Leben ist, wird in der Hauptstellung gesammelt. Das Bataillon verliert an diesem einen Tage 17 Offiziere und Offizieranwärter und 254 Oberjäger und Jäger.

Zur gleichen Zeit, als die 2. und 4. Kompagnie des Jäger-Bataillons Yorck bei Lahna ihre ersten unvergänglichen Lorbeeren in diesem Kriege pflücken, steht einige Kilometer weiter östlich auf dem zurückbiegenden linken Flügel des Korps die 73. Infanteriebrigade in hartem Kampf um die Alleübergänge bei Orlau. Dort sichert eine vorgeschobene Kompagnie des Infanterieregiments 147, das später den Namen des Feldmarschalls Hindenburg führen sollte, vom steilen Ufer aus den gewundenen Lauf des Flüßchens. Die Allebrücke steht in Flammen. Man fühlt sich hinter der ziemlich breiten, sumpfigen Niederung wohl geborgen. Aber in Rußland sind Brücken Luxusgegenstände und wo sie vorhanden sind, werden sie meist nicht benutzt. Das Alleflüßchen ist für den russischen Soldaten kein Hindernis und ostpreußische Sumpfniederungen sind vollends für ihn ein Kinderspiel. Etwas verblüfft sehen die 147er, wie der Russe rechts und links, soweit das Auge reicht, durch den Fluß watet und springt, wie er die Hänge empor klettert und zwischen den Kiefern verschwindet.

General Wilhelmi, der Führer der 73. Infanterie-Brigade, beobachtet mit gespannter Aufmerksamkeit auf seinem Gefechtsstande den Kampf der Jäger bei Lahna. Er hört den Gefechtslärm bei Orlau. Es kommen die ersten Meldungen: Der Russe steigt in das Alletal hinab. Die 12. Kompagnie 147 an der Brücke bei Orlau hat in dem unübersichtlichen Gelände schweren Stand, sie kann nicht in jede Falte und Windung hinein sehen.

In dem General will sich die Sorge erheben. Aber er zwingt sich zur Ruhe. Er darf nicht auf die ersten Gefechtsmeldungen hin seine Kräfte verausgaben. Plötzlich eine bedrohliche Nachricht: Die Alle ist in breiter Front überschritten. Die Russen haben die Waldstücke am Norduser besetzt.

Eine peinliche Überraschung!

Dem General ist die Verantwortung für die linke Flanke des XX. Armeekorps übertragen. Geht die Anlehnung an die Alle verloren und gewinnen die Russen hier Raum, dann hängt der Flügel des Korps in der Luft, kann umgangen werden.

Es ist keine Minute zu verlieren. — Der General gibt seine Befehle: Regiment 151, Teile von 147, 1 Bataillon des Landwehr-Regiments 18, die 1. und 3. Kompagnie des Jägerbataillons haben den Feind über die Alle zurückzuwerfen. Dann besteigt er seinen Schimmel und sprengt nach vorn. Das Pferd bricht tot unter ihm zusammen.

Die Spannung, die über den wartenden Regimentern gelegen hatte, löst sich. Gott sei Dank, man kann angreifen! Die unbändige

Angriffslust, die dem deutschen Soldaten mehr als jedem anderen Soldaten auf der Welt im Blute steckt, feiert ihre ersten Triumphe. Das ist keine Friedensschulung, das ist aus uralter Zeit angeborener unwiderstehlicher Drang nach vorwärts. Nicht umsonst schlugen deutsche Soldaten im Altertum die Schlachten der römischen Kaiser, führten sie im Mittelalter die Kriege der Spanier und Franzosen.

Noch schneller als sie heraufgekommen sind, fliegen die Russen die Hänge des Alletals wieder hinab. Die Deutschen stehen vor Sumpf und Fluß. Sollen sie sich von den Russen beschämen lassen? Hinüber! — die Kampfleidenschaft geht mit ihnen durch. An verschiedenen Stellen hört man das alte Kampflied: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall." — Die Russen haben zur Aufnahme der zurückflutenden vorderen Bataillone den südlichen Flußrand dick besetzt. Verheerendes Feuer lichtet die Reihen der verfolgenden deutschen Regimenter; aber nichts hält sie auf. — Major Weigelt, der tapfere Jägerkommandeur, fällt. — Auf dem Südufer entspinnt sich ein erbitterter Kampf. An einer Stelle wehren sich die Russen, um eine Fahne geschart, besonders tapfer. Der Jäger Awe von der 3. Kompagnie Jägerbataillons Yorck ergreift den Fahnenschaft. Ein russischer Offizier reißt das Tuch herab, schlingt es sich um den Leib, eilt zurück und bricht tot zusammen. — Es ist dieselbe Fahne, über der vor 100 Jahren die Generale Yorck und Diebitsch die Konvention von Tauroggen abgeschlossen haben. Schicksalsfügung!

Der russische Widerstand ist gebrochen. Im heißen Eifer verfolgt die Brigade in die sinkende Nacht hinein. Wo wollen die Bataillone hin? Wie soll man sie zum Halten bringen? Die Befehle dringen nicht durch. Da schallt das vom Manöver her wohl bekannte Signal: Das Ganze halt! durch die klare Abendluft. Die Besinnung kehrt zurück, die Truppe kommt zum Stehen. Das blutige Manöver ist zu Ende.

Die 37. Division kann mit Stolz auf diesen Tag zurückblicken. Aber der Kommandierende General v. Scholtz, vor dessen geistigem Auge unverrückbar der Plan der bevorstehenden großen Schlacht steht, hält mit mir ernste Rücksprache. Der linke Flügel des Korps hat dem heutigen Stoß zwar standgehalten, aber der morgige Tag wird ungleich gefährlichere Kämpfe bringen. Man hat Nachrichten, daß östlich vom XV. russischen Korps, das heute bei Frankenau, bei Lahna und Orlau angegriffen hat, noch weitere starke Kräfte vorgehen.[1]) Greifen sie morgen in den Kampf ein, so kann man ihnen ein paar Kompagnien, im besten Falle einige Bataillone, entgegenwerfen. Die 3. Reservedivision bei Allenstein, die man zur Verstärkung einsetzen könnte, hält Hindenburg noch fest. Wenn irgend möglich, soll ihre Kampfkraft für das große Schlachtendrama, das am 26. und 27. August abrollen soll, aufbewahrt werden. Was wird aus dem Plan Ludendorffs, wenn morgen die 37. Division von zwei russischen Korps angegriffen, umfaßt und zertrümmert wird?

[1]) XIII. russisches Armeekorps.

Ein furchtbarer Gedanke! Es hilft nichts. Der linke Flügel des Korps muß weit zurückgenommen werden. Man gewinnt einen oder zwei Tage Zeit, weicht der Umfassung aus. Es ist für die Truppe schmerzlich, das Gelände, um das sie eben blutig gerungen hat, ohne für sie erkennbaren Grund wieder aufgeben zu müssen. Aber in vier Tagen wird auch der einfache Soldat verstehen, daß in allem Hin und Her, in allem scheinbaren Widerspruch ein Sinn steckt, daß die Führer an der Spitze ganz genau wissen, was sie wollen.

In der Nacht marschiert die Division ab, wenige Stunden bevor das russische XV. und XIII. Korps sich zum vernichtenden Flankenangriff in Bewegung setzen.

Die Loslösung vom Feind glückt nicht überall ohne Kampf. Auf dem rechten Flügel der 37. Division bei Frankenau, wo schon am gestrigen Tage gekämpft wurde, greifen die Russen im Morgengrauen, während gerade die Truppen im Abrücken sind, erneut heftig an. Hier opfert sich ein Zug der 5. Batterie Feldartillerie-Regiments 73, der seit gestern in der vordersten Infanterielinie am südlichen Dorfrande kämpft, für die Schwesterwaffe. Er feuert Schuß um Schuß, bis die Infanterie abgerückt ist. Erst dann läßt der Führer, Leutnant Heise, die Pferde kommen. Sie werden zusammengeschossen. Nun gilt es, zu sterben. Der Gedanke, die Geschütze im Stiche zu lassen, kommt den braven Kanonieren nicht. Aber sie wollen ihr Leben teuer verkaufen. Die beiden ehernen Mäuler sprühen Schnellfeuer in die anstürmenden russischen Haufen. Aber von den Seiten und von rückwärts schlagen die Wellen über beide Geschütze zusammen. Mit Pistole und Spaten verteidigen sich die Kanoniere, bis der letzte von ihnen zu Boden stürzt.

Am Abend des 24. August steht das XX. Armeekorps enger geschlossen als bisher, im Halbkreis von Südwest nach Nordost zwischen Gilgenburg und Mühlen. Nördlich Mühlen schließen sich die Landwehr-Regimenter aus Thorn und Graudenz an, die vom rechten Flügel des Korps nach dem linken gezogen sind. Die 3. Reservedivision ist nach Hohenstein herangerückt.

Die Kommandoflagge des Generalkommandos weht in Tannenberg, an das sich so große Erinnerungen für Ostpreußen knüpfen. Dort trifft in den Mittagsstunden auch Hindenburg mit seinem Generalstabschef Ludendorff ein. Sie billigen den Entschluß des Generalkommandos. Es ist ganz gut, wenn die Sehne des Bogens etwas zurückgezogen wird. Umso schärfer werden das I. Reserve- und das XVII. Armeekorps Flanke und Rücken des Feindes treffen. Nur zerreißen darf die dünne, lang gestreckte Linie des XX. Armeekorps nicht.

Beim russischen Oberkommando herrscht am 24. August keine Siegerstimmung. Die Kämpfe bei Lahna, Frankenau und Orlau hatten sehr viel Blut gekostet. Die Truppen waren tief erschöpft und bedurften dringend der Ruhe und Erholung. Die heiße Angriffs-

luft hatte sich merklich abgekühlt. Man ging langsamer und bedächtiger vor, ließ sich mehr Zeit. Der 24. und 25. August vergingen ohne wesentliche Kämpfe.

Am Abend des 25. August konnte General v. Scholtz erleichtert aufatmen. Der erste Teil seiner großen Aufgabe war erfüllt. Auf dem rechten Armeeflügel, westlich Usdau, standen jetzt die Hauptteile des I. Armeekorps zum Angriff bereit. Auf dem linken Flügel, bei Bischofsburg-Seeburg, hatten das I. Reserve- und das XVII. Armeekorps Gefechtsfühlung mit dem abgezweigten VI. russischen Korps gewonnen. Da das XIII. russische Korps am 24. August die Marschrichtung auf Allenstein einschlug, wo zur Zeit kein deutscher Soldat mehr stand, und infolge dieses erfreulichen Umweges für die Entscheidungen der nächsten Tage ausfiel, hatten das I. und verstärkte XX. Armeekorps „nur" noch drei russische Korps vor sich. Mit ihnen wollte man schon fertig werden.

Hindenburg drückte auf die Hebel der Zange von Tannenberg. Das I. Armeekorps unter General von François und der rechte Flügel des verstärkten XX. Armeekorps sollten am 25. August in der Richtung auf Neidenburg, das I. Reservekorps unter Otto v. Below und das XVII. Armeekorps unter Mackensen über Bischofsburg auf Ortelsburg angreifen.

Der 26. August wurde ein neuer Ehrentag für das XX. Armeekorps. Den Siegeslorbeer des Angriffs durfte die auf dem rechten Flügel stehende 41. Division pflücken, während der größere Teil der 37. Division und die Landwehr einen wuchtigen Durchbruchsversuch des russischen Zentrums abzuwehren hatten.

Samsonoff hatte sich, reichlich spät, entschlossen, das Gespinst, dessen Fäden er zu spüren begann, durch einen kräftigen Stoß auf Mühlen zu zerreißen. Nördlich des Ortes griff das XV. russische Korps an. Hier klammerten sich die Landwehrregimenter des Generals v. Unger zähe an der ostpreußischen Erde fest. Nicht einen Fuß breit Boden gaben sie nach. Um den Angriff vorwärts zu bringen setzte Samsonoff starke Teile des XXIII. Korps von Südosten her, schräg vor der 41. Division entlang, auf Mühlen zu in Marsch. Sie kamen gerade vor die Klinge der 41. Division, die um 3[30] nachmittags zum Angriff über Jankowitz und Oschekau antrat. Unter der Wucht des Anpralls wichen die Russen zunächst langsam, dann immer schneller zurück, flohen schließlich in panischem Schrecken und konnten zum Teil erst 25 km rückwärts in Neidenburg zum Stehen gebracht werden.

Leider konnte das XX. Armeekorps seinen Sieg am nächsten Tage, dem 27. August, nicht vollenden. Das I. Armeekorps hatte infolge widriger Umstände sein Angriffsziel Usdau nicht erreicht. Zu seiner Unterstützung mußten daher erhebliche Teile des XX. Armeekorps nach Süden abgezweigt werden. Auch im Norden bei Mühlen war trotz des prachtvollen Widerstandes der Landwehr eine ernste



Lage entstanden. Hier setzte Samsonoff am 27. August seine Durchbruchsversuche fort, um das Schicksal der Schlacht noch in letzter Stunde zu wenden. Das an dieser Stelle stehende XV. russische Korps fand Unterstützung durch das XIII., das, von seinem Spaziergang nach Allenstein zurückkehrend, sich Hohenstein näherte.

Ihm saß das I. Reservekorps im Nacken und mahnte unsanft zur Eile.

Die Front des XX. Armeekorps hatte sich im Verlaufe der letzten vier Tage vollständig gedreht. Ursprünglich nach Süden gerichtet verlief sie jetzt genau von Südosten nach Nordwesten. Immer weiter hatte der linke Flügel zurückgebogen werden müssen, jetzt war die äußerste Grenze erreicht. Wurde der letzte Riegel bei Mühlen gesprengt, dann standen die Russen im Rücken des XX. und I. Armeekorps. Der Sieg konnte den Deutschen dann doch noch entrissen werden. Mühlen war der Schlüsselpunkt der Schlacht geworden.

Die Spannung beim Generalkommando wurde fast unerträglich. Würde die Landwehr bei Mühlen halten? Ungünstige Gerüchte durchschwirrten die Luft, wiederholt kamen Meldungen vom Durchbruch der Russen. Diesem Gefahrzustand mußte ein Ende bereitet werden. Der Kommandierende General entschloß sich, die 37. Division hinter den gefährdeten Abschnitt bei Mühlen zu schieben. Freilich war die Stoßkraft des XX. Armeekorps südlich von Mühlen jetzt auf die geschwächte 41. Division beschränkt. Aber das konnte schließlich in Kauf genommen werden, da die Gesamtlage sich am 27. günstig gestaltet hatte. Das I. Armeekorps hatte den Widerstand der Russen bei Usdau gebrochen und im Norden war das VI. russische Korps bei Bischofsburg von Mackensen und Below schwer aufs Haupt geschlagen und befand sich auf der Flucht nach der Grenze.

Im Raum um Hohenstein kämpften noch immer das XIII., XV. und XXIII. russische Korps. Samsonoff hatte die furchtbare Gefahr, die ihm durch Umklammerung von beiden Seiten drohte, erkannt und sich zum Rückzug in die einzige noch mögliche Richtung — nach Südosten, auf Willenberg zu — entschlossen. Es gelang ihm jedoch nicht, einen geordneten Rückzug einzuleiten. Von Westen her stieß die 3. Reservedivision und die Landwehr gegen die bei Hohenstein zusammengeballten russischen Massen vor. Von Süden drängte sich, fast allzukühn, die 41. Division östlich des Mühlensees herum, mitten in die im Abmarsch befindlichen russischen Divisionen hinein. Ihre Regimenter traten am frühen Morgen des 28. August, noch während der Dunkelheit, über Seythen und Waplitz an. Wenn es hell wurde, wollten sie im Rücken des Feindes bei Mühlen stehen.

Aber die Russen sind an diesem Tage hellhörig. Von den Höhen nördlich Waplitz schlägt dem Vorhut-Regiment 59 heftiges Feuer entgegen. Das Regiment beißt sich fest, erleidet starke Verluste. Der Regimentskommandeur, Oberst Sonntag, findet den

Heldentod. Rechts und links der Vorhut entwickeln sich die Regimenter des Gros, 148 und 152. Dichte Nebelschwaden erschweren Überblick und Kampfleitung. Ein rasendes Schnellfeuer bellt durch die fahle Morgendämmerung, dazwischen die gröberen Stimmen der Geschütze.

Plötzlich saust von rückwärts her Schuß auf Schuß in die deutschen Schützenlinien hinein, die sich eben zum Sturm auf Waplitz anschickten. Es gibt schwere Verluste. Die Infanterie ist wütend auf die eigene Artillerie, die offenbar zu kurz schießt. Hier und da gehen die Schützen zurück. Man schickt nach rückwärts, die Artillerie soll das Feuer vorverlegen. General Reiser, der das Gefecht leitet, läßt das Feuer aller Batterien abstoppen. Was ist das? Nach wie vor trifft Schuß auf Schuß in die deutschen Schützenlinien. — Das muß russische Artillerie sein! Während diese Erkenntnis aufdämmert, knattert auch schon Infanteriefeuer von Frankenau herüber. In dem sich lichtenden Nebel tauchen russische Schützen im Vorgehen gerade in den Rücken der Deutschen auf. Das am Ende des Gros marschierende II. Bataillon 152 wirft sich ihnen entgegen, bringt sie zum Stehen. Es sind Teile des gestern bei Oschekau geschlagenen XXIII. Korps, die unter einem beherzten Führer der zwischen Waplitz und dem Mühlensee eingeklemmten 41. Division eine Vernichtungsschlacht im Kleinen zugedacht haben.

Die Lage wird immer bedenklicher. Der Nebel ist verschwunden und bei heller Sicht schlägt das wohlgezielte russische Artilleriefeuer mit furchtbarer Genauigkeit in die auf engen Raum vor Waplitz zusammengedrängten deutschen Bataillone ein. Der Divisionsführer durchlebt schwere Minuten. An die Durchführung des Angriffs auf Waplitz ist nicht mehr zu denken. Die Division muß zurück. Wird das II. Bataillon 152 überrannt, so sitzt die Division in der Falle. Aber die Musketiere vom Deutsch-Ordensregiment wissen, was von ihnen abhängt. Sie bilden einen eisernen Schild, hinter dem sich die Division aus der gefährlichen russischen Umarmung löst.

Die Verluste der Regimenter sind schwer, aber sie sind nicht vergeblich gebracht. Durch die Vorstöße der 3. Reserve- und 41. Infanteriedivision ist die Verwirrung der Russen auf das Höchste gesteigert. Sie verlieren jeden Halt und eilen in wilder Hast und voller Auflösung den Wäldern nördlich Neidenburg-Willenberg zu.

Das von Allenstein auf Hohenstein marschierende russische Korps fand den Weg dorthin nicht mehr. Im Rücken vom I. Reservekorps schwer bedrängt, sucht es vergeblich, sich einen Weg durch die feuersprühenden Gewehre der 37. Division und der eben auf dem Schlachtfelde eintreffenden schleswigschen Landwehr zu bahnen. Um 6 Uhr vormittag trifft Generalkommando XX in Hohenstein ein. Beim Durchreiten der Stadt bietet sich hier ein grausiges Bild. Ganze Straßenzüge stehen in Flammen. Zerschossene russische Truppen-



fahrzeuge und Geschütze, dazwischen halbverkohlte Leichen, hemmen oft das Vorwärtskommen. Am Nordausgang treffen wir den Kommandeur der 37. Division. Er meldet: „Auf der ganzen russischen Front wehen weiße Fahnen." Im langen Galopp geht es zu unserer braven Infanterie, die auf 500 m dem Feinde gegenüberliegt. Man erwartet den feindlichen Parlamentär. Minute um Minute verrinnt, vereinzelt fallen wieder Schüsse. Ein Offizier vom Infanterieregiment 150 wird beauftragt, mit der Parlamentärflagge hinüberzureiten und zur Übergabe aufzufordern. Auf halbem Wege wird er stark beschossen. Sein Pferd bricht zusammen und unverrichteter Sache kehrt er zurück. Das Feuer wird mit aller Kraft wieder eröffnet. Der Russe schwenkt erneut die weiße Fahne. Von allen Seiten eingekreist, streckt er auch hier die Waffen. Das Drama ist zu Ende.

Am 30. August war die Riesenschlacht restlos gewonnen. Das I. Armeekorps war schneller bei Willenberg als die todmüden, sich schwerfällig durch die ostpreußischen Wälder hinschleppenden russischen Korps. Von allen Seiten schloß sich der Ring. Mit echt deutscher Gründlichkeit war jeder Ausweg verstopft worden. Vergeblich eilten von Warschau her Verstärkungen zum Entsatz heran, vergeblich beschleunigte, viel zu spät, Rennenkampf seinen Vormarsch über Bartenstein—Rössel auf Allenstein. Die harte Faust Hindenburgs ließ die Zange nicht mehr los, bis sie ihr Werk getan hatte. Am 30. und 31. August ergaben sich in den Wäldern nördlich Willenberg die Reste des XV. und XXIII. Korps. Samsonoff gab sich selbst den Tod.

Das scheinbar Unmögliche war gelungen. Aus Kampf und Rückzug heraus, im Rücken durch einen starken Feind schwer bedroht, war eine Vernichtungsschlacht geschlagen, für die sich in der Weltgeschichte nicht viele Vergleiche finden. 90 000 Russen wurden in freiem Felde gefangen.

Viele teilen sich in den Ruhm der Schlacht von Tannenberg. Dem XX. Armeekorps gebührt das besondere Verdienst, durch die vertrauensvolle Beurteilung der Lage und durch sein zähes Aushalten die Grundlage für die Durchführung der Schlacht geschaffen zu haben. Es hat am meisten geblutet. Nur einem stahlharten Instrument, wie das XX. Armeekorps es war, durfte ein solcher Wechsel von Angriff, Verteidigung und Rückzug und solche sinnverwirrende Folge von Hin- und Hermärschen zugemutet werden. Es war ihm das Schwerste gelungen, was der Soldat kennt, „einen weit überlegenen Feind auf sich zu ziehen, ihn zu fesseln, sich aber beileibe nicht schlagen zu lassen".

Mögen die Ehrenfriedhöfe auf ostpreußischer Erde die jetzigen wie die kommenden Geschlechter mahnen, gleich zu sein den Helden von Tannenberg an Treue zur Heimat, und mögen sich zaghafte Gemüter aufrichten an dem Heldentum dieser Braven!

Die Freiwilligen vor Ypern im Herbst 1914.

Von Generalmajor a. D. Artur Baumgarten-Crusius,
damals Oberst und Kommandeur des Leipziger Freiwilligen-Regiments,
kgl. sächs. Res.-Inf.-Rgts. Nr. 245.

Der Schweizer Hermann Stegemann hat in seiner schnell in allen Kulturländern berühmt gewordenen „Geschichte des Weltkrieges" den deutschen Freiwilligen vor Ypern, insbesondere dem Leipziger Regiment Nr. 245, das ich die Ehre gehabt habe aufzustellen und ins Feld zu führen, ein herrliches Denkmal mit folgenden Worten gesetzt:

„Nordwestlich von Becelaere, wo sich des Engländers Haig Flügeldivision an des Franzosengenerals d'Urbal rechte Schulter lehnte, war der Kampf blutiger, als Worte sagen. Aus ihren überhöhenden Stellungen überschütteten die Briten die Sturmgräben des XXVII. Reservekorps (Sachsen und Württemberger) an der Halde von Becelaere mit Kreuzfeuer. Da stieg aus diesen verschlammten, zerfallenen Gräben das Lied „Deutschland, Deutschland über alles" und als das Spitzenregiment 245 sich aus seinen Gräben erhob und Hunderte sanken, ehe sie sich auf die Böschung schwingen konnten, als der Graben sich mit Toten und Verwundeten füllte, da ging das Lied mit den Überlebenden zum Sturm und warf den Feind auch hier aus seinen ersten Linien. Doch vor Hooge und Westhoek erstarb auch das Lied, die tiefgestaffelte Stellung war nicht im Sturm zu nehmen und widerstand.

Die allgemeine Handlung hatte den Gipfelpunkt überschritten und begann vor der eingeengten Hauptstellung der Engländer und Franzosen zu erstarren.

Die Vaterlandslieder, mit denen die Freiwilligenregimenter gegen die feuerspeienden Bastione von Langemark, Bixschote und Dixmuiden marschiert waren, verhallten als Geistergesang Jung-Deutschlands über den toten Gewässern der flandrischen Ebene" (Bd. II S. 145). —

Der Schlachtendenker Graf v. Schlieffen, der Vorgänger des Generalobersten v. Moltke als Generalstabschef, hatte geplant, daß hinter dem Feldheer das gewaltige Aufgebot des wehrhaften deutschen Volkes durch Belgien in Nordfrankreich einbrechen und in überwältigender Wucht mit einem Gewaltschlage den Feind völlig niederwerfen sollte. Damit wäre der schnelle Siegfrieden zu erzielen gewesen. Aber weder Heeresverwaltung noch Volksvertretung hatten

in der Vorkriegszeit Sorge getragen, die ganze verfügbare Volkskraft in den Dienst des Vaterlandes zu stellen. Kaum die Hälfte der wehrfähigen männlichen Bevölkerung war zum Waffendienst herangezogen worden. Nichts war getan, um wenigstens im Kriegsfall die Millionen nicht militärisch ausgebildeter deutscher Männer heranzuziehen, zu bekleiden und auszurüsten. Das unerhörte Kraftaufgebot, mit dem unsere Feinde gleich bei Kriegsbeginn 1914 Deutschland zu erdrücken suchten, zwang die deutsche Heeresleitung schon drei Wochen nach Ausbruch des Krieges zu neuen Heeresschöpfungen, für die jeder planmäßige Rahmen im Frieden fehlte. Ende August 1914 wurden die neuen Reservekorps, bald im Volks- und Heeresmund als „die Kinderkorps" bezeichnet, aus überschießenden Leuten aller Jahrgänge und aus der großen Masse der begeistert sich meldenden Kriegsfreiwilligen errichtet. Wie überall in Deutschland, so stand auch in Sachsen sofort eine große Zahl von Menschen zur Verfügung. In kürzester Frist und unter Überwindung der denkbar größten Schwierigkeiten wurden die jungen Soldaten ausgebildet und bereits etwa vom 11. Oktober ab — kaum sechs Wochen nach ihrem Eintritt ins Heer — nach beiden Kriegsschauplätzen befördert.

Die Bewaffnung, Ausrüstung und Bekleidung dieser Neuschöpfungen, für die leider im Mobilmachungsplan keinerlei Vorbereitungen getroffen waren, fiel den Ersatzbataillonen in der Heimat zu. Diese, zunächst lediglich für ihre eigenen Truppenteile im Felde bestimmt, konnten der plötzlichen Anforderung um so weniger genügen, als gerade zu dieser Zeit — vor, während und nach der menschenmordenden Marneschlacht — von ihren Stammregimentern ganz riesige Abgaben an Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften, an Waffen, Ausrüstung und Bekleidung sowie an Heeresgerät aller Art verlangt wurden. Vor allem fehlte es an aktiven Offizieren, Beamten und Unteroffizieren zur Schaffung eines geregelten Dienstbetriebes und zur Ausbildung der verfügbaren Menschenmasse. Aber es ging auch ohne das.

Die vom besten Willen beseelten Kriegsfreiwilligen halfen selbst mit am Werk. Ohne militärische Bekleidung wurden die Leute in den Arbeiterdörfern rings um die Stadt untergebracht, die Kasernen und die Stadt selbst waren ja von den Ersatzkörpern des alten Heeres überfüllt. Jede Aufsicht fehlte, aber Selbstzucht und Korpsgeist verhüteten Ausschreitungen. Über kleinere Mängel mußte hinweggesehen werden. Zur Ausbildung fehlten zunächst Gewehre und Patronen. Die wenigen Gewehre wanderten von Hand zu Hand. „Lernt nur schnell laden, Euer Leben kann davon abhängen!" Das war mein Rat, den ich bei allen Kompagnien den Leuten gab und es war eine Freude zu sehen, wie jeder drängte, das Übungsgewehr in die Finger zu bekommen. Nichts war buchstäblich zunächst verfügbar. Aber für alles waren findige frische Menschen da, es zu beschaffen, woher auch immer.

Ein hochgebildeter junger Mann, wegen körperlicher Untauglichkeit früher zurückgewiesen, erbat Einstellung. „Gut, sagte ich ihm, wenn Sie mir in zehn Tagen Fernsprechgerät (das es bei einzelnen Truppen im Felde nicht einmal gab) beschaffen und eine Truppe von Fachleuten zu seiner Bedienung zusammenstellen, nehme ich Sie mit." Nach sechs Wochen rückte ich mit tadellosen Fernsprechern ins Feld. Der brave Brill ist an der Somme mit seinen Fernsprechern den Heldentod gestorben.

Feldküchen gab es natürlich nicht. Wir setzten Senkingsche Kochkessel auf Bierwagen und vor Ypern dampften unsere Riesengulaschkanonen heran, als wir gerade den ersten Strauß ausfochten. Der Kommandierende General, der eben herantritt, sah mich etwas vorwurfsvoll an: „Was sollen diese Riesenwagen hier vorn dicht hinter der Feuerlinie?" Na, ich beruhigte ihn. Sie seien den Leuten viel erwünschter als die vielen Autos. Das ging auf Goltz-Pascha, den damaligen Gouverneur von Belgien, der mit seinem Stabe herbeieilte, um die Schlacht von Ypern mitzumachen. Daß er sich dazu gerade mein braves Vorhutregiment, die Leipziger Freiwilligen, ausgesucht hatte, kostete uns ungezählte Geschoßgrüße von den Engländern, die uns gegenüber den Höhenkranz vor Ypern besetzt hielten und die vielen Autos natürlich bemerkt hatten.

Es grenzte ans Wunderbare, was durch die Selbsthilfe aller für alles in der kurzen Zeit zustande kam. Wer so glücklich war, ein Kleidungsstück zu ergattern, sorgte schon, daß es ihm paßte. Da half wohl auch der Nachbar, Männlein oder Weiblein. So ging es mit allem. In wenig Tagen war sogar eine Regimentsmusik zusammen, tadellos im Können wie Wollen; parademäßig sah sie nicht aus. „Ich nehme nur mit, wer in vierzehn Tagen eine strenge Prüfung als Hilfskrankenträger besteht," sagte ich den Herren Hoboisten. Sie bestanden sie alle. Mein neuer Regimentsarzt, ein Leipziger Zivilarzt, der nie gedient hatte und nach wenig Tagen den Sanitätsdienst daheim beherrschte mit derselben zielbewußten Ruhe, Sicherheit und Güte wie er im schwersten Feuer sechs Wochen später in der über uns zusammengeschossenen Kirche von Becelaere uns Verwundete versorgte, hatte den Herren Hoboisten dabei nichts geschenkt.

Leider fehlte es ganz an Munition, um die Leute genügend im Schießen auszubilden. Das Schanzzeug wurde erst herangebracht, als der erste Zug nach dem Kriegsschauplatz abrollen sollte. Aber der herrliche Geist, der alle erfüllte, ließ die Mängel und Reibungen verschwinden. Nur ein Wunsch beseelte alle, noch rechtzeitig hinauszukommen und sich der Großtaten würdig zu erweisen, die das Feldheer bisher vollbracht hatte.

Heute übersehen wir, daß es ein Fehler war, diese Neuformationen an der entscheidenden Stelle, an der Kanalflanke gegen die besten Truppen Englands und Frankreichs und eine Überzahl besonders an



schlachterprobte Artillerie einzusetzen. Man hätte uns an ruhige Fronten verteilen müssen und die dadurch freigewordenen Feldregimenter auf der Entscheidungsfront eingreifen lassen sollen. Vielleicht hätten sie zuwege gebracht, was uns versagt blieb. Gewiß waren wir ihnen gleich an Kampfmut, Begeisterung und redlichem Willen zu jedem Opfer. Aber unsere Gefechtsausbildung stand in keinem Verhältnis zu der Aufgabe, die der Zwang der Umstände uns sofort beim Verlassen des Eisenbahnzuges auferlegte. Unsere Artillerie war den Anforderungen des neuzeitigen Geschützkampfes nicht im entferntesten gewachsen. Das erste Gefecht war bereits im Gange, als einige Leiterwagen mit erfahrenen Geschützführern von Feldtruppen bei uns eintrafen. Das Mißverhältnis der Geschützzahl, der viel größeren Schußweite und Geschoßleistung der französischen Artillerie vermochten auch sie nicht auszugleichen.

Der Vergleich mit dem Gambettaschen Volksaufgebot 1870 liegt nahe. Die englische sogenannte Kitchenerarmee, die 1914 etwa gleichzeitig gebildet wurde, ist erst viel später eingesetzt worden, ebenso in den letzten Kriegsjahren die amerikanische Feldarmee. Ähnlich wie die „Kinderkorps" 1914 sind 1921 unsere Freiwilligen des oberschlesischen Selbstschutzes zur Walstatt geeilt. Sie lassen sich am ehesten mit den „Freiwilligen von 1914" vergleichen. Die militärischen Erfolge der Neuschöpfungen von 1914 auf dem Schlachtfeld können sich mit den Kampfleistungen des Feldheeres auf den Schlachtfeldern der Monate August und September 1914 nicht messen. Als wir hinauszogen und während der ersten Kämpfe dachte ich so oft an die Breslauer Freiwilligen von 1813. Als unmittelbar nach der Bahnfahrt die große Schlacht von Ypern anhob, die wochen-, ja monatelang Tag und Nacht nicht ruhte, reihten sich auch hier Beispiele von Tapferkeit, Opferwille und Zähigkeit, wie sie aus der Heldenzeit von 1813 herüberklangen. Gebe Gott, daß auch das Vorbild der deutschen Kämpfer von Ypern auf spätere Geschlechter einmal diese Wirkung ausübt.

Den Rahmen für die Ypernkämpfe bildet das gewaltige Ringen um den Besitz der Kanalhäfen, das sich ausdrückte in den immer wiederholten Versuchen, die feindliche Flanke zu fassen. Eine gewaltige englisch-französische Stoßgruppe sollte im Oktober 1914 überraschend zwischen Lille und Antwerpen vorstoßen. Aber Antwerpen fiel wider Erwarten bereits am 9. Oktober, ebenso Lille drei Tage später in deutsche Hand. Das englisch-französische Angriffsheer sah sich kurz nach der Oktobermitte plötzlich einer ganz neuen deutschen Stoßarmee im Raume von Ypern gegenüber. So wurde für den Feind aus dem Angriff ein Verteidigungskampf um die eigene Kanalflanke. Die geplante Dampfwalze der Westmächte durch Belgien, die der gleichzeitig von Warschau aus vorrollenden russischen entsprechen sollte, kam bereits bei Ypern, im äußersten Zipfel von Belgien, zum Stehen. Der feindliche Heerführer, der

englische General French, der den Vormarsch der Verbündeten gegen die deutsche Nordflanke leiten sollte, ahnte noch am 18. Oktober nicht, daß er eine neue deutsche Armee dicht vor sich hatte. Diese war hinter den Besiegern von Antwerpen, dem brandenburgischen III. Reservekorps und der Marinedivision fast bis auf das demnächstige Schlachtfeld mit der Bahn in aller Stille herangeführt worden und umfaßte die vier neugebildeten Reservekorps XXII, XXIII, XXVI und XXVII.

French hatte 2 englische Korps (III. und IV.), das englische Kavalleriekorps, 4, später 7 französische Divisionen mit starker Artillerie und die Belgier, noch 5 bis 6 Divisionen stark, längs der Yserfront von Ypern bis zum Meere unter seinem Befehl. Starke Teile der französischen 8. und 10. Armee waren im Anrollen.

Der deutsche Anprall traf also am 19. Oktober auf eine starke, voll entwickelte Armee. Fälschlich behaupten die Engländer, in großer Minderzahl gekämpft zu haben. Bereits am 20. Oktober standen volle 8 Korps der Verbündeten den 7 angreifenden deutschen Korps gegenüber.

Der deutsche Angriff drückte die feindliche Front weit zurück. Er zerbrach die Dampfwalze noch vor ihrem Anrollen. Das ist der große deutsche Erfolg der ersten Ypernschlacht, der durch die feindliche Darstellung, wonach der deutsche Vorstoß bis an die Kanalhäfen nicht gelungen sei, nicht widerlegt wird.

Dem sächsisch-württembergischen XXVII. Reservekorps fiel in der Dauerschlacht von Ypern als linkem Flügel der deutschen 4. Armee die schwere Aufgabe zu, die Stadt Ypern zu nehmen. Der östlich ihr vorgelagerte Höhenkranz bildete den Schlüsselpunkt der feindlichen Abwehrfront. Dorthin zog der feindliche Führer, General French, seine Hauptkräfte. Von dort setzte er vom 22. Oktober ab seine unermüdlichen Gegenangriffe gegen die immer wieder vorstürmenden Sachsen und Württemberger des XXVII. Reservekorps an.

Unseren jungen Truppen, die sich nach drei Tagen und Nächten auf der Eisenbahn unter dem schweren Kriegsgepäck auf starken Märschen vorwärtsquälten, mußten der gespannten Kriegslage entsprechend gleich ganz ungewöhnliche Kraftleistungen zugemutet werden.

Die Begeisterung der jungen Kriegsfreiwilligen — bei dem Leipziger Regiment die Hörer der Hochschulen, die jungen Kaufleute und der Arbeiternachwuchs der Universitäts-, Handels- und Industriezentrale des mittleren Deutschlands in besonders glücklicher Mischung — überwand die nur zu zahlreichen Reibungen, die in der neuen Heeresmaschine bei ihrer ersten Kriegsverwendung naturgemäß zutage traten. Der gute Wille der Untergebenen glich auch Unzulänglichkeiten einzelner Führer aus, die noch nicht gleich mit der Ernennung in ihre Befehlsstelle hineingewachsen waren.

Nur zu bald sollten sie alle Gelegenheit finden, ihren Leuten

zu zeigen, daß sie das Herz auf der richtigen Stelle hatten, wenn sie auch das Exerzierreglement noch etwas dürftig handhabten.

Am 18. Oktober wurde die Lys bei Kortryk und nördlich erreicht. Tags darauf setzten beim weiteren Vormarsch auf das kaum 20 km entfernte Ypern ernstere Kämpfe gegen die englische Kavallerie ein, die sich aus geschickt gewählten Stellungen langsam auf die feindliche Hauptstellung zurücktragen ließ. Dabei erhielten mehrere der jungen Verbände ihre Feuertaufe, stolz auf die gute Haltung, die sie dabei erwiesen.

Am 20. Oktober mittags standen wir vor Becelaere, einem stattlichen Ort mit hochtürmiger Kirche am Fuße des Höhenkranzes, hinter dem wir das altehrwürdige Ypern, unser nächstes Kampfziel, wußten.

Die Leipziger Freiwilligen — Reserve-Infanterie-Regiment 245 und rechts von ihnen Württemberger — Regiment 246 — erhielten den Auftrag, den Ort zu stürmen. Feindliche Artillerie hatte sich von den Höhen jenseits des Orts nach allen Richtungen eingeschossen. In dem von Waldstücken und gartenumgrenzten Gehöften weithin bedeckten Hügel- und Wiesengelände waren feindliche Stellungen nicht zu erkennen, nur von dem breithin gelagerten Ostrand von Becelaere schlug starkes Infanteriefeuer herüber.

In ganz lichten, vielfach zerlegten Schützenlinien, die sich gegenseitig überholten und nach Möglichkeit dem Gelände anpaßten, wurde das fast 3 km lange, völlig vom Feinde eingesehene Angriffsfeld mit ganz geringen Verlusten überschritten. Die Haltung der jungen Truppen war über jedes Lob erhaben, zuversichtlich, fast verwegen, denn „jede Kugel, die trifft ja nicht!" So leuchtete es von den Gesichtern der Meldegänger, die den Stab aufsuchten.

Die feindliche Artillerie, von unserer eigenen mit ihrer geringeren Tragweite noch nicht erreichbar, fand sichtlich keine lohnenden Ziele und streute, offenbar unsicher dadurch gemacht, ihre Schrapnells planlos über das ganze Angriffsfeld. Als aber Becelaere genommen war, kurz vor Eintritt der Dunkelheit, begann ein vernichtender Geschoßregen aller Kaliber gegen den enggebauten Ort, der bald in Flammen aufging. Die Schützenlinien beider Regimenter arbeiteten sich bis auf die Höhen westlich des Ortes vor. Dort kam der Angriff gegen die fast unsichtbaren englischen Schützengräben, die etwa auf 400—500 m kranzförmig den Ort Becelaere umschlossen, zum Stehen. Der Feind hatte uns dort, wo er uns wollte. Nach rückwärts von uns belegte er das sanft ansteigende Gelände mit Sperrfeuer, einem damals neuen Verfahren, das uns auf lange Stunden, ja ganze Tage außer Verbindung mit den Unsrigen halten sollte.

Die Verluste wuchsen rasch, der brennende Ort im Hintergrunde beleuchtete die Ziele für die feindliche Artillerie. Die jungen Truppen, deren Führer rasch zusammenschmolzen, hielten tapfer aus.

Führer und Mannschaften überboten sich an Proben von Unbekümmertheit gegen feindliches Feuer. Unser Brigadekommandeur, der württembergische Generalleutnant von Reinhard, ein Hüne, ging gemächlich in lang wallendem Radmantel an den Schützenlinien in der Abenddämmerung entlang, den jungen Mannschaften zusprechend, ihren Kampfeifer durch sein gütiges Lob anspornend. Es kam noch vor Sinken der Nacht zu einem hin- und herwogenden Nahkampf mit zahlreichen Vorstößen gegen die Engländer, die unsere kleine Macht zu umfassen und einzukreisen suchten, während das wirksame Sperrfeuer ihrer mächtigen Artillerie uns alle Verbindungen nach rückwärts abschnitt. Zu meiner Rechten ging gegen 8 Uhr abends mein alter Regimentskamerad, Oberst Hesse, der das III. Bataillon befehligte, mit seinem letzten Zug, straff geordnet, zu einem Gegenstoß vor. Gegen das flackernde Licht brennender Gehöfte gesehen, fiel einer nach dem andern aus dem geschlossenen Zug aus, von feindlichem Blei dahingemäht. Zuletzt sank der Führer, von zwei Schrapnellkugeln die Brust durchbohrt. Aber die Reste des Zugs wichen nicht. Sie tauchten nach vorwärts in den Furchen eines Krautfelds unter, wo die Schützenlinie ihres gelichteten Bataillons seit Stunden sich zäh am schwer erkämpften Boden anklammerte.

Weiter links stürmte Oberstleutnant Haeser, ein stimmgewaltiger Herr, dem von ihm befehligten I. Bataillon voran, alles, was noch vorwärts konnte, zusammenraffend. Dabei stimmte er mit seinem herrlichen Bariton weithin vernehmlich sein „Deutschland, Deutschland über alles" an, das auch in den vernichtenden Kämpfen der nächsten Tage das Kampflied des jungbegeisterten Leipziger Regiments und der Todesfang so vieler Helden werden sollte. Auch Oberstleutnant Haeser fiel schon in den nächsten Tagen, fast gleichzeitig der General von Reinhard, beide beim erneuten Sturmangriff.

Selbst der Feind bewunderte die Todesverachtung unserer jungen Krieger, die sich trotz der erdrückenden Überlegenheit der englisch-französischen Artillerie über die unsrige immer von neuem wieder zum Vorstürmen gegen die feindliche Überzahl aufrafften. Sie haben damit dem Feinde den Mut genommen, seinerseits über die Reste der Tapferen herzufallen und den Durchbruch zu wagen.

Londoner Zeitungen brachten damals spaltenlange Berichte über die beispiellose Todesverachtung der jungen Truppen der deutschen Kinderkorps. Aus ihnen hat auch Stegemann seinen eingangs erwähnten Bericht entnommen. Aber sie waren nicht nur tapfer im Ansturm, sondern auch zäh im Aushalten. Noch bis in den Dezember hinein währte der Kampf bei Tag und Nacht in gleicher erbarmungsloser Wucht.

Die nächsten Tage brachten auch für die weiter rechts fechtenden Truppenteile Kämpfe schwerster Art. Sie arbeiteten sich

durch den stark besetzten Hollebosch nördlich von Becelaere und durch den Wald „In der Ster“ hindurch. In dem unübersichtlichen Waldgelände, in dem zahlreiche zerschossene Gehöfte lagen, verteidigten sich die Engländer äußerst zäh. Sie fanden in dem dichten Unterholz immer wieder Gelegenheit, sich erneut festzusetzen und mit verheerendem Flankenfeuer unsere Truppen zu fassen. Trotzdem erreichten die Sachsen und Württemberger am 24. Oktober Reute und den Westrand von Nordwesthoek, wobei sie 19 englische Offiziere mit 580 Mann englischer Kerntruppen gefangen nahmen.

Aber in dem Tag und Nacht ununterbrochenen Kampf schmolzen die jungen Verbände schnell bis auf kleine Reste zusammen. Doch diese, im Schlachtenfeuer stahlhart geworden wie die besten Feldtruppen, hielten aus trotz aller Entbehrungen, ohne die Möglichkeit, abgelöst zu werden, während drüben der Feind seine zahlreichen Kampftruppen regelmäßig ablöste und mit allem versorgte, was den unserigen versagt bleiben mußte.

Am 30. Oktober raffte sich die deutsche 4. Armee mit ihren vier jungen Korps noch einmal zu einem mächtigen Ansturm gegen die Ypernfront auf. Ihr zur Linken griff gleichzeitig die Armeegruppe Fabeck an, dabei das II. bayerische sowie das XIII. und XV. Armeekorps, alles besonders schlachtbewährte Truppen. Wohl gelang es, bis an den Calvairewald rechts und bis Gheluvelt links vorzudringen, und den feindlichen Gegenangriff der zwei französischen, hierzu neu herangeführten Korps (II. und IX.), von Joffre persönlich geleitet, im Ansetzen zu lähmen, aber selbst der Angriff der drei alten deutschen Korps führte nicht zu durchschlagendem Erfolg. Es erwies sich als unmöglich, den Feind nach dem Verfahren der ersten Kriegswochen einfach zu überrennen und bis zur Kanalküste durchzustoßen. Selbst ein letzter verzweifelter Versuch am 11. November, zu dem auch die Garde und das XV. Armeekorps aufgeboten wurden, hatte keinen vollen Erfolg. Die ganze 4. Armee griff wiederum nach besten Kräften ein. Heftiger Sturm schlug den Angreifern den Regen ins Gesicht. Aber trotzdem ging es vorwärts. Rechts wurde Dixmuiden erstürmt. Links gelangte die Garde bis auf den Höhenkamm, von wo man jede Ansammlung des Feindes um Ypern übersehen und bekämpfen konnte. Zum Durchbruch der feindlichen Front kam es auch jetzt nicht.

Das Gesamtbild der Kriegslage blieb auch weiterhin unverändert trotz mehrfacher deutscher Teilerfolge in den nächsten Tagen.

Sogar das Meer hatte der Feind zu Hilfe gerufen. Der König der Belgier hatte sein eigenes schönes Land auf weite Strecken unter Wasser setzen lassen. Alle verfügbaren Kräfte hatte der Gegner im Raume von Ypern vereinigt, um hier die Oberhand zu behalten. Bis in die ersten Tage des November versuchte er es mit großen Angriffshandlungen. Dann schuf er tiefe Verteidigungszonen und löste die erschöpften Engländer durch französische Korps ab. Leider

standen zu einer solchen Ablösung auf deutscher Seite keine Kräfte zur Verfügung.

Die jungen deutschen Truppen waren Anfang November völlig erschöpft. Ihre Bestände waren auf einhalb bis ein Fünftel, bei einigen Truppenteilen bis auf ein Zehntel der Ausrückestärke zusammengeschmolzen, ihre Führer fast sämtlich tot oder verwundet. Der Gesundheitszustand der Truppen, die ohne jede Ablösung unter dem oft rasenden Feuer der englischen Maschinengewehre in regendurchweichtem Gelände mit äußerst verminderten Gefechtsstärken die Stellung hielten, verschlechterte sich unverkennbar. Verpflegungs- und Munitionsnachschub konnten nur unter größten Schwierigkeiten bei Nacht durchgeführt werden. Daß die jungen Freiwilligen trotz der aufs Äußerste gesteigerten Anforderungen an Körperkräfte und Nerven so zäh durchhielten, war ein glänzendes Zeugnis für den Geist, der ihnen innewohnte, besonders wenn man bedenkt, daß die meisten von ihnen kaum sechs Wochen militärisch ausgebildet waren.

Nach einem Monat gewaltiger Anstrengung waren die jungen Korps ihrem Ziele Ypern nur wenig näher gekommen. Ihr Traum, mit dem sie in den Herbstfeldzug in Flandern, zu jedem Opfer bereit, gezogen waren, hatte sich gewiß nicht erfüllt. Es war nicht geglückt den Westfeldzug durch entschlossenes Vorstürmen bis zur Kanalküste noch im Jahre 1914 zu beendigen. Aber Herrliches war erreicht. Der stark überlegene Feind war in die Verteidigung auf die engumschlossene Ypernfront zurückgedrückt worden. 25 deutsche Divisionen hielten nunmehr hier 40 feindliche fest und ermöglichten es der deutschen Heeresleitung, die nötigen Kräfte für den Russenbezwinger, den Generalfeldmarschall v. Hindenburg freizumachen, um im November und Dezember 1914 die russische Dampfwalze zum Zurückrollen zu bringen.

Der eiserne Panzer, den die jungen Korps um Ypern schmiedeten, hat die Engländer stets gedrückt. Das hob der deutsche Generalstab in seiner Anerkennung an die jungen Reservekorps besonders hervor.

Das Gespenst von Ypern hat die Engländer nie zur Ruhe kommen lassen. Der Tod von Ypern verlangte auch nach dem Abflauen der ersten Ypernschlacht fortgesetzt neue Opfer. Aber alle Angriffe des Feindes erstickten in Blut und Sumpf vor den Stellungen der deutschen „Kinderkorps", die dabei schnell aus jungbegeisterten Kriegsfreiwilligen zu unerschütterlichen Feldsoldaten heranreiften.

Das Andenken an die Freiwilligen von 1914 wird bestehen, solange deutsche Jugend noch deutsch fühlt und denkt. Es wird vorbildlich wirken, wenn unser armes Vaterland erst wieder aufwacht aus Ohnmacht und Schwäche.















/

Die 24er beim Angriff auf Verdun im Februar 1916.

Von Hans Joachim Haupt,
damals Hauptmann und Führer der 7. Kompagnie Infanterie-Regiments 24.

Hirson! St. Michel! Wer von den tapferen 24ern gedenkt nicht gern der schönen Monate Dezember 1915 und Januar 1916 in Hirson und St. Michel, seiner freundlichen Bevölkerung, mit denen wir „Barbaren" während der Tage der Ruhe und Ausbildung in einem fast herzlich zu nennenden Verhältnis zusammengelebt haben.

Aus dem tatenfrohen Serbenkriege waren wir als alte, vereidigte Westkämpfer wieder hier gelandet. In und um Hirson lag die 6. Division und nicht weit davon die 5. Division, nach schweren Kämpfen in der Champagne, das ganze Brandenburgische III. Armeekorps war wieder einmal vereint unter unserm hochverehrten kommandierenden General v. Lochow, um auszuruhen und aufgefüllt zu werden. Doch „ausruhen" wird klein, aber „Brandenburg" und „Sieg" groß geschrieben!

Denkt Ihr noch, Kameraden, Ihr alle von der 6. Division, an unser Übungswerk bei Hirson? In treuer Gemeinschaft haben wir es gebaut, der Infanterist, der Artillerist, die Zietenhusaren, Rauchpioniere, ja selbst die Sanitätskompagnien griffen zum Spaten! Nichts konnte unsere Freude am Werk stören, weder Wasser von oben, noch Wasser von unten, mit Sing und Sang ging es zur und von der Arbeit. Wußten wir doch, es würde wieder Arbeit für uns geben, schwere und blutige, aber wir sind die „Märker!" Rast ich, so rost ich! und wir durften nicht rosten, der Heimat wegen!

„Ich erwarte, daß jeder von Euch seine Schuldigkeit tut, daß keiner vergißt, das er ein Preuße ist, und daß er sich dieses Namens würdig erweisen muß!" Mit diesen Worten unsers großen Preußenkönigs schloß ich am 27. Januar 1916 meine Ansprache an Dich, meine stolze, unvergeßliche Kompagnie des ruhmgekrönten Infanterie-Regiments Großherzog Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin (4. Brandenburgisches) Nr. 24. „Die Augen der ganzen Welt werden auf Euch ruhen, denkt an Euren Namen, denkt an die Heimat!"

Kein Hurrapatriotismus wars, mit dem Ihr mir Antwort gabt im Hurra auf den Allerhöchsten Kriegsherrn, kein Kadavergehorsam! Ein Schwur wars, ein Schwur, „das soll ein Wort sein!" und Ihr habt ihn alle gehalten! Nicht nur bei Verdun, Ihr alle, die Ihr

dabei wart in Nibelungentreue in der Champagne, an der Somme, in den Argonnen, am Pöhl- und Keilberg, in Galizien, am Damenweg, in der großen Schlacht von Frankreich, bei Soissons und in den schweren Abwehrkämpfen bei Cambrai und Valenciennes, bis — ja bis der Nibelungen Not über uns Tod und Verderben, Schmach, Schande und Versklavung brachte! Ihr habt alle Euren Schwur gehalten, die Ihr vorm Feinde die Nummer 24 trugt, und denen ich verbunden bleibe bis zum letzten Atemzuge, der ich Euch als Kommandeur des III. Bataillons ein Führer sein durfte durch lange Jahre hindurch. Ein Ruhmesblatt will ich Euch schreiben „Im Felde unbesiegt."

Am 2. Februar 1916 war sie vorbei, diese Zeit ernster Arbeit! Schwer wurde der Abschied, und der Abschied der Einwohner zeigte uns, daß „Wir Wilden doch bessere Menschen waren". Einer ernsten Arbeit gingen wir entgegen. Wohin? Zunächst führte uns der Fußmarsch nordwärts nach Avesnes, von dort ging es mit der Bahn weiter, und am Morgen des 6. fanden wir uns wieder an der Grenze Luxemburgs zum Vormarsch auf Verdun. Nun wußten wir es, wozu unser Markgraf seine Märker ausersehen hatte! Angriff auf die Festung Verdun östlich der Maas, Angriffsrichtung von Norden her auf Fort Douaumont!

Schön waren sie nicht, diese Anmarschwege von Longlaville bis Billy; noch schlechter wurden die Straßen durch Regen und Schnee. Doch was machte es uns: „Lustige 24er, 24er sein wir!"

Am 10. ging es nach vorausgegangener Erkundung in Stellung rechts und links des „Kap der guten Hoffnung", ein frohes Vorzeichen für unsere Aufgabe. Rechts III. Bataillon, Anschluß 5. Division, links I. Bataillon, Anschluß unsere tapferen 64er. „Neuruppiner Bilderbogen und Nudelburger", es war eine feine Mischung! 5. und 7. Kompagnie Regimentsreserve hinter der Mitte in den Stollen 251/267. Ach diese Stollen! Wars in Hirson beim Übungswerk schon naß gewesen, hier war es noch nasser. Doch hatten wir nicht geschworen „zu Lande und zu Wasser!" 6. und 8. Kompagnie blieben zunächst als Brigadereserve in Billy.

Tatenlustig, tatendurstig rückten wir nach vorn. Wenn nur nicht der Wettergott gegen uns gewesen wäre! Aber hatte es nicht in Serbien auch unaufhörlich geregnet, und haben wir nicht trotzdem Sieg auf Sieg errungen! Ich sehe mich heute noch wandern, meiner Regimentsreserve voraus, durch die Wälder in der Richtung auf Azannes. Was barg dieser Wald nicht alles für Geheimnisse! Geschütze, Batterien, Munitionsstappel! „Allerhand" sagte mein tapferer Melder Bolze. „Wünsch einen guten Appetit zur Morgensuppen! Sakra, Franzmann, wenn du hier neinschauen könntest!" antwortete mein unvergeßlicher Alois Hartung, ein Bayer. Geisterhaft, wie alles durch den Wald zog, lichtlos und doch unbedingt seinen Weg finden! Wenn nur nicht der Schnee fiele! Verflucht



und zugenäht, ist das ein Schneefall! Nur langsam kommen wir vorwärts, der Schnee ballt und der Tornister birgt Verpflegung für vier Tage und zwei Paar wollene Decken, denn von den „Erfahrungen" aus dem Serbenkrieg, den zwei vom Anfang bis zum Ende mitgeschleppten Decken, wollte sich keiner in meiner Kompagnie trennen, und wir haben es nicht zu bereuen brauchen. Kochgar kamen wir an bei Stollen 267. Alles belegt! Die 3. Jäger hatten fremdes Jagdgebiet belegt auf mancherlei anhängliche Haustiere, langgeschwänzte, springende und krabbelnde Punkte. Nach guten Worten und „sanftem" Druck seitens der 12. Infanterie-Brigade mußten sie jedoch unsere jagdlichen Hoheitsrechte anerkennen und abbauen; gerade als meine mir anvertrauten Kompagnien ankamen, ist Platz gewonnen. Es schneit immerzu, dazu wird es noch nebelig, und der erwachende Tag findet alles grau in grau! Kein Schuß fällt! Der Angriff wird aufgeschoben. Schade, wir waren so schön in Schwung. Es sollte nach unserm Willen kein Lehmkrieg mehr werden. Vorwärts, heraus aus den Gräben! Das war unser Wille! So legte das von Tag zu Tag erneute Verschieben sich lähmend auf uns. Dazu kamen Grippefälle und Darmerkrankungen. Nichts ist scheußlicher als Untätigkeit. Das bißchen Grabenarbeit war für die Katz und wir wollten doch stürmen!

Der Patrouillengang vor der Front war eingeschränkt, damit der Feind hieraus keine Schlüsse ziehen sollte. Aber von einer Patrouille muß ich berichten. In der Nacht vom 14./15. ging er hinaus, der junge Führer der 10., Leutnant v. Osteroth, später war er bei mir in meinem geliebten III. Bataillon Führer der 12. Kompagnie, der „Leibkompagnie"! Um sich einmal sein Angriffsgelände anzusehen, mit einem Unteroffizier und vier Mann! Es waren dies Unteroffizier Jäene (Martin), Musketier Corde, Borcmann, Sauer, Wollburg. Hierbei stießen sie auf eine feindliche Patrouille von 4 Mann, die gleich Funken rissen. Getroffen sinkt der linke Mann zu Boden, schwerverwundet und doch lautlos, denn kein Aufschrei durfte dem Feinde etwas verraten. Die andern backen stehend freihändig an, zwei Franzosen fallen, einer flüchtet, ein Schuß des Unteroffiziers bereitet seiner „Laufbahn" ein Ende, der vierte hebt die Hände hoch und wird eingebracht. Leutnant v. Osteroht erhielt das Eiserne Kreuz 1. Klasse und sämtliche Teilnehmer das Eiserne Kreuz 2. Klasse, sowie noch eine Geldbelohnung. Leider erliegt der verwundete Kamerad dem schweren Bauchschuß. Doch die Aussagen des Gefangenen sind von hoher Bedeutung und gaben in ihrer Auswertung wichtige Anhaltspunkte.

Wenn wenigstens der Nebel wegginge! Unsertwegen kann es losgehen auch bei Regenwetter; es geht ja doch bloß bis auf die Haut. Langweilig! Wir fangen an zu bauen im Tunnelgang, um Platz zu schaffen, für Entwässerung zu sorgen und um andern Kameraden, die noch schlechter liegen als wir, Gastfreundschaft zu gewähren!

„Weg da mit dem Plunder in der Ecke", ordneten meine vereidigten Bauleiter, Vizefeldwebel Röhl und Brehe an, „das gibt Holz zum Bettenbau und schafft Platz."

„Ja, zum Donnerwetter, was ist denn hier für ein Warenlager? Kaffee, Zucker, Zwieback, Fleischkonserven!"

Ein vergessenes und verbautes Notstandslager! Schätze, die ihn nie erreicht hätten!"

„Gefreiter Kabella, nehmen Sie das alles in Verwahrsam des Stoßtrupps!"

Dieser Stoßtrupp war mein Geheimnis! Ich hatte nur diesen einen, denn wozu brauchte ich sonst einen Stoßtrupp, ich hatte ja meine 7. Kompagnie! Und das waren lauter „Kerle!" Wir brauchten uns ja nur in die Augen zu sehen, und wir hatten uns verstanden; unlösbare Aufgaben gab es für den Einzelnen nicht. Über diesen Stoßtrupp an späterer Stelle!

Die Brigadereserve in Billy, ebenfalls in drangvoll fürchterlicher Enge, erhielt jeden Tag ihre Grüße von la Vauche aus der sogenannten Billykanone. Der Zahlmeister des I. Bataillons und der Feldwebel der 8. Kompagnie konnten ihrem Schöpfer danken, daß der Volltreffer in ihr bescheidenes Heim ausgerechnet ein Blindgänger war. Auch in der Stellung selber gab es Verluste. Einige Kompagnien wurden der Ruhe wegen nach Billy und in Waldlager herausgezogen.

Endlich am 20. klärt sich das Wetter auf, für den 21. wird erhöhte Gefechtsbereitschaft befohlen. Stahlblau ist der Himmel, der Boden ist gefroren. Von 8 Uhr 30 ab rauscht es in den Lüften und mit Donnern und Dröhnen setzt der Artilleriekampf ein. „Bruch, bruch" rufen die 21 er, hart bellen die Feldkanonen, seufzen und gurgeln die Haubitzen, „ssssst-flupp" kommen Sprengstücke und Zünder in die eigenen Stellungen geflogen. Kaum sind unsere „Kerle", Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften (sie waren alle „Kerle") in der Deckung zu halten! Der Franzmann antwortet bescheiden; wir haben die größten Trümpfe in der Hand. In die eigenen Drahtverhaue sind schon in der Nacht schräg verdeckte Gassen geschnitten. Um 10 Uhr setzen die Minenwerfer ein, Unterstände und Stollen wackeln. Nocheinmal wird um 12 Uhr Mittagessen geholt; uns wird die Zeit schon lang.

Da, um 5 Uhr nachmittags erhebt es sich aus allen Gräben und drängt sich durch alle Gassen der stürmende 24er des III. und I. Bataillons! Kommandos, Befehle? Nicht nötig! Stolz in der Brust, siegesbewußt! Jeder tut seine Pflicht! Hier wurden wieder einmal die Früchte reif langjähriger Arbeit „Drill und Erziehung!" Wer von Kadavergehorsam in solchen Augenblicken spricht, ist nie „dabei" gewesen!

Ohne Hurra, im Schritt und Laufschritt ging es vorwärts. Die 3. Kompagnie unter Oberleutnant v. Oertzen räumt den Knoch-

graben auf; schon kommen gefangene Franzosen gelaufen. 5 Uhr 45 nachmittags zeigen die weißen Leuchtkugeln an, daß die erste feindliche Stellung genommen ist, Patrouillen fühlen weiter vor. 6 Uhr 30 nachmittags bricht die 10. Kompagnie in die zweite feindliche Stellung ein. Alles andere lag fest, fest vor einer stark ausgebauten, mit größtem Geschick verdrahteten Unterstandslinie, die unerkannt geblieben und daher von der Artillerie nicht gefaßt worden war. Dazu das Herbebois selber! Wild gewachsen, durch Artilleriefeuer verfitzt, Granat- und Minentrichter, Schluchten und Wasserrisse.

Dann kam die Dunkelheit! Jetzt hieß es Verbände ordnen, Anschluß gewinnen, nach der Tiefe staffeln. Die einleitende Handlung war gelungen! Um 6 Uhr abends erhielt die Regimentsreserve den Befehl „Stellungswechsel in die Sturmausgangsstellung des III. Bataillons".

Gruppenweise wird die Förderbahnschlucht und ihr westlicher Hang überwunden und aufmerksam das Sperr- und Streufeuer des Feindes unterlaufen. Wir drängten nach Meldung beim Regimentskommandeur vorwärts, mußten aber bleiben. Die 5. Kompagnie schleppt Minen, die 7. hilft den in der Nähe stehenden Haubitzen Munition tragen. Von Schlaf ist nicht viel die Rede. Der 22. bricht an mit neuer Artillerievorbereitung, der Angriff kommt nicht vorwärts. Endlich um 3 Uhr 30 nachmittags kommt für die Regimentsreserve der Befehl zum Vorrücken nach dem Herbebois zur Verfügung des III. Bataillons.

Dem Artilleriefeuer ausweichend, rücken wir in Reihen vor. Beim Durchschreiten des eigenen Hindernisses treffe ich den ewig frischen Ordonnanzoffizier des Regiments, Leutnant der Reserve v. Brockhusen, der von einem Erkundungsgang aus der vordersten Linie kommt.

„Wie steht es vorn?" „Wo liegt Stab III?"

Kurze Lageklärung; es liegt alles fest!

„Melden Sie dem Regimentskommandeur: ich gehe nicht ins Herbebois, sondern ins Bois de Ville, sonst liege ich auch fest; von da habe ich Freiheit des Handelns. Weidmannsheil!"

„Weidmannsdank!"

Nun erhalten die Zugführer ihre Befehle: „7. Kompagnie 1. Zug rechts, 3. Zug links, 2. hinter der Mitte, 150 Meter Zwischenraum und Abstand, Marschrichtung Bois de Ville, die Mulde vor uns ausnutzen, nicht über die Ostecke herauskommen, immer unter Sichtdeckung des Waldes bleiben, um vor uns stehende, feuernde eigene Batterien östlich auszubiegen, ich empfange die Züge im Bois de Ville, dort weitere Befehle.

„5. Kompagnie folgt in gleicher Form mit 300 Meter Abstand."

Die Zugführer wiederholen.

„Danke!"

Ich setze mich mit meinen Meldern in Bewegung. Schritt —

laufen, Schritt — laufen! „Päng" platzen die Schrapnells hoch über uns, „bruch!" sitzt eine schwere Granate in der Ostecke des Bois de Ville.

„Hartung, Bolze, aufpassen, daß mir kein Zug dorthin kommt!"

„Na, Franz, geht es noch! Drückt der Tornister auch nicht zu sehr auf der alten Wunde?"

„So Kinder, nun aber wieder einmal Schritt!"

„Also, Gefreiter Schneider, den Draht gleich ordentlich hochstecken."

„Jawohl Herr Hauptmann, Huth und Jasdz stecken schon auf!"

„Gut, schön wie immer!"

„Ja, lieber Stabsarzt Bollert, eigentlich sollten Sie nicht gleich als erster mit hinüber, aber es ist ganz recht so; der besterhaltene Unterstand als Verbandplatz. Zu dumm, daß es unsern braven Sanitätssergeanten Nusch neulich noch in Billy beim Feuerüberfall der Billykanone erhaschen mußte; na hoffentlich ist er bald wieder bei uns. Aber lieber Herr Bollert, Sie haben ja mein prächtiges Krankenträgervierblatt und die gleichen Regimentsmusiker wie im Serbenkriege. Wenn man bloß in der Heimat dafür sorgen wollte, daß man immer seine braven Kerle wiederbekäme und diese nicht immer in alle Welt gingen mit dem Nachersatz — wo bleibt da alle Tradition! Bollert! Tradition ist das Geheimnis einer guten Truppe! Sehen Sie da meinen Hartung! Ist er nicht in Serbien mit dem Krubsack zusammen verwundet worden? Sind die beiden nicht unausgeheilt von Lazarett zu Lazarett geturnt, haben gesagt „die Division kommt auf dem Rückmarsch hier durch?" Standen ihrer nicht über zwanzig an der Marschstraße tadellos ausgerichtet, und meldeten sich zur Stelle? Das sind die Eichbäume, an denen sich das junge Gemüse festrankt".

„Donnerwetter, da reitet der General Lotterer, seht Euch den an, Kinder, das ist ein Artillerist für uns Infanteristen!"

So wurde die Fläche überwunden; ehe man es merkte, war man am Waldrande. Nun hieß es die ankommenden Züge und die 5. Kompagnie gleich richtig verstauen; ein richtiger Führer muß riechen, wo keine Granate hintrifft. Sicherungen werden vorgeschoben, Verbandplatz, Befehlsstelle bezeichnet und dann zum Stab des III. Bataillons.

Der Weg dorthin war nicht der beste! In der ersten französischen Stellung auf der freien Fläche. Der Graben selber war mit Reserven und Verwundeten belegt. Das hält zu lange auf und stört die armen Kerle. Also raus, übers freie Feld. Mein Georg Wyrobczyk, der mich bei Ralja in Serbien, als ich angekratzt war, aus dem Feuer zog und Gefreiter Kind begleiten mich; sie wollen mich auf keinen Fall allein gehen lassen; als ob mir etwas passieren könnte! Kind hat noch ein Konto auszugleichen, von wegen zu tief ins Glas gucken neulich. Ich habe seither nicht mit ihm gesprochen.

Ich weiß, es ist ihm scheußlich. Na also gut, Kind mit, und dann wollen wir wieder miteinander sprechen! Erledigt, sprechen wir nicht mehr davon. Wir laufen, stolpern und fallen, und obwohl es kalt ist, schwitzt man, eine windige Ecke, aber man muß nur aufpassen. In einem Unterstande des Feindes ist der Stab; die Lage wird besprochen.

Inzwischen ist es dunkel geworden. Auf dem Rückweg falle ich in einen Graben und schimpfe nicht schlecht! Da wird mein Name gerufen! Ist das nicht die Stimme des Gefreiten Perschke, der seinerzeit bei Aufstellung der 11a Kompagnie als Hornist abgegeben wurde? Zuruf — hier! Wir finden ihn schwer verwundet an der windigen Ecke des Bois de Ville. Hier hat es den ganzen Kompagniestab 11a gehascht, vom Führer bis zum Fernsprecher, teils verwundet, teils tot. Wir befreien ihn aus seiner unglücklichen Lage, legen ihn abseits, dann schaffen ihn die Krankenträger Räckow und Seiler zum Verbandplatz, wo Stabsarzt Bollert unermüdlich bei der Arbeit war. Das Gefechtsfeld war abgesucht und so mancher Verwundete geborgen worden.

Inzwischen hatte der Fernsprechtrupp Verbindung mit dem Regiment und dem Stab des III. Bataillons. Tüt, tüt, tüüüt, tüt, tüt, tüüüt! Schlafen, und wenn es nur eine Handvoll ist.

„Herr Hauptmann!"

„Was gibt's?"

„Gefreiter Kabella mit dem Stoßtrupp zur Stelle!"

„Auch gut, Donnerwetter es wird ja schon hell! Verflucht kalt!"

Ja aber der Kaffee ist warm, und aus der ersparten Rumreserve ein ordentlicher Schuß zugetan! Gut, der Stoßtrupp! Und jetzt brachte mein Stoßtrupp Leben in die Bude. Die Liebe des Mannes geht durch den Magen! Das war das Geheimnis „meines" Stoßtrupps.

„Und Post haben wir auch mitgebracht, zwei Sack mit Päckchen!"

„Sehr gut, der Stoßtrupp!"

„Na, Gorny, wie schmeckt der Kaffee? Hier noch ne Zigarette."

„Woll, woll, Herr Hauptmann, aber heute wollen wir ran an Speck!"

„Zeitlassen, kommt alles Kinder!"

Das Artilleriekonzert beginnt. Wir klären auf nach vorn, um vorbereitet zu sein für einen Einsatz zur Unterstützung der kämpfenden Kameraden im Herbebois. Ich ziehe die Kompagnien etwa 800 Meter vor. Der Stab des III. Bataillons ist bei mir, und ich dränge auf Einsatz, unterstehe aber wieder dem Regiment. Endlich ist die irgendwo zerrissene Leitung wieder in Ordnung, ich werde am Fernsprecher verlangt, der Regimentskommandeur gibt mir Freiheit und Selbständigkeit! Soeben bringt ein junger Offizier die Meldung aus dem Herbebois: „Vorkommen über die Schlucht nicht möglich, starke Verluste!" Also für uns „ran an Speck!"

Ich übergebe die Führung meinem prächtigen Leutnant der Reserve Sommer, lege ihm und dem Führer der 5., Leutnant der Reserve Böttcher (Heinz), meine Absichten klar.

„Aber nichts ohne Aufklärung! Die übernehme ich selber. Es soll erst auf meinen Befehl nachgerückt werden. Melder, mein Bursche und Hornist Franz Kaaz und Georg fertigmachen! Einer hinter dem andern, weiter Abstand, Franz und Hartung zu mir! Abhauen!"

Quer über freies Feld geht es zum Herbebois. Der Franzmann beschießt schwer das Grabenstück zwischen Bois de Ville und Herbebois, aber immer kurz drüber weg. In diesem Graben finde ich noch die letzten Reserven des III. Bataillons, Trümmer der führerlosen 11a Kompagnie. Ich schiebe sie an den Westrand des Herbebois, da liegen sie besser. Ich schätze genommene feindliche Gräben nicht, einmal der Läuse wegen, dann aber auch wegen der immer sicheren feindlichen Beschießung.

Nun zum Führer der 9. Kompagnie! Es sah wüst aus, als ich die Linie lang ging. Apfelsinen und Zigaretten, die ich im Päckchen erhalten hatte, konnte ich abgeben und erhielt freundliche Gesichter.

„Vorsicht! Baumschützen von jenseits der Schlucht; alles nur Kopfschüsse!"

Ich mußte immer wieder versichern, daß ich nun einmal kugelfest wäre. Nach Lageklärung beim Führer der 9. befahl ich meinem Hartung: „7. Kompagnie soll rüber, 5. folgt nach einer Pause von 15 Minuten, Kompagnieführer voraus, weitere Befehle an der kleinen Steingrube, wo der Rest der Melder liegt, Verbandplatz bleibt drüben."

Wie sie über die Kegelbahn herüberkommen! Nichts verlernt seit Hirson! Sie wissen es ganz genau, der „Alte" steht und mustert jeden Mann! Ich bin zufrieden! Ich schob nun die 7. rechts von mir in den Wald, zunächst volle Deckung! Aufklärung spart Blut und gibt Erfolg.

„Leutnant Wolff zu mir!"

Wie ein Licht stand er bei seiner Meldung vor mir.

„Erkundung: 1. Wie und wo liegt rechter Flügel des III. Bataillons vor uns im Walde? 2. Wie liegt Feind diesem Flügel gegenüber? Eigene Beobachtung aus vorderster Linie. 3. Wie kann man zugunsten der 9. Kompagnie ins Gefecht eingreifen? Zeit eine halbe Stunde! Zur Begleitung Gefreiter Hartung! Beide wiederholen!"

Während dieser Zeit kam die 5. Kompagnie einzeln nach und wurde ebenfalls im Waldrande verstaut. Als letzter erschien mit zwei Krankenträgern unser tapferer Bollert, er mußte sich selber überzeugen, was abzutransportieren ginge. Er galt auch als kugelfest, trotz seiner Länge! Arbeit für ihn gab es leider genug.

Die Erkundung des Leutnant Wolff brachte mir in Gestalt einer einfachen Skizze Klarheit zum Einsatz. Ich schob meine Kompagnie weiter vor, mit einem Zuge in vorderster Linie, hinter jedem Flügel



einen Zug in Reserve. Zwischen dem rechten Flügel des III. Bataillons und meiner Kompagnie blieb zunächst wohlüberlegt eine Lücke. Dies war nur Sicherung. Der überraschende Angriffsaufbau sollte noch kommen. Ich übergebe die Kompagnie wieder an Sommer.

„Franz, Georg, Tornister herunter, 3 Drahtscheren her."

Los, und nun schnitten wir uns mühsam durch das Drahtgeschlinge den Waldrand südwärts und landeten unterhalb einer feindlichen Batterie im Rücken des Feindes. Stunden waren vergangen, aber die Mühe lohnte sich. Ich erhielt Einblick in die Schlucht, vor der die Linie des III. Bataillons festlag, erkannte die Blockhäuser; der Plan war gefaßt. Mir nach kam der Führer der inzwischen herangekommenen 8a Kompagnie, Oberleutnant v. Brandis; gedeckt in einem Granattrichter wurde der Plan besprochen, inzwischen ein Zug an unsere Stelle nachgezogen und dann ging es zurück zur Führung.

Wir meldeten dem Kommandeur des II. und III. Bataillons das Ergebnis unserer Erkundung und schlugen vor: Ausfüllen der Lücke zwischen der 9. und 7. Kompagnie durch 11a Kompagnie. Die Führung übernahm der Ordonnanzoffizier des II. Bataillons, Leutnant der Reserve Voß, sowie 5. und 6. Kompagnie; 8a Kompagnie hinter dem rechten Flügel. 6 Uhr 10 Feuerüberfall aus allen Gewehren und Maschinengewehren, 6 Uhr 15 alle Hornisten blasen, alle Tambours schlagen, eine kurze Pause, dann vorwärts mit Hurragebrüll.

Und so geschah es!

Im Rücken gefaßt, brach der Widerstand zusammen. Leider fiel hierbei mein prächtiger Leutnant Wolff. Ein tragisches Geschick! Auf dem rechten Flügel er, auf dem linken der ältere Bruder an der Spitze der 1. Kompagnie; sie ruhen zusammen in einem Grabe.

Wir hatten zwar den Befehl nicht weiter vorzugehen, aber Brandis und ich sagten uns „Nütze den Tag!" und stießen 1 km weiter, bis uns leider die Dunkelheit ein Halt gebot. Das ganze Herbebois war in unserer Hand. Anschluß mit 64 war vorhanden. Nun galt es Verbände ordnen, Tiefengliederung und Flankensicherung schaffen, denn wir wußten nicht, wie und wo wir zur 5. Division liegen. Aufklärungs- und Sicherungspatrouillen vor! Mit Hilfe einer breiten Ackerfurche schafften wir eine durchlaufende Linie, und nun Spaten heraus, eingraben! Es war bitter kalt und an ein Herankommen der Feldküchen wohl kaum zu denken. Ich habe bedauert, daß man keinerlei Verbindung mit der Artillerie hatte, sonst — ich wäre gern noch weiter gegangen, aber nachts wo möglich in eigene Feuerüberfälle zu kommen, war zu gewagt. Nach der vorzüglichen Erkundung des Vizefeldwebels Vilmow und Musketier Zech hätten wir glatt noch den Chaumewald in unsern Besitz bekommen. Trotz des harten Bodens waren unsere Kämpfer bald in Hasenlöchern verschwunden und schliefen eingewickelt in die wär-



menden Decken. Streifen und Posten im Vorgelände sicherten die Ruhe der Schläfer. Die Nacht verlief ruhig.

Am Morgen des 24. Februar waren wir alle steif gefroren, aber der Stoßtrupp sorgte für warmen Kaffee mit Rum. Klarer Frost, klare Sonne! Ein friedliches Bild! Über den Höhenrücken bei St. Andrée-Fm. schiebt sich das Jägerbataillon 3 vor, um die Lücke zwischen uns und der 5. Division auszufüllen. Dies nahm man aber auf Fort Douaumont übel und „Bruch, Bruch" schlagen die schweren Granaten in den Rand des Wawrille ein. Hinter uns lag das I. und das sich sammelnde III. Bataillon, sowie der Regimentsstab in einem schmalen Waldstreifen, man kokelte in alten französischen Unterständen. Ich wurde zum Regimentskommandeur befohlen und bekam eine Abreibung, weil die vorderste Linie nichts für die Sicherung getan hätte. Ich konnte belegen: In Batterie 537 sitzt 500 m vorm Chaumewald eine Patrouille von mir, dort im Gelände liegt eine von der 8a Kompagnie, da eine in der Mitte, dort am linken Flügel wieder eine von der 7.; unter ihren Zeltbahnen eingescharrt, waren sie kaum zu erkennen. Ich fügte hinzu:

„Dies wird unsere vorderste Linie, 8a und 7. schieben sich immer einzeln, zu zweien und dreien durch den Waldrand des Herbebois, genau wie bei Kalja, nach vorn; hierdurch kommen wir ungesehen 800 m näher an unser heutiges Angriffsobjekt heran; die dort nach dem Walde zugehenden Männer sind schon beim Vorbauen."

Man war wieder einverstanden mit uns Durchbrennern. Ich legte mich einstweilen noch in mein Hasenloch; über uns kreiste ein französischer Flieger. Unsanft wurde ich geweckt. Der Franzose belegt uns und das Hintergelände mit Schrapnells und Brennzünder-Granaten. „Das kommt vom Kokeln" sagt mein Gefreiter Bolze, dreht sich um und schläft weiter. Etwa eine Stunde vergnügt sich unser Gegenüber so mit uns; dann können wir unsere Bewegung fortsetzen.

Die Trommel abspulend, zieht Schneider seine Leitung vor, während die anderen wieder hochstecken. An der Südwestecke des Herbebois scheint dem Franzmann etwas nicht zu gefallen, wir müssen sie etwas schneller überwinden. In einer leuchtkugelsicheren Deckungshütte wird eine Zwischenstation angelegt, die nachher das Bataillon übernehmen soll. Schneider ruft mich, ich springe hin: zwei schwer verwundete Zuaven; Oberarzt Dr. Kronfeld, ein ebenbürtiger Mitarbeiter seines Bataillonsarztes, nimmt sich ihrer an. Weiter! In meiner Begleitung ist der mir zugewiesene Königlich Sächsische Pionierleutnant der Reserve Voigt mit einigen Pionieren. Ich kann noch mit meinen Zug- und Gruppenführern sprechen, suche meine Mustergruppen auf: Unteroffizier Fürstenau, Krubsack und nicht zuletzt Puttlitz, den Besten der Besten! Ich weise auf die schweren Einschläge vor der Front hin, die konservativ immer zwei rechts dann zwei links dieselben Stellen bedecken. Aufpassen, zählen,

unterlaufen, ausweichen! Dann nocheinmal Zusammenkunft mit meinem Sturmgenossen Brandis; wir kommen überein, starke Reserven bereit zu halten während der ganzen Handlung. Die Stimmung ist gut. Unsere Artillerie hat seit 10 Uhr 30 den Chaumewald ganz sauber unter Zunder.

Um 11 Uhr 30 nach der Uhr erheben sich unsere Linien tiefgestaffelt auf einen Ruck und brechen vor. Leider läuft eine meiner Gruppen in einen der vorher angewarnten schwarzen Herrn hinein: alle sieben Mann tot.

Mit den letzten eigenen Granaten sind wir im Chaumewald, die Überraschung ist gelungen, die einzelnen Widerstände werden mit Flammenwerfer und Handgranaten im Einzelkampf bald überwunden. Alles drängt zur Höhe.

Der Südrand des Chaumewaldes-Vauxkreuz soll unser Tagesziel sein. Wir überschreiten es bewußt bis in die Randstellung des Caurrièreswaldes, um diesen in seinen Schluchten zu beherrschen. Jäger 3 rechts im Anschluß. Die 8 a Kompagnie drängt mit starken Patrouillen in der Richtung auf Hermitage nach. Hierbei stieß der immer frische junge Leutnant Freiherr von Eynatten mit dem ewig schiefen Mützensitz auf eine feindliche Batterie am Südrande von Hermitage. Rasch zusammengerafft, was an Männern vorhanden, und drauf! „Hände hoch!" „Was, Ihr wollt nicht?" Den Karabiner anbacken und Funken reißen war eins! „Na also, warum nicht gleich, das hättet ihr billiger haben können!" Der Fang lohnt sich, die 8 a Kompagnie bedurfte der Feldküchen heute nicht mehr. Nun galt es Verbände ordnen; der Bataillonskommandeur Major v. Klüfer befahl: „8 a und 6. Südrand von Hermitage! 5. und 7. links rückwärts gestaffelt."

Trotz des Gasgeruches schmeckte die kalte Konserve ausgezeichnet. Zu mir tritt mein Fernsprecher, der Gefreite Jasdz und übergibt mir in einem Feldpäckchen ein kleines Kognakfläschchen. „Das schickt meine Braut, hier im Brief steht es. Eins für Dich, eins für Deinen Hauptmann."

Der Sächsische Leutnant Voigt sagt: „Was haben Sie für prächtige Menschen."

„Jawoll, Herr Leutnant, wir sind auch die 24 er aus Neuruppin, det is eine ganz besondere Nummer für sich! — Hätten wir nur Freiheit des Handelns gehabt heute, der morgende Tag wäre schon heute geworden. Ich war mehr für's Durchbrennen!"

Ruhe jetzt, schlafen, morgen ist auch noch ein Tag!

Die Nacht vergeht ohne Störung.

Am 25. wird die 5. hinter die 8 a, die 7. hinter die 6 a dicht auf gezogen, die Steilabfälle der Schlucht gestatten dies, neben dem II. wird das III. Bataillon eingesetzt, in der Verlängerung liegt das Infanterieregiment 20, die Jäger sind wieder herausgezogen; dadurch ist leider zur 5. Division eine nicht unbedeutende Lücke:

außerdem liegt diese noch etwas zurück; dafür werden die schweren Maschinengewehre unter Führung des Leutnants der Reserve Calow hinter den rechten Flügel genommen.

Die Artillerie hat Stellungswechsel gemacht; dicht hinter uns steht die Gruppe Schrader vom Feldartillerie-Regiment 39; bei mir meldet sich der vorzügliche Verbindungsoffizier Leutnant der Reserve Wackerzapp. Er sitzt nun vor unserer eigenen Linie in einer zerschossenen feindlichen Batterie. Mein Fernsprechtrupp hat vielfachen Draht gezogen für ihn mit Zwischenstationen und Querverbindungen. Eine Strippe muß doch halten!

Vor uns schanzt der Gegner, die Artillerie streut unsicher das Gelände ab. Endlich um 3 Uhr — trifft der Angriffsbefehl ein, für unsern Tatendrang wieder viel zu spät. Die neue feindliche Stellung in der allgemeinen Linie Chauffourwald — Batterie 639 ist zu nehmen und dann die Linie nahe an Fort Douaumont heranzuschieben. Außerdem schob man uns aus unserem Gefechtsstreifen — östlich an Fort Douaumont vorbei. Angriffsbeginn 4 Uhr nachmittags.

Ich spreche mit dem Artillerie-Verbindungs-Offizier, erinnere ihn an Ralja und unser damaliges Verfahren; wir haben uns verstanden.

Die 8a Kompagnie wird es am schwersten haben, die 5. Division ist etwas zurück und Brandis muß den langen Hang hinauf. Die 6. Kompagnie soll daher etwas früher antreten.

Da — 10 Minuten vor 4 Uhr — Bruch — Bruch! schwere Artillerie in die Linie der 6. Kompagnie des III. Bataillons. Verflucht, das ist ja eigenes Feuer, Haubitzen oder gar 21 cm! Bruch—Bruch! Schon wieder! Vorn entsteht Verwirrung! Das fehlt auch gerade noch!

„Zugführer zu mir!“ Wir liegen am Steilhang dicht beieinander. „Die Kompagnie stürzt 3 Minuten vor 4 Uhr, gleich was ist, alles auf einen Ruck vor; Tiefengliederung; Zug Sommer erst nach Einbruch in die feindliche Stellung, wie die Teufel müssen wir angebraust kommen!“

Wieder kommt eine Lage angeorgelt und bringt fast unseren Artillerie-Verbindungs-Offizier um.

„Vorwärts! Es ist Zeit! Die nächste Lage muß schon hinter uns liegen!“

Die 6. Kompagnie hat keine Zeit mehr, wir brechen über sie hinweg und in einem Lauf geht es in den Feind. Wackerzapp reißt sein wundervoll geleitetes Feldartilleriefeuer vor. Die Stellung ist in unserer Hand, über 1000 Gefangene! Ich bleibe liegen, die Melder und Handreserve unter Vizefeldwebel Brehe bei mir, hinter uns schnurrt Schneider mit dem Draht heran, im schnellsten Lauf Wackerzapp mit dem Scherenfernglas! Er will zunächst bei mir bleiben, dann sich nach links halten, da er das Regiment 20 noch mitbe-

dienen muß. Alles ist im Fluß! Rechts von mir steht der Führer der 6a Kompagnie. „Was nun?" fragt er, ich lache und sage: „Fort Douaumont."

„Aber wir sollen doch —."

„Scheibenkleister, sollen doch —."

„Wie weit kommen Sie noch mit dem Draht Schneider?" „Sehen Sie zu, daß nachher eine andere Kompagnie vorbaut, suchen Sie Verbindung nach rückwärts, melden Sie alles, was Sie sehen!"

„Melder Zug Sommer! Der Leutnant soll links gestaffelt folgen, Achtung auf den Buschwald da links!"

„Vorwärts die andern, marsch marsch, damit wir nachkommen! Atempause, Schritt! Wollt Ihr wohl das Schalen da sein lassen, voran!"

Tak-tak-tak — französisches Maschinengewehrfeuer, das gilt uns, es kommt von halb rechts.

„Deckung in den Löchern! Aufpassen, wenn er den Streifen wechselt! 19 — 20 — 21 — 22 — fertig! los!"

So springen, stolpern und fallen wir vorwärts. Rechts von uns tönt Gefechtslärm, links ist es stiller. Fort Douaumont liegt unter schwerem eigenem Feuer.

„Auf Wiedersehen Wackerzapp, schönen Dank auch, und halten Sie sich munter!"

Da sind wir bei den äußersten Fortgräben, schöne geflochtene Dinger, voll 24er aller Kompagnien! Atempause!

„Grüne Leuchtkugeln hoch! Die Artillerie, hols der Teufel, sieht wieder nichts! Hartung, helfen Sie mir mal aus dem Graben heraus! Danke! Drahtscheren heraus! Vorwärts! Jawohl durchs eigene Feuer! Kinder, nun laßt mich nicht im Stich!"

Und nun drängt und stößt sich alles nach vorn. Ein schwerer Einschlag schleudert mich zu Boden. „Der Hauptmann ist gefallen", ruft so ein Dussel da. „Halts Maul! Fällt mir nicht im Traum ein! Voran!"

„Donnerwetter, ist das ein Draht, hier bleibt ein Fetzen kleben, da reißt sich einer die ganze Hose auf. Mein Mantel ist ein Cut, der Rest sitzt irgendwo im Stacheldraht!"

„Brehe, Georg! Tornister runter! Beide zurück nach hinten, lauft was Ihr könnt, man soll uns die Artillerie vom Halse schaffen!"

Hooooch—bruch! schlägt wieder eine 21 cm zwischen uns, reißt Draht und Gitterwerk auseinander und öffnet eine Gasse.

„Junge, Junge is man gut, das icke da nich meinen Fuß drunter hatte, dann könnt meine Muttern ihr Willi nicht mehr tanzen gehn!"

Es ist nur gut, daß die Artillerie so weit weg war, sonst hätte es Beleidigungsklagen gehagelt.

Vom Fort feuern die Geschütze Schuß bei Schuß. Merkwürdig! Nichts von Infanterie! Nur von Dorf Douaumont her kommen

Singvögel geflogen. Und nun kommt ein Stauen an dem Durchbruch des Gitters, ein verdammter Abrutsch! Da stehen wir auf der Grabensohle, um mich herum 10, 20 Regimentsangehörige aller Dienstgrade! Die Grabenstreichen melden sich nicht, die Tore sind verschlossen.

„Balken da anfassen, aufrichten zum Absteigen, sonst bricht sich noch einer die Knochen."

Oben drängt sich der Haufe, aber es ist beschwerlich die Mauer herunter. Nun weiter ins Innere! Wir fallen alle noch durch eigene Artillerie! Ganz wurscht, vorwärts, da den Wall auf allen Vieren hoch!

„Ich stehe zur Verfügung, Leutnant Neumann 10/24" und mit einem Satz von oben springt er in die Tiefe, kommt heil an. Na dann los! Gefreiter Hartung, Steiling und noch einige neben mir. Tak, tak, tak, tak — Maschinengewehr-Feuer! sssst-ssssst, flupp, flupp! Wir sitzen mitten in der Garbe. Leutnant Neumann seufzt auf, getroffen! Liegen bleiben, nicht rühren, weiter, Steiling und Hartung springen vor, greifen einen Franzmann, winken mit der Artillerieflagge, nichts zu machen, bruch—bruch; ssst, ssst flupp—flupp! geht die Maschinengewehrgarbe über mich fort, ich habe das Gefühl, als ob mir einer die Haare kämmt! Nun habe ich wieder Puste, hoch, Hartung und Steiling reißen mich in einen frischen Granattrichter, jetzt haben wir den Wall geschafft, wir sind im innern Werk! Fünf Mann hoch! Noch ein Franz wird gefangen, er kam pfeifend aus der Tiefe. Nun kommen mehr 24er, Namen, was sind Namen und Gesichter in diesem Augenblick! Wir steigen in die Tiefe, da ist auch der Voigt mit seinen Pionieren! Alle Drähte, die vorhanden sind, durchschneiden! Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste. Der stürmende 24er ergoß sich in die einzelnen Räume des Forts. Ich bestimmte eine Befehlsstelle, sammelte eine Stoßreserve, verteilte die verantwortlichen Führer und Verteidigungskräfte, wies einen Raum an für Gefangene. Nur durch rücksichtsloseste Grobheit war in dem Durcheinander Klarheit zu schaffen.

„Herr Hauptmann, ich hole jetzt den Leutnant Neumann!"

„Nein Hartung, Sie bleiben hier und warten ab bis es dunkel wird, da liegt immer noch Maschinengewehrfeuer und es soll nicht noch einer dort fallen!"

„Stabsarzt Bollert zur Stelle mit einem Sanitätsunteroffizier und sechs Krankenträgern!"

Er war wieder da, wo seine Kämpfer waren!

„Nehmen Sie bitte den Raum dort, da sind Betten und es ist hell!"

Wo ist Hartung? Da bringen sie ihn mir an! Er mußte den Leutnant holen, sein treues Gefühl konnte ihn nicht liegen lassen! Nun liegen sie beide nebeneinander, hoffnungslos! Die Trümmer des Fort Douaumont im Kehlgraben sind ihr Ehrendenkmal! Sie

ruhen unter einer Zeltbahn, der Bayer und der Berliner, der Mann und Offizier, ganze Kerle alle beide! Wohl ihnen, sie starben im Siegesgefühl, während wir leben müssen! Sie starben in Pflicht für Kaiser und Reich! Wir — ja so, wir sind ja auf Douaumont!

Während sich dies alles am und im Fort abspielte, hatte die 8a Kompagnie einen schweren Stand. Eingeschwenkt nach dem Dorf Douaumont hatte sie heftige Gegenangriffe abgeschlagen bis die 12er heran waren. Oberleutnant von Brandis hat dies meisterhaft geschildert im Buch „Die Stürmer von Douaumont", Scherlverlag-Berlin. Wer es noch nicht besitzt, kaufe es sich. Es ist herzerfrischend geschrieben. Sucht Erholung an diesem Buch, Ihr müden Frauen und Männer des Deutschen Vaterlandes. „Fernsprechtrupp 5. Kompagnie zur Stelle; ich habe an die 7. Kompagnie angeschlossen, wir bringen Verbindung mit dem Bataillon!"

„Famos, Unteroffizier Foth! Feines Hotel hier, was? Beinahe wie in Ihrem Adlon; na, wenn wir mal in Berlin sind, muß Ihr hoher Chef eine Pulle extra trocken herausrücken; vorläufig nehmen Sie mal einen Schluck aus der Feldflasche hier: Kaffee mit Rum, besser wie ein Blindgänger ins rechte Auge!"

Aber ich konnte mich doch verständigen mit meinem Bataillonskommandeur. Er kommt mit allen verfügbaren Kräften nach! Inzwischen war Brandis hereingekommen und nahm mir einen Teil der Kampforganisation ab. Langsam kam Klarheit in die Masse. Oberleutnant v. Brandis begab sich darauf zum Regimentsstab, um für Nachschub an Munition, Maschinengewehren und Leuchtpatronen zu sorgen, sowie endlich eine Abdrehung der Artillerie zu erreichen. Die verschiedentlichen Versuche eines Gegenangriffs seitens der Franzosen scheiterten an der Aufmerksamkeit unserer Wallbesatzungen. Dem inzwischen eingetroffenen Bataillonskommandeur konnte ich schon leidliche Verhältnisse übergeben.

Eine grenzenlose Freude herrschte beim ganzen Regiment 24! Und namentlich in unsern Reihen. Die vorderste Linie hatte aus eigenem Entschluß, den Augenblick erkennend und in voller Verantwortungsfreudigkeit, durch eigenes schweres Feuer hindurch, ein noch nicht sturmreifes Fort genommen.

Der Erfolg des Tages wurde im Heeresbericht durch Nennung unseres Regiments bekannt gegeben. Seine Majestät der Kaiser und König verlieh dem Regiment zwei Orden Pour le Mérite, deren Träger Oberleutnant von Brandis und ich wurden.

Die Kämpfer vor Verdun haben sich würdig erwiesen der Sieger von Düppel und Vionville, der Streiter von 1914. Die Nachfolger der Jahre 1916, 17 und 18 bis zum letzten Gefechtstag am 7. November 1918 bei Elouges in Belgien, nicht weit von Jemappes, dem ersten Gefechtsfeld des Regiments 1914, sie haben den Ruhm des Regiments hochgehalten und wahrgemacht das Wort des Feldmarschalls Blücher: „Das Regiment 24 hat nur einen Fehler, es ist zu brav!"



Streifzüge in der Sinaiwüste.

Von Oberst Friedrich Freiherrn Kreß von Kressenstein, damals Kommandeur des Kaiserlich Türkischen I. Expeditionskorps.

Nach einem langen und mühsamen Nachtmarsch waren wir am Morgen des 22. April 1916 in der Oase Bir el Abd eingetroffen. Bir el Abd war der am weitesten gegen den Kanal vorgeschobene türkische Etappenpunkt an der uralten Karawanenstraße Gaza—el Arisch—Kantara, auf der von den alten Ägyptern bis Napoleon und Ismael Pascha alle Eroberer von Ägypten nach Palästina gezogen und auf der vor bald 2000 Jahren Joseph und Maria mit dem Jesuskinde nach Ägypten gewandert waren. Lediglich das Gestänge der großen internationalen Telegraphenverbindung Konstantinopel—Kairo bezeichnete die allgemeine Richtung dieser wichtigen Verbindung, sonst war nichts von einer Straße oder einem Wege zu erkennen. Der kräftige Wind, der sich alltäglich um die Mittagszeit vom Meere her aufmacht, hatte bald auch die letzten Spuren verweht, die unser kleines Expeditionskorps in der Stärke von sieben Kompagnien Infanterie, vier Maschinengewehren auf Tragetieren, einer Kamelreiter-Eskadron, vier Gebirgsgeschützen und einer kleinen Sanitätsabteilung, alles in allem etwa 1600 Mann und 800 Tiere, auf seinem Marsche von Bir Mezar nach Bir el Abd zurückgelassen hatte.

Ein Nachtmarsch von 35 km durch die Sandwüste, ohne Weg und Steg, bergauf, bergab, über Dünen, die eine Höhe von 50 und 60 m erreichen, im tiefen, körnigen, flüssigen Sand, in dem Mensch und Tier bis über die Knöchel versinken, ist eine Leistung, von der unsere Feldgrauen, die vier Monate später mit schwerem Geschütz, Maschinengewehren, Funkenstationen und Telegraphenmaterial den gleichen Weg ziehen mußten, ein Lied zu singen wissen. Unsere braven türkischen Askers hatten ihre Tornister in Bir Mezar zurückgelassen und stampften vielfach barfuß über die Dünen, zum Teil, weil sie kein brauchbares Schuhwerk mehr besaßen, zum Teil, weil sie von klein auf an das Marschieren mit bloßen Füßen gewöhnt, im tiefen Sande durch die unbequemen Stiefel behindert wurden.

Bir el Abd ist eine kleine Palmenoase mit den Trümmern eines arabischen Heiligengrabes inmitten von flachen Sandbergen. Einem steinernen Brunnen, den wahrscheinlich Ismael Pascha gebaut hatte, entnahm der Beduine und der Reisende für sich und seine Tiere

das salzige und brackige Wasser, indem er es Eimer für Eimer an langem Stricke mühsam aus dem Brunnen hochzog. Wie an allen wichtigeren Etappenorten, so hatten wir auch in Bir el Abd auf den Brunnen eine Motorpumpe aufgesetzt, deren eintönig knarrendes, weithin hörbares Geräusch in seltsamem Kontrast zur majestätischen Ruhe und Stille der leblosen Wüste stand.

Um auch größere Truppenkörper mit dem nötigen Wasser versorgen zu können, hatten wir fünfzehn neue Brunnen gegraben, mit Palmenstämmen verschalt und mit Handpumpen versehen. Zum Tränken der Tiere waren an allen Brunnen hölzerne Tröge aufgestellt. Aus Steinen, die eine Kamelkolonne von weit herangeschleppt hatte, war ein kleines Haus zur Aufnahme der am Etappenort zu lagernden Verpflegungsvorräte gebaut worden. Das Personal des Etappenkommandos wohnte in kleinen Spitzzelten.

In weitem Umkreis um die Brunnen, verteilt in kleine und kleinste Abteilungen und Trupps, versteckt in Geländefalten oder eng angeschmiegt an die niederen Kamelkrautbüsche — die einzigen Pflanzen, die in der Wüste außerhalb der Oasen gedeihen — lagerten wir den Tag über mit unseren Tieren. Nichts schützte gegen die sengenden und brennenden Strahlen der in diesen Breitengraden im April schon außerordentlich kräftigen Mittagssonne. Kaum, daß sich der Eine oder Andere mit einer Decke oder einem Mantel ein schattenspendendes Dach gebaut hatte, das mit einem Griff entfernt werden konnte, wenn feindliche Flieger nahten. Das Gelingen unserer Unternehmung hing davon ab, daß unser Anmarsch dem Feinde und seinen Fliegern verborgen blieb.

Einen Tagemarsch südwestlich von uns in Richtung auf den mächtigen, zerklüfteten und im Laufe der Jahrtausende von Wind und Wetter zerfressenen, völlig kahlen Steinmassiv des Magaragebirges lagerte bei der Oase Mageibra unter Palmen verborgen ein zweites türkisches Detachement unter Führung des Majors Mühlmann. Es bestand aus einem etwa sechshundert Mann starken arabischen Kamelreiterregiment, einer türkischen Kamelreiter-Eskadron, einer schwachen Kompagnie Infanterie, einem Maschinengewehr und zwei Gebirgsgeschützen. Die arabischen Kamelreiter waren wilde rassige Vollblutaraber; sie stammten aus der Gegend von Medina und sahen mit ihren schnittigen bronzefarbigen Gesichtern, ihren weißen Hemden, schwarzen Mänteln und schwarzen Kopftüchern prächtig aus. Sie waren meist auf hochedlen Kamelen beritten, feingliedrigen Tieren mit ganz kleinen Köpfen und dünnen Hälsen. Unsere monatelangen Bemühungen, aus diesen Wüstensöhnen brauchbare, geschulte Soldaten zu machen, hatten nur recht bedingten Erfolg gehabt. Die durch viele Generationen vererbte Scheu vor jedem Zwang, der unbändige Freiheitsdrang und die Disziplinlosigkeit macht die an sich sehr kriegerischen und persönlich tapferen Beduinen zum regulären Heeresdienst unbrauchbar.

Der Zweck unserer Unternehmung war, festzustellen, ob die uns von befreundeten Beduinen der Sinaiwüste überbrachten Nachrichten vom Vorrücken der Engländer über den Suezkanal in das Innere der Wüste und vom Bau einer Eisenbahn und Wasserleitung von Kantara in östlicher Richtung zutreffend waren. Das ganze Jahr 1915 über hatten sich die Engländer auf die passive Verteidigung des Suezkanals beschränkt; nur sehr selten und stets nur für kurze Zeit waren schwache englische Kavallerie-Abteilungen in das Innere der Wüste vorgedrungen. Unsere Patrouillen und fliegenden Kolonnen waren bei Nacht jederzeit unbehindert an den Kanal herangekommen und hatten Minen im Fahrwasser verlegen oder vorüberfahrende Schiffe unter Feuer nehmen können. Ab und zu hatten uns die Engländer einige Kilometer weit in die Wüste verfolgt und dabei war es auch mehrmals zu blutigen Zusammenstößen gekommen. Merkwürdigerweise aber hatten sie niemals den naheliegenden Versuch gemacht, uns von den wenigen Wasserstellen abzuschneiden, auf die unsere Unternehmungen gegen den Kanal basiert waren. Nicht eine einzige unserer Patrouillen und gemischten Abteilungen war von den Engländern abgefangen worden.

Seit Beginn des Jahres 1916 war es anders geworden. Zwar hatten wir noch im Januar gelegentlich eines Erkundungsritts in der Oase Katia — etwa 30 km östlich des Kanals — von den Engländern völlig ungestört, Kaisers Geburtstag feiern und von der 80 m hohen Düne Katib abu Assab bei Dueidar den Kanal in seiner ganzen Ausdehnung von Port Said bis Ismailija beobachten können; aber bald darauf kamen Meldungen, daß unsere Patrouillen überall in einer Entfernung von 10 bis 15 km östlich des Kanals auf feindliche Postierungen stießen. Man konnte aus den Meldungen nicht klug werden, ob es sich nur um eine dünne Sicherungslinie handelte, die leicht durchstoßen werden konnte, oder um ernste Vorbereitungen zum Ausbau einer Widerstandslinie östlich des Kanals. Auch die Meldungen unserer vor kurzem in Birseba eingetroffenen, heißersehnten deutschen Flieger konnten uns darüber keine Sicherheit verschaffen. Sie stellten zwar in der Linie Muhamedijé (am Mittelländischen Meer) — Katia—Hamissah — also beiderseits der Karawanenstraße El Arisch—Kantara — in allen größeren Oasen englische Zeltlager fest, aber über die Art und Stärke der Besatzung dieser Lager konnten auch sie keinen Aufschluß geben. Dies konnte mit Sicherheit nur durch einen Angriff festgestellt werden. Wir wollten deshalb mit dem einen Detachement von Bir el Abd aus in Richtung auf Katia vorgehen und die Mitte der feindlichen Aufstellung überraschend angreifen, während Major Mühlmann mit seinen beweglicheren Kräften durch einen Gewaltmarsch den südlichen Flügel der englischen Sicherungslinie umgehen und hinter ihr auf Dueidar vorstoßen sollte. Dueidar ist eine kleine Oase, ungefähr 18 km östlich des Kanals am Wege von Katia nach

Kantara. Bis dorthin sollte, nach den uns vorliegenden Nachrichten, die Spitze der englischen Wüstenbahn und Wasserleitung vorgetrieben sein.

Die beiden deutschen Flugzeuge, die wir als Gefechtsstaffel für die Dauer unserer Unternehmung von Birseba nach El Arisch vorgezogen hatten, waren am Morgen des 22. April zum erstenmal nach Port Said geflogen und hatten dort durch den Abwurf von Bomben Überraschung, Schrecken und Verwirrung hervorgerufen. Bei Katia hatten sie etwa fünfzehn bis zwanzig englische Zelte festgestellt.

Seit ein und einem Vierteljahr waren wir in der Wüste wehrlos den Angriffen der englischen und französischen Flieger ausgesetzt gewesen. Weder hatten wir eigene Flieger, die den Feind in der Luft angreifen konnten, noch verfügten wir über Waffen, die geeignet waren, die gegnerischen Flugzeuge zum Einhalten kriegsmäßiger Höhen zu zwingen. Unsere einzige Unterstützung im Kampf gegen die feindlichen Luftstreitkräfte war die enorme Bodenhitze, die die Wüste ausströmt und durch die sich die feindlichen Flieger zwingen ließen, ihre Tätigkeit auf die frühen Morgen- und späten Abendstunden zu verlegen und in nicht allzu geringen Höhen zu fliegen. Man kann sich die Freude und Begeisterung vorstellen, mit der wir alle Deutsche, Türken und Araber die Deutsche Fliegerabteilung 300 bei ihrer Ankunft in Birseba begrüßten. Sie war die erste deutsche Formation, die auf diesem Kriegsschauplatz eintraf und zwar so glänzend zusammengesetzt und ausgestattet, daß wir Deutsche mit Recht auf sie stolz sein konnten. Die Abteilung war eine Elitetruppe und hat die Hoffnungen, die wir und unsere Bundesgenossen auf sie setzten, nicht nur erfüllt, sondern weit übertroffen. Trotz der enormen Nachschubschwierigkeiten, trotz der ungünstigen klimatischen Verhältnisse, trotz der vielfach sehr primitiven Unterkunft und Verpflegung hat sie, dank der vortrefflichen Leitung durch ihre Kommandeure, der unübertrefflichen Schneid, der hervorragenden Tüchtigkeit und dem echt deutschen Unternehmungsgeist ihrer Besatzungen sofort nach ihrem Eintreffen einem numerisch vielfach überlegenen Feinde gegenüber die Überlegenheit in der Luft errungen und ein und ein halbes Jahr lang behauptet. Achtzehn feindliche Flieger hat sie während dieser Zeit abgeschossen und selbst nicht ein einziges Flugzeug durch den Feind verloren. Der Flug nach Kairo, die Landungen verschiedener Flugzeuge im Rücken des Feindes inmitten der Wüste, um Eisenbahn und Wasserleitung des Gegners zu zerstören, sind Glanzleistungen allerersten Ranges, die von Freund und Feind bewundert wurden.

Als sich am Abend des 22. April die Sonne dem Meere zuneigte und den Abendhimmel in den wundervollen, satten und stets wechselnden Farben erglühen ließ, die man nur in der Wüste erleben kann, kam Bewegung in das tagsüber so stille Lager von Bir el Abd. Der Besuch eines feindlichen Fliegers war nicht mehr zu

7*

erwarten und man rüstete nun zum Aufbruch. Mit vielem Schreien und Schwatzen bepackten die arabischen Treiber ihre Kamele, die durch lautes Brüllen und Blöken ihrem Unwillen über die unwillkommene Störung Ausdruck gaben. Infanteristen und Kanoniere reinigten nochmals ihre Waffen von dem feinen Sande, der in der Sandwüste ungeachtet aller Vorsichtsmaßnahmen und allen Umhüllungen zum Trotze immer und immer wieder in alle Ritzen und Fugen eindringt. Hier wurde noch Munition ausgegeben, dort wurden die großen kupfernen Kochkessel der türkischen Truppen auf Lasttieren verstaut und an den Brunnen herrschte wildes Durcheinander und Geschrei, weil jeder noch auf Vorrat trinken und sich die Feldflaschen für den langen Marsch füllen wollte — ein zwar malerisches, aber wenig militärisches Bild. Schließlich kam aber doch Ordnung in das Ganze und als die letzten Farben am Abendhimmel erloschen waren, hatte sich glücklich auch die Marschkolonne in militärischer Gliederung eingefädelt und schlängelte sich langsam durch den tiefen Sand. Am Horizont sah man noch die malerischen Silhouetten der türkischen Kamelreiter verschwinden, die den Vormarsch sichern sollten und in schlankem Trabe ihren Abstand zu gewinnen suchten. Lautlos ritten an der Spitze der Kolonne auf ihren weit ausschreitenden Kamelen unsere Führer, einige bis an die Zähne bewaffnete Beduinenscheichs, die in dieser Gegend der Sinaihalbinsel zu Hause waren. Es ist wunderbar, mit welcher Sicherheit die Beduinen, auch bei Nacht und Nebel, selbst wenn keine Sterne leuchten, ihren Weg durch die eintönige, wegelose Wüste zu finden wissen.

Heute Nacht standen unsere Führer vor einer schwierigen, verantwortungsvollen Aufgabe. Von ihrer Zuverlässigkeit und Treue hing das Gelingen der Unternehmung ab. Zwar hatten wir ihnen hohe Belohnung im Falle des Erfolges in Aussicht gestellt, aber wer wußte denn, ob die Engländer, die auf die Köpfe von uns Deutschen hohe Preise gesetzt hatten, um die Beduinen zum Meuchelmord anzureizen, ihnen nicht noch höhere Belohnungen versprochen hatten, wenn sie uns verrieten. Glücklicherweise waren unsere Befürchtungen unbegründet; die Scheichs hielten uns die Treue.

Ihre Aufgabe war deshalb besonders schwierig, weil sie uns nicht auf der Karawanenstraße führen durften, an der die Engländer Posten ausgestellt hatten, wie Rittmeister v. Arnim gelegentlich eines Erkundungsrittes am Tage vorher festgestellt hatte. Sie sollten uns, südlich der Karawanenstraße ausbiegend, über einige kleine Oasen, unter ihnen auch Oghratina auf Katia führen. Auf diese Weise hofften wir die englischen Vorposten zu umgehen, und zu vermeiden, daß der Feind rechtzeitig alarmiert wurde.

Wir waren kaum eine halbe Stunde weit marschiert, als Rittmeister Siri Effendi, der Führer unserer Kamelreitereskadron, einen Beduinenjungen schickte, der die überraschende Meldung brachte,



daß die Oase Oghratina halbwegs Katia von den Engländern besetzt sei. Nun war guter Rat teuer. Über die Stärke der Besatzung von Oghratina konnte uns der Junge keinerlei Auskunft erteilen. Dem Beduinen fehlt jeder Maßstab für Größen-, Stärke- und Zeitverhältnisse. Er neigt deshalb zu Übertreibungen und seine Meldungen haben sich in der Mehrzahl der Fälle als militärisch unbrauchbar erwiesen.

Wir entschlossen uns nunmehr mit Tagesanbruch den in Oghratina gemeldeten Feind anzugreifen. Gegen 11 Uhr abends langten wir in Am Fuschièh, einer kleinen Oase etwa eine Stunde östlich von Oghratina an und beschlossen hier bis kurz vor Tagesanbruch zu rasten.

Um 2 Uhr morgens wurden wir plötzlich geweckt. Zu unserem Erstaunen waren wir patschtropfnaß. Ganz plötzlich war starker Nebel eingefallen, so dick und undurchdringlich, daß man kaum fünf Schritte weit sehen konnte. Eine Kamelreiterpatrouille war eingetroffen und meldete, daß sie die Oase Oghratina durchsucht und weit und breit keinen Feind gefunden habe. Also war die Beduinenmeldung wieder einmal falsch gewesen und es war höchste Zeit aufzubrechen, wenn wir noch mit Tagesanbruch unser ursprüngliches Angriffsziel Katia erreichen wollten.

Lautlos bewegte sich die Marschkolonne durch den Nebel. Ich ritt mit der Vorhut, Major Tiller führte das Gros in einem Abstand von 500 bis 800 m der Vorhut nach. Plötzlich tauchten nur wenige Schritte vor uns aus dem dichten Nebel wie riesige Gespenster die hohen Dattelpalmen von Oghratina el Sariri auf. Der Beduinenjunge hatte doch nicht gelogen; die Engländer waren dagewesen. Ein sauber ausgegrabener, mit Holz verschalter Brunnen, daneben auf eisernem zusammenlegbarem Gestänge Tränken aus Segeltuch und ein tadellos eingerichteter Werkzeugkasten, alles in erstklassiger Ausführung, vor allem aber das typische Kennzeichen aller englischen Lager, die zahllosen leeren Konservenbüchsen, die über die ganze Oase verstreut waren, bewiesen, daß die Engländer dagewesen waren und offenbar auch wiederkommen wollten. Die Oase selbst war frei vom Feinde. Rasch ließen wir unsere Pferde aus den englischen Tränken saufen und weiter ging es in den tiefen Nebel hinein.

Wir mochten etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Minuten marschiert sein — nach unserer Berechnung konnte eben der Troß die Oase Oghratina erreicht haben — als ganz plötzlich lebhaftes Gewehrfeuer in unserem Rücken hörbar wurde. Wir glaubten zunächst eine englische Patrouille sei im Nebel überraschend auf unsere Kolonne gestoßen, aber nach wenigen Minuten nahm das Feuer ganz bedeutend an Heftigkeit zu und wir konnten nun nicht mehr im Zweifel darüber sein, daß sich in unserem Rücken ein ernstliches Gefecht entspann.

Die Vorhut wurde angehalten, der Stab machte Kehrt und ritt in Richtung auf Oghratina zurück. Halbwegs trafen wir Major Tiller, der meldete, das Ende der Marschkolonne sei von zwei Seiten angegriffen worden; die Engländer hätten die Dünen beiderseits der Oase besetzt. Dem Schall der Schüsse nach zu schließen, war diese Annahme richtig. Später stellte sich heraus, daß die Engländer nur auf der Düne nördlich der Oase standen und wir alle uns in dem von hohen Dünen eingeschlossenen Gelände und im dichten, undurchdringlichen Nebel durch den Schall hatten täuschen lassen. Major Tiller erhielt Befehl, den Gegner anzugreifen. Die Batterien und die Maschinengewehre sollten in Stellung gehen und sich schußbereit machen, um das Feuer aufzunehmen, sobald der Nebel fiel. Die Kamelreitereskadron Siri erhielt den Auftrag, den Feind zu umgehen und aus südlicher Richtung anzugreifen.

Immer zahlreicher pfiffen verirrte englische Geschosse um uns, so daß wir vorzogen abzusitzen und uns hinter den kleinen Sandhügeln zu decken, die sich an vielen Stellen der Wüste dadurch bilden, daß der Treibsand an den kleinen Kamelkrautstauden hängen bleibt und sich im Laufe der Jahrhunderte immer höher und höher auftürmt. Ein unheimliches Gefühl, gegen einen unsichtbaren, plötzlich im Rücken auftauchenden Feind fechten zu müssen, ohne jede Kenntnis des Geländes, der Stellung und Stärke des Feindes und der Entfernung, die uns von ihm trennt. Das mochten auch unsere türkischen Askers empfinden, denn sie waren zunächst nur sehr schwer vorwärts zu bringen. Bald mischte sich in das Gewehrfeuer auch das Geknatter englischer Maschinengewehre. Das Gehör war auf das äußerste gespannt; aus dem Schall des sich offenbar nur wenige hundert Meter vor uns abspielenden Gefechtes suchten wir Schlüsse auf seinen Verlauf zu ziehen. Die ersten Verwundeten kamen zurück. Sie hatten nichts vom Feinde gesehen und behaupteten nur, er müsse sehr stark sein. Neben uns ging die Gebirgsbatterie in Stellung. Lautlos wurden die kleinen, einem Spielzeug ähnlichen Gebirgsgeschütze von den Tragetieren abgeladen und von den gut einexerzierten Kanonieren in kürzester Zeit zusammengesetzt. Ungeduldig lauerten die braven Anatolier an ihren Geschützen auf den Augenblick, wo auch sie dem verhaßten Engländer einen Morgengruß zusenden durften.

Eine und eine halbe Stunde hatte das Feuergefecht bereits in wechselnder Stärke gedauert, als plötzlich wie mit einem Schlage der Nebel fiel. Zuerst tauchten die Wipfel der Palmen von Oghratina aus dem brauenden Nebelmeere auf und wenige Minuten später konnte man nördlich der Oase die Krone einer mit englischen Schützen und Maschinengewehren besetzten Düne erkennen. Ehe noch die Kanoniere das Ziel aufgefaßt und ihre Geschütze eingerichtet hatten, drang zuerst vereinzelt und dann aus mehreren hundert Kehlen das wohlbekannte „Allah, — Allah", der Ruf, mit dem die

Türken ihren Sturmangriff begleiten, zu uns. Einige Minuten später und die Meldung traf ein, daß der Engländer sich ergeben habe.

Zwei Eskadrons Worcester Yeomanry und eine halbe Kompagnie Lowland Engineers waren am Tage vorher in Oghratina eingetroffen und hatten nicht in der Oase selbst, sondern auf einer niedern Düne, etwa 200 m nördlich des Palmenhaines Lager bezogen. Ihre Posten hatten weder unsere gegen Mitternacht die Oase absuchenden Kamelreiter noch das vorbeimarschierende Detachement gehört; erst als unser, wie immer laut schwatzender Troß in Oghratina eintraf, waren sie aufgewacht und hatten durch einige Schüsse uns und das Lager alarmiert — zu unserem Glück. Die meisten Engländer hatten im Nachtkostüm zum Karabiner gegriffen und nur auf das notdürftigste bekleidet gekämpft. Ihre blutigen Verluste waren sehr schwer; nur 150 unverwundete Gefangene und etwa 200 Pferde fielen in unsere Hände, der Rest war tot. Als ich in das englische Lager ritt, trabte laut wiehernd ein fertig gesattelter und gezäumter stattlicher irischer Fuchs auf mich zu. Da mein eigenes Pferd stark ermüdet war, bestieg ich ihn; er hat mir bis zum Abschluß meiner Tätigkeit auf dem türkischen Kriegsschauplatz ausgezeichnete Dienste geleistet. Unter den Gefangenen befand sich ein junger englischer Feldgeistlicher, der ganz frisch aus England gekommen war und sich am Abend vorher nach Oghratina begeben hatte, um den dort lagernden Truppen eine Osterpredigt zu halten.

Das Gros des Detachements trat nach kurzer Rast den Weitermarsch auf Katia an, während Major Tiller mit drei Kompagnien zurückblieb, um das Gefechtsfeld aufzuräumen und die Gefangenen, die Verwundeten und die Beute nach Bir el Abd in Marsch zu setzen. Sobald dies beendet war, sollte er uns in Richtung Katia folgen.

Wir mochten knappe zwei Stunden marschiert sein, als von der Spitze die Meldung kam, daß vor uns in einer Entfernung von zwei bis drei Kilometern ein englisches Lager von dreißig bis vierzig Zelten zu sehen sei. Deutlich konnten wir die sich zwischen den Zelten bewegenden Leute und seitwärts des Lagers die Feldställe erkennen — ein friedliches Bild, das vermuten ließ, daß die Engländer in Katia in aller Ruhe Ostern zu feiern gedachten und von den Ereignissen, die sich am frühen Morgen bei Oghratina abgespielt hatten, noch nicht unterrichtet waren.

Hinter einer deckenden Geländewelle stellte sich unser Detachement zum Angriff bereit, während die Batterie auf einer Düne in etwa 2500 m Entfernung vom feindlichen Lager in Stellung ging. Sobald die Geschütze feuerbereit waren, trat die Infanterie in Richtung auf die feindlichen Zelte an, zwei Kompagnien in vorderster Linie, je eine Kompagnie rechts und links angehängt, die Maschinengewehre hinter der Mitte. Die Kamelreitereskadron bog südlich aus,

um den Feind in Flanke und Rücken anzugreifen. Die Batterie sollte ihr Feuer erst auf meinen Befehl eröffnen. Major Tiller erhielt nach Oghratina Weisung, möglichst schnell mit allen verfügbaren Kräften auf das Gefechtsfeld nachzurücken.

Der Feind hatte uns noch immer nicht bemerkt; das Vorgehen unserer Infanterie vollzog sich in tadelloser Ordnung. Gegen 10 Uhr vormittags hatte sich die vorderste Schützenlinie in dem unübersichtlichen, mit zahlreichen übermannshohen Sandhügeln bedeckten Gelände dem feindlichen Lager bis auf etwa 1500 m genähert, als plötzlich einige spazierenreitende Engländer unsere Marschrichtung kreuzten. Es hatte nicht den Anschein, als ob sie uns bemerkten, aber leider ließen sich einige unserer Schützen verführen, sie unter Feuer zu nehmen und ich mußte nun auch den Befehl zur Eröffnung des Artilleriefeuers geben. Die Kanoniere hatten gut gerichtet, der Batteriechef die Entfernung richtig geschätzt; der erste Schuß saß in unmittelbarer Nähe der englischen Zelte. Durch das Glas konnten wir beobachten, wie die Engländer aus ihren Zelten stürzten und den Himmel und das Gelände nach dem Missetäter absuchten, der es wagte, sie in ihrer Ostersonntagsruhe zu stören. Wir sahen, wie sie dann zu den Waffen eilten und vorwärts ihrer Zelte eine Schützenlinie bildeten. Es dauerte nicht lange, so brachten sie auch ihre Maschinengewehre in Stellung und eröffneten ein rasendes Schnellfeuer gegen die anrückenden Türken. Auf etwa 600 m vom englischen Lager kam unsere Infanterie zum Halten und es entspann sich nun ein stehendes Feuergefecht, das von beiden Seiten mit wechselnder Heftigkeit geführt wurde. Wir verlängerten rechts und links unsere Schützenlinie, aber trotzdem kam unser Angriff nur recht langsam vorwärts. Die Sonne stand hoch am Himmel und brannte glühend heiß. Kein Luftzug regte sich, die Feldflaschen waren geleert, der Nachtmarsch im tiefen Sand und das Gefecht am frühen Morgen hatten die Truppe stark ermüdet.

Mittags um 1 Uhr schien die Situation kritisch werden zu wollen. In unserer rechten Flanke zeigte sich plötzlich englische Kavallerie in der Stärke von mehreren Eskadrons, die, aus Richtung Muhamedijé kommend, über die Dünen galoppierte und offenbar versuchen wollte, uns in den Rücken zu gelangen. Alle Reserven waren ausgegeben und von den Kompagnien, die Major Tiller aus Oghratina heranführen sollte, war weit und breit noch nichts zu sehen. Unsere Batterie nahm die feindliche Kavallerie unter Feuer und glücklicherweise genügten einige wohlgezielte Schrapnells, um die feindlichen Eskadrons Kehrt machen und in den Dünen verschwinden zu lassen. Merkwürdigerweise ließen sie sich den ganzen Tag nicht wieder sehen.

Auf unserm linken Flügel war die Kamelreitereskadron ins Gefecht getreten, aber auch sie kam im offenen Gelände nicht vorwärts. Der tapfere Adjutant des Kommandeurs der Fliegerabteilung 300, der bayerische Leutnant Seuter, hatte der Eskadron den Befehl zum

Vorgehen gebracht und versuchte durch sein Beispiel die Kamelreiter zum Angriff mit fortzureißen. Er fand dabei den Heldentod; ein Kopfschuß machte seinem jungen Leben ein Ende.

Von der Batterie wurde nun ein Zug bis auf 1500 m an den Feind vorgezogen, mußte aber bald sein Feuer einstellen, da die gesamte Munition verschossen und die Munitionsstaffel — eine Kamelkolonne — noch nicht eingetroffen war. Von der Kamelreitereskadron kam Meldung auf Meldung, daß zahlreiche feindliche Kavalleriepatrouillen sich in ihrer linken Flanke umhertrieben.

Es war jener kritische Moment gekommen, der sich in fast allen Gefechten wiederholt und der an die Nerven und die Willensstärke des Führers die höchsten Anforderungen stellt. Die letzten Reserven sind ausgegeben, der Führer hat keinen Einfluß mehr auf den Gang der Ereignisse und die Gefahr wächst, daß dem Feinde Verstärkungen zugeführt werden, wenn nicht bald die Entscheidung fällt.

Alle deutschen und türkischen Offiziere des Stabes waren in die vorderste Schützenlinie vorgeschickt, um die ermüdeten Infanteristen zum Angriff vorzutreiben — vergebens. Plötzlich nahm die Batterie das Feuer wieder auf; die Munitionskolonne war endlich eingetroffen. Ein Seufzer der Erleichterung entrang sich der Brust. Die Batterie schoß gut, eine Anzahl feindlicher Zelte ging in Flammen auf und um 3 Uhr nachmittags ertönte endlich das erlösende „Allah, Allah". Der Engländer hatte die weiße Flagge gezeigt. An der Spitze der vorwärtsstürmenden Infanterie erreichte Major Hardy als Erster die feindliche Stellung und nahm den Degen des englischen Regimentskommandeurs in Empfang.

Die überlebenden transportfähigen Engländer — es waren ihrer nicht mehr sehr viele — wurden gesammelt; sie durften sich noch Decken und Lebensmittel aus ihren Zelten holen. Den älteren Offizieren wurden Pferde zugewiesen und dann mußten sie unter Führung eines deutschen Offiziers und unter Bedeckung einer Handvoll türkischer Askers sofort den mühsamen, anstrengenden Marsch durch die Wüste in Richtung Bir el Abd antreten. Die Angst vor den umherstreifenden Beduinen ließ bei ihnen Fluchtgedanken nicht aufkommen.

23 Offiziere und 257 Soldaten wurden von uns bei Oghratina und Katia gefangen genommen. Der Rest des stolzen englischen Kavallerieregiments war nach tapferer Gegenwehr gefallen. Unsere eigenen Verluste waren verhältnismäßig sehr gering. In den beiden Gefechten zusammen verloren wir an Toten 3 Offiziere und 33 Mann und an Verwundeten 48 Mann, von denen 31 schwer verletzt waren. Die leichtverwundeten Engländer nahmen wir mit uns; die schwerverwundeten wurden von unseren Ärzten versorgt, mußten dann aber ihrem Schicksal überlassen werden, weil wir nicht die Mittel besaßen, um sie abzutransportieren. Wir nahmen an, daß sie nach unserem Abzug von englischen Patrouillen aufgefunden und versorgt werden

würden. Dies scheint aber nicht der Fall gewesen zu sein, denn noch am Morgen des nächsten Tages vermuteten uns offenbar die Engländer im Palmenhain von Katia. Ein starkes Flugzeuggeschwader warf auf den Hain, in dem wir die englischen Verwundeten zurückgelassen hatten, sechzig bis siebzig Bomben ab.

Besonders glücklich waren wir über die Beute von mehr als dreihundert guten Pferden und über hundert kräftigen, glänzend ausgerüsteten Kamelen; wir litten gerade zu jener Zeit sehr empfindlichen Mangel an Pferden und Lasttieren. Unsere Leute stürzten sich zunächst auf die zahlreichen, prachtvollen Wassertanks der Engländer und tranken sich an dem schönen, filtrierten Nilwasser gründlich satt. Dann machten sie sich mit Eifer an das „Aufräumen" des feindlichen Lagers. Dabei wurden sie unterstützt durch zahlreiche Beduinen, Männer, Weiber und Kinder. Während des Gefechtes war außer unserem alten braven Scheich Hassan auch nicht ein Beduine zu sehen gewesen; bei den ersten Schüssen waren sie alle wie vom Erdboden verschwunden. Aber kaum war der letzte Schuß gefallen, so waren sie ganz plötzlich in Massen da und versuchten zu stehlen, was in ihre Hände fiel. Da sie es ganz besonders auf die Kamele abgesehen hatten, mußten wir sie schließlich mit Revolverschüssen aus dem englischen Lager treiben.

Zunächst war es ganz unmöglich, unsere Leute zu sammeln und die Ordnung wiederherzustellen. Nicht ohne Sorge hatte ich mich auf dem höchsten Punkt der Düne, auf der sich das englische Lager befand, niedergelassen und suchte mit dem Glas den Horizont ab. Die Befürchtung lag nahe, daß die englische Kavallerie, die in Stärke von mehreren Regimentern in den Oasen nördlich und südlich von Katia stand, zum Gegenangriff übergehen und versuchen würde, ihre gefangenen Kameraden zu befreien. Glücklicherweise geschah aber nichts dergleichen; kein Engländer ließ sich sehen und noch vor Einbruch der Dunkelheit hatten wir die Beute verstaut und die Verwundeten soweit versorgt, daß der Rückmarsch nach Bir el Abd angetreten werden konnte. Ich werde die stolzen, dankbaren Blicke nie vergessen, mit denen mir unsere braven Anatolier in die Augen sahen, als ich sie an mir vorbeimarschieren ließ. Über den Erfolg hatten sie alle Müdigkeit vergessen.

Sie ahnten nicht, daß sie ihren Erfolg nicht allein der eigenen Leistung verdankten, sondern daß das Gelingen unserer Unternehmung nur ermöglicht war durch den kühnen Angriff, den gleichzeitig unser arabisches Kamelreiterregiment unter Major Mühlmann auf die Oase Dueidar unternommen hatte.

Der völlig überraschende Angriff der Kolonne Mühlmann auf einen Punkt, der zehn bis zwölf Kilometer hinter der Mitte ihrer Sicherungslinie und auf ihrer Rückzugsstraße nach dem Kanal lag, scheint die englische Führung verwirrt und die Entschlußkraft der englischen Offiziere gänzlich gelähmt zu haben. Denn nur so ist es zu

erklären, daß — abgesehen von dem oben geschilderten schwächlichen Versuch — auch nicht eine der zahlreichen englischen Postierungen ihren Kameraden in Katia zu Hilfe kam und auch nicht der leiseste Versuch gemacht wurde, uns zu verfolgen. Der gefangene englische Oberst war begreiflicherweise auf seine Kameraden sehr schlecht zu sprechen.

Die Kolonne Mühlmann war am Abend des 22. April von Mageibra aufgebrochen und war die ganze Nacht über marschiert, um mit Tagesanbruch das fünfunddreißig bis vierzig Kilometer entfernte Dueidar angreifen zu können. Ihre Bagage ließ sie unter Bewachung der ihr zugeteilten Kompagnie halbwegs in der Oase Hasseia zurück. Im dichten Nebel stieß am frühen Morgen des 23. die Spitze der Kolonne bei Dueidar völlig überraschend auf eine englische Schützengrabengruppe mit Drahthindernissen, die die Engländer vorwärts ihres Lagers gebaut hatten. Ratlos standen die Wüstensöhne vor dem ihnen unbekannten Hindernis. Dem Engländer gelang es zu alarmieren und seine Stellung zu besetzen, noch bevor das Gros der türkischen Kolonne absitzen und in das Gefecht eingreifen konnte. Die beiden türkischen Geschütze gerieten im Nebel auf 50 m Entfernung ins Feuer zweier englischer Maschinengewehre. Der Batteriechef und der Zugführer fielen. Trotzdem verlor die Bedienung ihre Ruhe nicht, sondern brachte unter Leitung des Leutnants Heiden die beiden Geschütze hinter der nächsten Düne gegen die englischen Maschinengewehre in Stellung. Inzwischen war es den Arabern gelungen, das Drahthindernis zu umgehen und die Besatzung des Schützengrabens mit dem Säbel niederzumachen. Statt aber sofort den Angriff weiter vorzutragen und zu verhindern, daß die Engländer sich weiter rückwärts zu neuem Widerstande setzten, befaßten sich die Araber mit der Untersuchung der englischen Sandsäcke, die ihnen eine völlig neue Erscheinung waren und die sie offenbar für Kaffee-, Zucker- oder Reissäcke hielten. Inzwischen rückten englische Verstärkungen heran und säuberten den Graben von den eingedrungenen Beduinen. Es entspann sich ein stehendes Feuergefecht, das mit wechselnder Heftigkeit etwa drei Stunden gedauert haben mochte, als Major Mühlmann die Meldung erhielt, daß eine starke englische Kolonne aus Richtung Kantara im Anmarsch sei. Er hatte seinen Auftrag erfüllt und faßte daher den einzig richtigen Entschluß, das Gefecht abzubrechen, bevor die englischen Verstärkungen eingreifen konnten. Das Loslösen vom Feinde vollzog sich nicht ohne Schwierigkeit, da die tapferen arabischen Kamelreiter es für ihre Pflicht hielten, ihre gefallenen Kameraden zu rächen und sich deshalb weigerten, zurückzugehen. Schließlich gelang es aber doch, das Gefecht abzubrechen, wenn auch nicht ohne schmerzliche Verluste. Unter anderen hatten wir den Tod des besonders tüchtigen und schneidigen Führers der türkischen Kamelreitereskadron, Rittmeister Halid Bey, zu beklagen. Er kämpfte

und fiel wie ein Held. Die Araber erlitten dadurch empfindliche Verluste, daß sie in der Aufregung des Gefechtes alles vergaßen, was wir ihnen gelehrt hatten, wieder zu ihrer heimischen Fechtweise zurückkehrten und es als unmännlich verschmähten, Deckung aufzusuchen und sich zum Feuergefecht hinzulegen.

Der Rückmarsch der Kolonne Mühlmann wurde mehrmals durch die Bombenabwürfe zahlreicher feindlicher Flieger gestört. So tapfer die Araber im Nahkampf waren, so sehr fielen ihnen die feindlichen Flieger auf die Nerven. Sie hatten eine geradezu abergläubische Furcht vor ihnen. Trotzdem gelang es Major Mühlmann, sein Detachement nach einem Marsch von über 70 km und einem drei- bis vierstündigen Gefecht in guter Ordnung nach Mageibra zurückzubringen. In Hasseia war im Laufe des Tages überraschend englische Kavallerie erschienen, hatte die schlafende Bedeckung der vom Detachement Mühlmann zurückgelassenen Bagage zum Teil zerstreut, zum Teil gefangen genommen und die Bagage verbrannt.

Am 25. stieß die Kolonne Mühlmann in Bir Mezar zur Kolonne Katia und marschierte mit dieser zur wohlverdienten längeren Rast nach El Arisch. Tags vorher hatten wir in Bir el Abd unseren gefallenen Kameraden Seuter am Fuße einer hohen Düne auf Palmenblättern gebettet beerdigt. Der einfachen, ergreifenden Feier hatten auch die englischen Offiziere, mit ihrem Kommandeur an der Spitze, beigewohnt. Ein kritischer Moment war noch, als die arabischen Kamelreiter die Kolonne der gefangenen Engländer passierten. Sie waren drauf und dran, sich auf die Gefangenen zu stürzen und an ihnen Rache für ihre gefallenen Brüder zu nehmen; glücklicherweise gab der Regimentskommandeur gerade noch zur rechten Zeit das Signal zum Antraben.

Die gewaltsame Erkundung hatte vollen Erfolg gehabt. Sie hatte uns die Sicherheit gebracht, daß die Engländer ihre Widerstandslinie über den Kanal vorgeschoben hatten und tatsächlich eine Vollbahn und eine ergiebige Wasserleitung in die Wüste bauten, sich also wohl mit der Absicht trugen, längs der Mittelmeerküste nach Palästina vorzustoßen. Eine erfreuliche Begleiterscheinung der glücklichen Unternehmung war die Steigerung des Ansehens der Türken bei den Beduinen und eine merkliche Einschüchterung der zahlreichen engländerfreundlichen Elemente in Palästina.



Feldgeschütz gegen Dreadnought.

Bilder aus den Kämpfen der Armee Liman von Sanders.

Von Major a. D. Walter Lierau,
im Felde Artillerieführer in der Kaiserlich Osmanischen V. Armee.

Auf den europäischen Kriegsschauplätzen kam im Weltkriege die Landartillerie kaum irgendwo zu nennenswerter Tätigkeit gegen Seestreitkräfte, weder auf unserer Seite, noch auf seiten unserer Gegner. Das hatte seinen Grund darin, daß Deutschland sowohl, wie auch England und selbst Rußland ihre gefährdeten Küsten und Inseln bereits im Frieden durch Küstenartillerie geschützt hatten. An der einzigen Stelle, wo diese fehlte, an der flandrischen Küste, wurde sie im reichlichsten Maße schleunigst im Kriege eingebaut.

Wenn es auf diesen Kriegsschauplätzen zu derartigen Kämpfen kam, handelte es sich um den Kampf zwischen Schiffs- und Küstengeschützen, also Sondergeschützen, deren Einrichtungen und Munition sie zu dieser Kampfesart besonders befähigten.

Ganz anders lagen die Verhältnisse auf dem türkischen Kriegsschauplatz.

Eine eigentliche Küstenartillerie hatten die Türken nur zum Schutze der Meerengen bei Konstantinopel, am Bosporus und an den Dardanellen. Zwar waren auch diese Geschütze veraltet, aber es waren doch wenigstens Küstengeschütze, unter denen sich sogar einige alte Kruppsche 35 cm-Ringkanonen befanden. Wenn man dazu noch die geradezu vorsintflutliche Munition dieser Küstengeschütze bedenkt, die nicht etwa aus Brisanzgranaten oder gar Panzergranaten bestand, sondern aus Pulvergranaten, zum Teil noch dazu mit Bleiführung und Schwarzpulverkartuschen!, und ihre geringe Munitionsausrüstung in Betracht zieht, so zeigt sich der Erfolg der Türken vom 18. März 1915 erst in dem rechten Licht, insofern nämlich, als sie mit dieser minderwertigen Küstenartillerie den französisch-englischen Flotten-Durchbruchsversuch durch die Dardanellen an jenem Tage vereitelten und mehrere Schiffe neueren Typs in den Grund bohrten. Allerdings halfen Deutsche bei diesem Schießen mit, aber das schmälert nicht das Verdienst der Türken. Wenn an diesem Kampf auch einige Landbatterien beteiligt waren, so kommt dieses Gefecht für die vorliegenden Betrachtungen nicht in Frage, weil es doch die Küstengeschütze waren, die hier den Ausschlag gaben.

Abgesehen von diesen Werken am Bosporus und an den Dardanellen habe ich im übrigen in der Türkei nur noch eine Küstenbefestigung gesehen, und zwar bei dem wichtigsten Hafenplatz Klein-Asiens, bei Smyrna.

Dieses Küstenwerk trug den vielversprechenden Namen „Jeni Kale", d. h. „Neues Fort". Dieses Fort sollte, wie mir bei meiner Versetzung nach Smyrna ein Türke stolz und gewichtig zuraunte, mit „großen 24 cm-Kanonen" bestückt sein. So hoffte ich denn in Anbetracht der Bedeutung Smyrnas, wenn auch nicht gerade Schnellfeuerkanonen in Verschwindlafetten, so doch einigermaßen moderne Geschütze dort vorzufinden. Es stellte sich aber heraus, daß es uralte Kruppsche 24 cm-Ringkanonen mit 7 km Schußweite waren! Den stolzen Namen trug dieses „Neue Fort" wahrscheinlich nur im Gegensatz zu der einzigen, freilich noch sehr viel älteren, permanenten Landbefestigung Smyrnas, dem burgähnlichen Kadife Kale, das militärisch völlig wertlos war und wohl noch aus vortürkischer Zeit, aus der Zeit der Seldschucken stammte; jedenfalls sah es dementsprechend verfallen aus.

So stand es also um die türkische Küstenartillerie, und doch wurde gerade die Küste der Türkei der einzige Schauplatz des ganzen, großen Weltkrieges, wo sich neben einer reichlichen Anzahl kleiner Einzelkämpfe wirklich große und lang fortdauernde Kampfhandlungen zwischen Seestreitkräften und Landtruppen abspielten und wo insonderheit die Schiffsartillerie mit der Artillerie an Land heftige Kämpfe ausführte, Kämpfe, die sogar mehrfach ausschlaggebend für die ganze Gefechtslage wurden. Nirgendwo sonst griff der Kampf der Flotte und Landtruppe so innig ineinander, nirgendwo bildete sonst in annähernd gleichem Maße insbesondere die Schiffsartillerie die Stütze des Infanteriekampfes und damit ein Hauptziel der Artillerie an Land.

Der wichtigste Schauplatz dieser Art Kämpfe war die Halbinsel Gallipoli.

Wenn man als Neuling aus Deutschland nach Gallipoli kam, so war man doch selbst unter Berücksichtigung der Finanzlage der Türkei erstaunt, auf Gallipoli, außer an der Wasserstraße der Dardanellen selbst, auch nicht eine permanente Küstenbefestigung zu finden.

Aber die Türkei ist das Land der Aushilfen. So half man sich auch hier so gut es eben ging, mit der Landartillerie aus und erlebte dabei mancherlei Überraschungen.

Nachdem die ursprüngliche Absicht der verbündeten Engländer und Franzosen, den Durchbruch durch die Dardanellen mit der Flotte zu erzwingen, gescheitert war, versuchten sie ihr Ziel mit dem Landheer zu erreichen und setzten sich zunächst auf der Südwestspitze von Gallipoli, bei Seddul Bahr, und auf der Westseite bei Ari Burun fest.

Bei ersterer Armeegruppe, der „Südgruppe", lagen die Stel-

lungen der Artillerie, die namentlich bei den schwereren Kalibern nur über alte Modelle verfügte, im allgemeinen zu weit von der Küste entfernt, um gegen die Schiffe der Verbündeten kämpfen zu können. Nur an dem rechten türkischen Flügel, der an das Meer stieß, kam es dazu. Die Kämpfe liefen aber meist nur darauf hinaus, daß die Schiffe, die die türkischen Infanteriestellungen flankierten und auch in empfindlicher Weise vom Rücken aus beschossen, gezwungen wurden, den leider nur zu geringen Wirkungsbereich der Landgeschütze zu meiden. Auffallend war jedoch dabei, daß zur Erreichung dieses Zwecks meist nur wenige Schüsse der Landgeschütze nötig waren; selbst Panzer und Panzerkreuzer entzogen sich schleunigst im Zickzackkurs dem Schußbereich. Dieselbe Erscheinung zeigte sich, wenn die auf der asiatischen Seite der Dardanellen bei Kum Kale und Jeni Schehir in Stellung gebrachten Landbatterien, die doch auch nur unmodern und im Vergleich zu den Schiffsgeschützen wenig wirkungsvoll waren, die Schiffe unter Feuer nahmen, die an der Dardanellenmündung in ihren Schußbereich kamen. Merkwürdig war ferner, daß es der Schiffsartillerie nie gelang, die Landbatterien niederzukämpfen. Dagegen müssen namentlich die asiatischen Batterien, die den Landungsplatz bei Seddul Bahr und einige Verbindungswege flankierten, der Infanterie der Verbündeten sehr unangenehm gewesen sein.

Auch an anderer Stelle kam es bei diesem Kampf zwischen Schiffs- und Landartillerie zu unerwarteten Erscheinungen.

Anfang August 1915 machten nämlich die Engländer einen Vorstoß großen Stils von der Suvla-Bucht aus, um die türkischen Fronten bei Seddul Bahr und Ari Burun zu überflügeln. Auch an dieser Stelle kam es zu einem Stellungskrieg, der die Engländer in eine so kritische Lage brachte, daß sie schließlich den ganzen Angriff auf Konstantinopel aufgeben mußten. Das lag wesentlich mit daran, daß es der türkischen Landartillerie gelang, sich gegen das englische Schiffsfeuer zu behaupten und es im Großen und Ganzen von der Infanterie abzuhalten.

Um die Lage hier an der Suvla-Bucht in den Tagen der Landung richtig beurteilen zu können, ist es nötig, etwas näher auf einige Einzelheiten einzugehen.

In der Suvla-Bucht lagen dicht an Land vorgeschoben zwei Panzer. Etwas weiter seewärts lagen ein, oft auch mehrere Panzerkreuzer der Juno-Klasse, ferner Kreuzer anderer Typen, die bald kamen, bald gingen, und zahlreiche Zerstörer. Dazu kamen zwei Ballonmutterschiffe, Hilfskreuzer, Truppentransportschiffe mannigfacher Art, Munitions- und Verpflegungsschiffe usw. Dazwischen flitzten Motorboote und Pinassen hin und her, wurden Truppen an Land gebracht, andere zurückgeschafft, kurz es herrschte in der Bucht ein Leben wie im Hamburger Hafen. Nach See zu war die Bucht durch ein großes Netz gegen unsere U-Boote abgesperrt.

Gegen diesen gefährlichen Vorstoß Suvla-Bucht-Anaforta hatte türkischerseits der Oberbefehlshaber der 5. Armee, Marschall Liman v. Sanders, alles Verfügbare zusammengerafft und den Engländern entgegengeworfen. Die hier verwandten Divisionen wurden zu einer neuen Armeegruppe, der „Anafortagruppe", zusammengefaßt und dem jetzt in der Zeitung so oft genannten Mustapha Kjemal Pascha unterstellt.

Wenn man nun die Artillerie, die sich bei dieser neuen Armeegruppe befand, mit der englischen Schiffsartillerie, die noch dazu durch einige bereits gelandete Batterien verstärkt wurde, in Vergleich stellte, so hätte sich auch wohl der beherzteste und optimistischste Artillerieführer einer gewissen Sorge nicht enthalten können.

Die Flachfeuerartillerie ging noch an. Sie bestand naturgemäß im wesentlichen aus der Feldartillerie der Divisionen mit Geschützen vorwiegend deutscher, aber auch solchen französischer Konstruktion. Dazu kamen einige lange 8,8 cm-Geschütze, die von einem Schiffe stammten, sowie — es ist Tatsache — eine 10 cm-Schnellfeuer-Kanone und eine lange 12 cm-Kanone; letztere drei Geschützarten mit etwa 11 km Schußweite.

Noch schlimmer stand es um die Steilfeuerartillerie. Davon waren vorhanden eine moderne 12 cm-Haubitz-Batterie, drei 15 cm-Haubitz-Batterien und eine schwerfällige alte 21 cm-Mörser-Batterie, die aber ebenso, wie drei der Haubitz-Batterien, an den beiden Brennpunkten des Kampfes, am Keretsch-Tepe und am Kodja Djemen, dringend für den Infanteriekampf gebraucht wurden. So blieb an Steilfeuer gegen die Schiffe nur eine einzige 15 cm-Haubitz-Batterie übrig.

Die Munition dieser Batterie bestand aus Brisanzgranaten deutscher Konstruktion. Wie knapp wir aber damit standen, erhellt wohl am besten die Tatsache, daß uns einmal ein U-Boot, das aus Pola kam, 80 solcher Schuß brachte! Panzergranaten gab es natürlich auch hier nicht.

Später wurde ja diese Artillerie erheblich vermehrt, aber auch nur durch alte Geschütze mit recht minderwertiger Munition. Damals im August 1915 war das aber tatsächlich alles, was die Armeegruppe hatte. Halt! Nein, eine Batterie hätte ich beinahe vergessen, die wohl besser als alles andere die damalige Lage der Türken kennzeichnet. Es war eine uralte 12 cm-Mörser-Batterie, die in Ermangelung von etwas Besserem aus dem Museum von Konstantinopel herbeigeholt war! Sie stand am Kodja Djemen und schoß wacker mit.

Von vorn aber erscholl der dringende Ruf der Infanterie: „Helft uns! Schützt uns vor dem Schiffsfeuer!"

Der Entschluß zur Hilfe war ja einfach genug: Heran mit allem Verfügbaren so nahe wie möglich, Haubitzen gegen die beiden

Panzer, — lange Kanonen gegen die Kreuzer, Ballonschiffe und Transportdampfer, — Feldbatterien gegen die Boote!

Aber die Ausführung!

Nahe heran an die Schiffe konnte man, wenn überhaupt, nur im Aßmak-Tal entlang an und auf dem Ismail-Tepe, oder nördlich über Klein-Anaforta im Ibrikdje-Tal. Beide Täler lagen in der Sicht und in dem Feuer des Feindes. Wenn schon das Heraufschaffen der Geschütze auf den Ismail-Tepe außerordentlich schwierig erschien, so ergab die Erkundung der wegelosen, steilrandigen Ibrikdjeschlucht, daß der Versuch, hier im feindlichen Strichfeuer nachts einen Zug schwerer Feldhaubitzen vorzubringen, zweifellos scheitern würde. Aber was selbst deutsche Geschützführer wohl für unmöglich erklärt haben würden, gelang den Türken. Sie zeigten sich hier, wie bei zahlreichen späteren Gelegenheiten als Meister im Überwinden von Geländeschwierigkeiten. Die Geschütze kamen, ohne abzustürzen, wirklich vorn in Stellung, 5 km von den beiden Panzern entfernt; die Munition wurde von Mannschaften einzeln nach vorn getragen!

Am nächsten Morgen konnte das Feuer in der beabsichtigten Weise beginnen. Es kam den Engländern entschieden unerwartet. Als erste verschwanden die kleinen Motorboote und Pinassen, die sich längsseit in den Schutz der Panzer und Kreuzer legten. Dann begann es aus allen Schornsteinen mächtig zu qualmen, aber noch rührte sich keins der großen Schiffe. So konnte man sich denn bequem einschießen. Bald wurden auch auf mehreren Schiffen Treffer beobachtet, als sich das Bild da drüben änderte: überall blitzte es auf, gelblicher Rauch umlagerte die Schiffe, überall gingen Signale hoch, und die ganze Masse der Schiffe kam in Bewegung, erst die Transport- und Verpflegungsschiffe, als letzte die Panzer. Die ersteren räumten, von den Kreuzern und Zerstörern begleitet, die Suvla-Bucht und nahmen Kurs auf Imbros. Nur die beiden Panzer gingen in dem äußeren Teile der Bucht außerhalb des Wirkungsbereichs der türkischen Geschütze erneut vor Anker und feuerten weiter, während über den Batterien die englischen Flieger erschienen.

Abgesehen von dem materiellen Erfolge — gegen sämtliche unter Feuer genommenen Ziele waren dank der außerordentlich leichten Beobachtung Treffer erzielt worden —, war der moralische Erfolg ganz bedeutend. Die türkischen Infanteristen hatten die Vorgänge in der Suvla-Bucht, die sich zu ihren Füßen abspielten, mitbeobachtet, hatten gesehen, daß der Feind seine Truppenausschiffungen unterbrach und schleunigst die Bucht räumte und daß nur die beiden Panzer dablieben, aber selbst diese nach Verlegung ihrer Ankerplätze. Das hob ihre Stimmung und Zuversicht beträchtlich; und wenn auch am nächsten Morgen wieder einige der Kreuzer in der Suvla-Bucht lagen und auch ihr Feuer wieder aufnahmen, so war doch ihr Nimbus dahin, und nach einigen weiteren schweren

Kampftagen war die Lage schon so, daß dieser groß angelegte und sicherlich für die Türken sehr gefährliche Vorstoß der Engländer als im wesentlichen gescheitert angesehen werden konnte.

Artilleristisch war der Kampf der einen langen 8,8 cm-Kanonen-Batterie unter Hauptmann Knab mit deutschen Marineartilleristen besonders interessant. Diese Batterie stand frei und ohne jede Deckung — um Deckungen in dem Felsboden auszuheben, fehlte es an Zeit und Mitteln — dicht an einen Steilabfall des Ismail-Tepe vorgeschoben, so daß sie direkt richten konnte. Obwohl sich auf diese deutlich erkennbare Batterie ein wütendes Schiffsfeuer richtete, blieben ihre Verluste äußerst gering; und als schließlich die Engländer versuchten, mit Fliegerbeobachtung (die übrigens auch bei ihnen damals noch nicht so gut eingespielt war, wie später) diese dreiste Batterie zum Schweigen zu bringen, verschwand sie schleunigst, um an anderer Stelle wieder zu erscheinen.

Die englischen Schiffe einschließlich der beiden Panzer mieden auch weiterhin im allgemeinen den Wirkungsbereich der Landbatterien und liefen demzufolge auch tagsüber nicht mehr ihre Landungsbrücke bei Klein-Kemikli an, die die Batterien noch gerade erreichen konnten. Diese konnten sich also den Erfolg anrechnen, daß sie den weiteren Verkehr zwischen Flotte und Land erschwerten und verzögerten. Verhindern konnten sie ihn leider nicht, denn Scheinwerfer gab es nicht und den Luxus nächtlicher Streuschießen konnten sie sich in Rücksicht auf die knappe Munition nicht leisten.

Die Kriegsschiffe der Engländer beteiligten sich in den folgenden Monaten hauptsächlich dadurch an dem allgemeinen Kampf, daß sie die beiden offenen rechten Flügel der türkischen Armeegruppen vom Saros-Golf und von der hohen See aus flankierten, sowie dadurch, daß sie die englischen Landbatterien unterstützten. Soweit sich dieses Schiffsfeuer gegen hochgelegene Teile der türkischen Stellungen richtete, blieb der Erfolg auffallend gering; die meisten Granaten gingen entweder zu kurz und schlugen in die Felswände unterhalb der türkischen Infanteriestellungen ein, oder sausten weit darüber hinweg. Größere Verluste verursachte dagegen das Flankenfeuer der Schiffsgeschütze, und zwar namentlich auf dem rechten Flügel der Südgruppe, denn hier war das Gelände flacher und nicht so günstig, wie auf dem rechten Flügel der Anaforta-Gruppe, wo der hohe Keretsch-Tepe jäh in den Saros-Golf abfiel.

Kurz vor ihrem Abbauen, am 17. Dezember 1915, führten die Engländer mit Land- und Schiffsartillerie noch ein großes Schießen aus, das man anfangs für die Vorbereitung eines Großangriffs halten konnte, das in Wirklichkeit aber ein Demonstrationsschießen war, und am 20. Dezember, nach einer nebeligen Nacht, waren sie verschwunden, die Suvla-Bucht und die Ankerplätze der

Lazarettschiffe leer, nur einige Kreuzer und Zerstörer sandten vom offenen Meer her ihre groben Abschiedsgrüße herüber.

Wenige Wochen später, in der Nacht vom 9. zum 10. Januar 1916 bauten die verbündeten Engländer und Franzosen auch von Seddul Bahr ab und gaben damit den Gallipoli-Feldzug endgültig auf, und zwar hinsichtlich der Schiffsartillerie mit dem auffälligen Ergebnis, daß diese trotz ihrer großen Überlegenheit an Zahl und Art über die türkischen Landbatterien in dem allgemeinen Kampf doch nicht die ausschlaggebende Rolle gespielt hatte, die wohl englischerseits von ihr hatte erwartet werden können und türkischerseits anfangs befürchtet worden war.

Damit war es nun mit dem Traum der Engländer von der Stadt am Goldenen Horn aus. Aber die ganze Küste Kleinasiens lag ja offen vor ihnen. Besonders lockte sie dort schon lange das reiche Smyrna mit seinem herrlichen Hafen, das Hamburg der Türkei. Vor Smyrna waren sie schon einmal gewesen, und zwar bald nach der Kriegserklärung der Türkei, hatten die Stadt zur bedingungslosen Übergabe aufgefordert und eine hohe Summe angeboten. Nachdem dies von den Türken energisch abgelehnt worden war, hatten sie das Fort Jeni Kale beschossen und waren dann wieder abgedampft. Jetzt, Anfang 1916, kamen sie wieder. Aber ihre Aussichten, Smyrna in Besitz zu bekommen, hatten sich inzwischen insofern erheblich verschlechtert, als hier im Monat März Marschall Liman v. Sanders den Oberbefehl über das Küstengebiet Vorderasiens übernommen hatte, der sie eben erst zur Aufgabe des Gallipoli-Feldzuges gezwungen und damit einen Erfolg von ungeheurer Tragweite nicht nur für die Türkei, sondern für den ganzen Weltkrieg errungen hatte.

So trafen die Engländer auch hier überall auf einen ungeahnten Widerstand, dessen Kraftquelle nicht in den Kampfmitteln der Türken zu suchen war, sondern einzig und allein in der eisernen Willenskraft des deutschen Oberbefehlshabers, der auch dann noch die Verteidigung angriffsweise zu führen verstand, wenn andere kaum noch die Möglichkeit der reinen Abwehr sahen. Und wenn damals in Deutschland die Ansicht bestand, daß nach der Beendigung des Gallipoli-Feldzuges an der Mittelmeerküste der Türkei Ruhe und Frieden herrschte, so war diese Auffassung durchaus irrig. Im Gegenteil, es fanden in jenen Gebieten fortgesetzt erbitterte Kämpfe statt, denn die Engländer versuchten, sich an der Küste Anatoliens festzusetzen und dieses oder jenes begehrenswerte Stück davon überzuschlucken. Allerdings bissen sie dabei auf Granit.

Bei Smyrna aber richteten sie sich zunächst in aller Gemächlichkeit einen Flotten- und Fliegerstützpunkt in der Außenbucht der Smyrnaer Reede ein, und zwar auf der Insel Kösten, da sie wußten, daß in Smyrna von irgendwelchen Seestreitkräften nicht das Geringste vorhanden war. Sie stationierten dort zwei

8*

Monitore und mehrere Zerstörer, brachten Geschütze in Stellung, besetzten auch die übrigen kleinen Inseln der Bucht und legten Minen aus. Mit den schweren Geschützen ihrer Monitore beschossen sie die offene Stadt Urla, einen Ort von etwa 25000 Einwohnern, und Fischerdörfer am Rande der Bucht, nahmen ab und zu auch wieder das Fort Jeni Kale unter Feuer, wobei sie sich aber außerhalb des Schußbereichs jener gefährlichen 24 cm-Kanonen hielten.

Gegen diese Dreistigkeit der Engländer mußte seitens der Türken unbedingt etwas geschehen.

Aber was? Wie den schnellen Zerstörern, wie den Monitoren mit ihren 30 km Schußweite beikommen, wo sie doch nicht wie bei Gallipoli, gezwungen waren, dicht an Land heranzukommen? Kriegsschiffe oder gar U-Boote waren nicht vorhanden und auch nicht heranzubekommen. Es blieb vielmehr nur eine einzige Möglichkeit übrig, nämlich den Engländern mit der Artillerie zu Leibe zu gehen.

Zu diesem Zwecke wurde zunächst auf der äußersten Nordspitze der Konidja-Halbinsel eine Feldbatterie, und zur Unterstützung der Infanterie bei Abwehr eines Handstreichs eine Gebirgsbatterie, in Stellung gebracht.

Das Vorbringen der Feldbatterie auf der wegelosen, felsigen Konidja-Halbinsel war wieder eines jener Meisterstücke, wie es eben nur die Türken fertig bringen, von jeher an fast wegelose Gebirge gewöhnt. Auch hier mußte wieder die Nacht zum Vormarsch gewählt werden, denn die Engländer saßen auf den Inseln 2 km gegenüber und kamen außerdem mit ihren Zerstörern oft dicht an das Ufer heran. An manchen Stellen mußten die Geschütze über Felsen hinweggehoben werden, an anderen ging es streckenweise durch das Wasser — aber, trotz aller Schwierigkeiten — es ging.

In der nächsten Nacht richtete sich die Batterie, die unter dem Befehl eines Deutschen, des Oberleutnants Weiß, stand, auf der äußersten Nordspitze von Konidja ein und zwar wie immer, wenn es sich um Schießen gegen Schiffe handelte, offen und so, daß die Geschütze direkt richten konnten. Als am nächsten Morgen wieder zwei Motorboote, die die Verbindung zwischen den Inseln unterhielten, dicht bei Konidja vorbeifuhren, verjagte Oberleutnant Weiß die beiden Boote und beschädigte sie. Daraufhin erschien ein Monitor und legte sich mit aller Ruhe und Umständlichkeit gegenüber von Konidja vor Anker, um auf 4 km Entfernung die dreiste Batterie tot zu machen. Es entspann sich nun ein Artillerieduell zwischen dem Monitor mit seinen riesigen 24 cm-Kanonen und der Landbatterie mit ihren kleinen Feldgeschützen.

Die Batterie hatte richtigerweise solange gewartet, bis der Monitor Anker geworfen hatte, um ein leichteres Richten gegen das festliegende Ziel zu haben, und fast in demselben Augenblick fiel auf beiden Seiten der erste Schuß. Zwar setzt der Monitor

ein Geschütz außer Gefecht, dadurch daß ein großes Granatstück einen Lafettenschwanz zerschlägt, er selber aber wird in Brand geschossen, muß schleunigst die Anker lichten und machen, daß er fortkommt. Anscheinend hat er aber auch Maschinendefekt, denn er quält sich nur mühsam vorwärts, obwohl ihm die kleinen Granaten immer noch empfindlich zusetzen. Sein Feuer hat er längst eingestellt. Er hat wohl zu viel mit dem Löschen des Brandes zu tun. Statt dessen fängt er an eifrigst zu signalisieren. Endlich kommt ein Zerstörer mit dicker, schwarzer Rauchfahne angebraust und befreit ihn aus seiner üblen Lage: er schleppt den stolzen Monitor in recht kläglichem Zustande nach Mytilene!

Diesen Ausgang des Kampfes hatten die Engländer entschieden nicht erwartet, — wir allerdings auch nicht!

In weiteren Gefechten zwangen zwar die Zerstörer die Batterie zu wiederholten Stellungswechseln, und auch die englischen Flieger, die seit dem August 1915 erheblich zugelernt hatten und durchaus nicht mehr so harmlos waren, wie damals noch, erschienen häufig über der Batterie, um ihren Segen von oben dazu zu geben, doch gelang es den Engländern nicht, die Batterie von der Nordspitze Konidjas zu vertreiben.

Inzwischen wurde eifrigst mit Steinbrecher und Sprengung an den schwierigsten Stellen des Anmarschweges gearbeitet, so daß bald eine zweite Feldbatterie und eine österreichische schwere Haubitzbatterie auf der Nordspitze von Konidja in Stellung gebracht werden konnten. Die Haubitzbatterie hatte moderne 15 cm-Schnellfeuer-Geschütze, die etwa unseren deutschen schweren Feldhaubitzen Konstruktion 1913 entsprachen. Endlich gab es nun auch in der Türkei einige neuzeitliche Batterien, denn seit Januar 1916 war durch die Balkanbahn die Verbindung mit Deutschland und Österreich hergestellt und damit die kritische Lage, in der sich die Türkei bis dahin durch ihre Abgeschlossenheit und durch den Mangel einer eigenen Industrie befunden hatte, erheblich günstiger gestaltet.

Zwischen diesen Batterien und den englischen Schiffen, die durch Landbatterien von Tholos her unterstützt wurden, kam es zu hartnäckigen Kämpfen, die schließlich damit endeten, daß die Engländer den vorzüglichen Hafen von Tholos räumten und sich nach einem weit weniger günstigen Ankerplatz an der Nordwestspitze der Insel Köften zurückzogen, wo auch ihr Flugzeugschuppen stand. Wenn sie sich jetzt auch tagsüber mehr außerhalb des Schußbereichs der Geschütze auf Konidja hielten, so kamen sie doch des Nachts oft plötzlich dicht an die Halbinsel heran und überschütteten sie aus nächster Nähe mit Feuer, um dann wieder im Dunkel der Nacht zu verschwinden. Auch sperrten sie mit ihren Zerstörern die Bucht sowohl gegen die offene See, wie nach Smyrna zu systematisch ab, anscheinend wohl aus Furcht vor deutschen U-Booten. Die aber hatten anderweitig zu tun und kamen nicht nach Smyrna.

Mittlerweile war auch östlich von Köſten, deſſen Oſtufer noch gerade erreicht werden konnte, eine Batterie lange 12 cm-Kanonen auf den Udſch Tepeler in Stellung gebracht worden und ſperrte den Monitoren den Weg öſtlich an Köſten vorbei. Gerade an dem Tage, als die Batterie eintraf und eben ein Geſchütz feuerbereit war, kamen die beiden Monitore, voraus wie immer, ein Motorboot als Minenſuchboot und Sicherung gegen U-Boote, in langſamer Fahrt mit ſüdlichem Kurs angefahren. Auch hier trat wieder ſo recht augenfällig in Erſcheinung, wie außerordentlich empfindlich die Schiffe gegen das Feuer der Landbatterien waren: kaum ſchlugen die erſten Granaten in ihrer Nähe ein, als ſie auch ſchon abdrehten und eilends nordwärts zurückfuhren. Sie nahmen ſich nicht einmal Zeit, die neu aufgetretene feindliche Batterie zu erkunden, ſondern entſandten zu dieſem Zweck erſt am folgenden Tage ihre Flieger. In den weiteren Kämpfen mit dieſer Batterie gelang es den Monitoren, durch einen Zufallstreffer ein Geſchütz vollſtändig zu zertrümmern; es blieb dies aber in den vielen hundert Schießen, die ſich auf Gallipoli und an der Küſte Kleinaſiens abſpielten, der einzige Fall.

Die Zerſtörer kümmerten ſich im Vertrauen auf ihre Schnelligkeit weniger um dieſe Batterie auf den Udſch Tepeler als die Monitore, ſondern jagten oft, ſich dicht unter Köſten haltend, durch den öſtlichen Meeresarm hindurch. Es zeigte ſich hier eben der Hauptnachteil des Landgeſchützes, das keine Einrichtungen beſaß, um gegen Ziele mit Geſchwindigkeiten von 30 bis 40 Seemeilen ſchießen zu können.

Türkiſcherſeits half man ſich aber auch hier wieder aus. Es galt vor allem, während des Ladens und des Nehmens der Höhenrichtung nicht das Richten nach der Seite zu unterbrechen, ſondern dem Schiff bis zum Moment des Abfeuerns dauernd zu folgen, um eine große Auswanderung des Zieles nach der Seite zu vermeiden. Es mußte alſo durch Anbringung eines Lafettenviſiers und eines Erhöhungsbogens eine unabhängige Viſierlinie einfachſter Art geſchaffen werden.

Zu dieſem Zweck begab ich mich zu dem Kommandeur der militäriſchen Fabrik in Smyrna, einem ebenſo liebenswürdigen wie beleibten türkiſchen Stabsoffizier. Mit großer Bereitwilligkeit verſprach der auch, unſere Wünſche ſchnellſtens zu erledigen, und nahm die Konſtruktionszeichnungen, die einer meiner prächtigen deutſchen Unteroffiziere, von Beruf Ingenieur, angefertigt hatte, an ſich. Nach der üblichen Zigarette und Taſſe Kaffee à la Turka empfahl ich mich in der beſtimmten Hoffnung, den dicken Herrn von der Dringlichkeit der Sache und ihrer Bedeutung für Smyrna überzeugt zu haben. Bald aber ſtiegen leiſe Zweifel in mir auf, ob er mich überhaupt recht verſtanden hätte. Man verſuche auch mal auf türkiſch jemanden die Vorzüge der unabhängigen Viſierlinie klar zu machen! Da ver-

sagt das beste Lexikon. Das ausgesprochene Dinerprofil jenes türkischen Stabsoffiziers und seine allzugroße Bereitwilligkeit verstärkten meine Bedenken; ich hatte in dieser Beziehung bereits schlimme Erfahrungen zu verzeichnen. Sobald ich nach Verlauf einiger Tage konnte, ging ich daher wieder hin. Derselbe liebenswürdige Empfang, derselbe vorzügliche Kaffee, aber — angefangen war noch nichts, dafür aber unsere schöne Zeichnung verkramt!

Glücklicherweise fand sich in der Fabrik dann ein gewandter, türkischer Hauptmann, der mehrere Jahre auf englischen Werften kommandiert gewesen war; der führte schnell und geschickt die kleine Konstruktion aus, die sich beim Schießen gut bewährte.

Noch aber saßen die Engländer auf Kösten fest; ihre Flieger bombardierten Smyrna, ihre Monitore beschossen weiter die Küstendörfer, ohne daß die Artillerie auf Konidja und auf den Udsch Tepeler dies verhindern konnte. Wollte man die Engländer ganz von Kösten vertreiben, so war es nötig, ihren Ankerplatz und ihren Flugplatz an der Nordwestspitze der Insel selber unter Feuer zu nehmen.

Die Engländer wußten aber sehr wohl, daß dies nur von Kara Burun aus möglich war — denn alles andere lag zu weit ab —, daß aber das steile wegelose Felsengebirge der Halbinsel, das stellenweise bis zu 1200 m schroff aus dem Meer aufsteigt, einen Transport von Geschützen ausschloß. Der Verkehr der wenigen Fischerdörfer auf der Halbinsel vollzog sich im wesentlichen mit Segelbooten über See; am Lande verband die Dörfer nur ein schmaler Saumpfad, der selbst den Transport von Gebirgsgeschützen schon äußerst schwierig machte.

Auf dem Landwege war es also tatsächlich unmöglich, Geschütze nach Kara Burun zu bringen, um von dort aus die Engländer auf Kösten zu erreichen. Es blieb vielmehr nur übrig, daß man versuchte, sich nachts zwischen den Inseln und den englischen Zerstörern hindurchzuschleichen und die Geschütze *auf dem Seewege* nach Kara Burun zu bringen. Die türkischen höheren Führer schüttelten zwar bedenklich die Köpfe, da aber der Oberbefehlshaber, Marschall Liman v. Sanders, den Plan billigte, in Anbetracht der Wichtigkeit, die der Besitz von Kösten für den Schutz Smyrnas bedeutete, so wurde unverzüglich an seine Ausführung gegangen.

Mein Plan beruhte darauf, daß die Engländer den Türken so etwas nicht zutrauten und sich auf ihren Inseln allzu sicher fühlten. Schwierig war besonders die Geheimhaltung, da es in Smyrna von englischen, amerikanischen und griechischen Spionen wimmelte. Es mußte daher zu allen erdenklichen Listen und Mitteln gegriffen werden. Bis zum nächsten Neumond war aber alles fertig, und am Abend des 3. Mai 1916 fuhr ich mit zwei Schleppzügen von Smyrna ab, um die bei Urla Iskele versteckten Geschütze und Munition aufzuladen und dann nach Kara Burun zu fahren, wo in einer durch

hohe Berge gedeckten Bucht alles für die Landung und das Instellungbringen der Geschütze vorbereitet war.

Der Anfang der Fahrt war nicht gerade vielversprechend. Zunächst erschienen zwei englische Flieger, die Smyrna bombardierten und die das Auslaufen der Dampfer aus dem Innenhafen Smyrnas verzögerten. Infolgedessen mußte die eigene Minensperre im Dunkeln passiert werden, wobei ein Schleppdampfer auf einen Felsen rannte und erst mit großer Mühe und viel Zeitverlust flottgemacht werden mußte. Dann verging wieder kostbare Zeit, um die Hafeneinfahrt von Urla Iskele in der Dunkelheit zu finden, und Licht durfte angesichts des Feindes unter keinen Umständen gezeigt werden. Zu allem Übel machten die Engländer, als gerade verladen werden sollte, wieder einen ihrer üblichen Feuerüberfälle auf die Nordspitze von Konidja, die wir, wenn alles geklappt hätte, gerade um diese Zeit passieren mußten. Das erweckte bei vielen die nicht ganz unberechtigte Vermutung, daß doch wohl die ganze Sache verraten sei, und hob nicht gerade das Vertrauen auf das Gelingen der Unternehmung. Infolge des großen Zeitverlustes mußte ich die Weiterfahrt auf die nächste Nacht verschieben, zumal auch die alten hölzernen Schleppdampfer mit den großen, schweren Prähmen noch viel langsamer vorwärtskamen, als wir angenommen hatten. Durch alles dies war es unmöglich geworden, Kara Burun noch vor Tagesanbruch zu erreichen. Dampfer, Prähme und Geschütze wurden daher versteckt und maskiert, die Schornsteine der Dampfer umgelegt.

Am nächsten Tage herrschte starker Wind, die See ging hoch. Als dann nach Einbruch der Dunkelheit alles verladen war und die Fahrt fortgesetzt wurde, sprang einer der schwer beladenen Prähme leck und drohte dadurch noch das ganze Unternehmen zum Scheitern zu bringen. Es gelang aber durch Schöpfen auf Leben und Tod, im wahren Sinne des Worts, den Prahm über Wasser zu halten, bis wir unter den Schutz des Kara Burun-Gebirges und damit in ruhigeres Wasser kamen. Da die Kompasse der Dampfer völlig versagten, verloren wir die Richtung und steuerten schließlich auf gut Glück ein Licht an, das ganz rechts von uns am Lande auftauchte, in der Hoffnung, dort Menschen zu finden, die uns Bescheid sagen und helfen könnten, die Schleppzüge am nächsten Tage hinter Felsen zu verstecken. Dann hofften wir, in der nächsten Nacht unser Ziel endlich zu erreichen. Zu unserer Überraschung stellte sich aber heraus, daß das auf die große Entfernung uns weiß erschienene Licht ein rotes und ein grünes *auf unserem Landungssteg* waren, die ich zu unserer Orientierung dort hatte anbringen lassen; soweit waren wir nach links abgekommen!

Am 5. Mai gegen 3 Uhr morgens wurde in aller Eile entladen, dann ein Schleppdampfer hinter einer kleinen Insel weiter südlich, der andere und die Prähme an Felsen in der Bucht selber

versteckt, alles mit Zeltbahnen und Stangen so maskiert, daß sie von oben das Aussehen von Felsen gewannen. Auch von dem kleinen Landungssteg ragte nur der Kopf aus dem Wasser, so daß er von den Fliegern nicht als Steg erkannt werden konnte. Diese Vorsicht war dringend geboten, denn die Flieger der Engländer kamen in den letzten Tagen oft über Kara Burun bis 100 m und tiefer herunter und erkundeten unheimlich genau. So ganz hatten sich die Arbeits- und Sicherungstruppen der Infanterie, die auf mühseligem Landmarsch dorthin vorausgeschickt waren, doch nicht verbergen lassen. An diesem Morgen aber konnten die englischen Flieger, als sie bald nach dem Entladen erschienen, nichts Auffälliges entdecken.

Am 6. Mai 2 Uhr morgens meldeten die Batterien Feuerbereitschaft. Auch diesmal war es durchaus keine besonders imponierende artilleristische Feuerkraft, die in Tätigkeit gesetzt wurde. Die Geschützzahl hatte im Gegenteil in Rücksicht auf die Schwierigkeiten des Transports und die Unsicherheit des Gelingens auf das Mindestmaß beschränkt werden müssen. Nur 2 Feldgeschütze, 2 österreichische 15 cm-Haubitzen und 2 lange 12 cm-Kanonen standen für den bevorstehenden Kampf zur Verfügung, da die vorausgesandte Gebirgsbatterie hierfür nicht in Betracht kam.

Die beiden Monitore lagen ahnungslos in aller Ruhe bei Köşten vor Anker, und gerade lief sie ein von draußen kommender Zerstörer an, vermutlich wohl, um dem Geschwaderchef, dessen Flagge auf dem einen Monitor wehte, die Morgenmeldung zu bringen: „Vom Feinde nichts Neues!", als unser Feuerüberfall von Kara Burun aus einsetzte, während gleichzeitig die Konidja-Gruppe die englischen Infanterie- und Artilleriestellungen bei Cholos mit Trommelfeuer belegte.

Die Überraschung war vollständig. Man sah die Engländer an Deck hin- und herrennen und an die Türme stürzen, sah, wie sie die Türme mit den langen Rohren bald hierhin, bald dorthin drehten und ein planloses Feuer eröffneten, während der Zerstörer zunächst davonjagte, dann Kehrt machte und wieder fortstürmte — vollständige Verwirrung! Während dessen blieben die türkischen Batterien in ruhigem, gezieltem Feuer. Gegen den einen Monitor war bereits ein Treffer erreicht worden, und dicker Rauch quoll aus seinem Vorschiff empor. Diesem Monitor gelang es aber, wenn auch beschädigt, sich dem Feuer der türkischen Batterien zu entziehen. Der Monitor M 30 dagegen wurde bald darauf von der Haubitzbatterie sehr gründlich gefaßt: eine Granate durchschlug sein Deck und brachte seine Munitionskammer zur Detonation. Eine rote Feuersäule schlug empor, und das ganze Hinterschiff klappte nach vorne über. Brennend trieb der Monitor an den Strand von Köşten.

Daraufhin ließen sich bei Tage keine englischen Schiffe mehr bei Kösten sehen, während die Flieger zunächst noch dort blieben, bis auch ihnen das Artilleriefeuer von Kara Burun zu lästig wurde und sie gleichfalls zwang, die Insel zu verlassen. Bedauerlich war auch hier wieder, daß wir keine Scheinwerfer besaßen, denn ohne diese konnte die Artillerie nicht verhindern, daß die Engländer nachts Kösten auch noch weiterhin anliefen. Wenn auch die Türken sofort alles veranlaßten, um möglichst bald Infanterie nach Kösten zu werfen und die Insel zu besetzen, so verging doch viel Zeit, ehe die Vorbereitungen hierzu getroffen waren. Auch jetzt war wieder die Geheimhaltung besonders schwierig und machte so umständliche Maßnahmen notwendig, daß fast vier Wochen vergingen, ehe Infanterie nach Kösten übergesetzt werden konnte. Als wir dann endlich am 3. Juni auf der Insel landeten, waren die Engländer von dort leider bereits verschwunden; der tadellos gebaute Fliegerschuppen und die Reste von zwei zertrümmerten Flugzeugen waren alles, was wir von ihnen auf der Insel vorfanden. Am Strande aber lag das Wrack des Monitors, in dessen verbogenen Spanten und Eisengewirr noch einige verweste Leichen eingeklemmt hingen.

Von den Türken wurde Kösten nun sofort befestigt und eine Minensperre gegen etwaige nochmalige Vorstöße der Engländer ausgelegt. Diese aber blieben fortab auf Mytilene und ließen ihre Zerstörer außerhalb der Bucht von Smyrna kreuzen. Dagegen begann sich andererseits die deutsche Marine für Kösten zu interessieren, denn die Bucht von Tholos war ein U-Boot-Hafen, wie er nicht besser zu denken war.

Gleichzeitig mit diesen Kämpfen um Kösten spielten sich andere an der Küste zwischen türkischen Landbatterien und englischen Schiffen ab, deren Feuer aber gegen die offen stehenden Geschütze gewöhnlich ohne jeden Erfolg blieb.

Es ist für jemand, der türkische Verhältnisse nicht kennt, nicht ganz einfach, sich einen Begriff von den Schwierigkeiten zu machen, die der Transport dieser Geschütze, namentlich der schweren Flachbahngeschütze, verursachte.

Nur in Konstantinopel waren die erforderlichen Maschinen zum Bewegen und Heben der großen Gewichte vorhanden, sonst nirgends, weder auf den Auslade-Bahnhöfen, die meist nur irgend welche kleine Stationen waren, noch auf den Anlegeplätzen der Schiffe, die nur die allernotwendigsten behelfsmäßigen Einrichtungen enthielten. Da für den Seetransport Dampfer und größere Schiffe wegen der U-Bootgefahr nicht verwandt werden konnten, mußten auch die schweren Geschütze in Kuttern und Barken verladen werden. An den Ausladeplätzen wie z. B. in Akbasch, dem Hauptetappenort der Gallipoli-Armee, waren weder Winden, noch Kräne oder Flaschenzüge vorhanden. Die behelfsmäßig hergestellten Landungsstege waren nicht für derartig große Gewichte berechnet;



ebensowenig waren es die Brücken. Ehe man also an das Ausladen selber ging, mußten umständliche und zeitraubende Verstärkungsarbeiten vorgenommen werden, was bei dem Mangel an Holz und Eisen auch wieder nicht so ganz einfach war. So kam es denn doch hin und wieder vor, daß unter der Last eines Geschützes eine Brücke einstürzte und das Geschütz nun erst wieder aus der Tiefe herausgehoben werden mußte, und zwar auch wieder ohne Hebemaschinen. Als einziges Mittel wurden hier, wie auf den Bahnhöfen beim Entladen aus den Eisenbahnwagen und auf den Landungsplätzen aus den Barken und Kuttern umständliche und zeitraubende Unterklotzungen verwandt, bei denen durch immer erneutes Eintreiben von Keilen die Last zentimeterweise gehoben wurde. Dabei erforderten diese Unterklotzungen ganz besondere Übung und ganz besondere Kenntnisse, so daß nur wenige Türken sie herzustellen verstanden. Auch konnten die deutschen Unteroffiziere den türkischen Kameraden bei dieser Arbeit nicht wesentlich helfen, da sie durch Rohrwagen und andere neuzeitliche Hilfsmittel zu sehr verwöhnt waren.

Und dann der Marsch in die Feuerstellung!

Wo in Kleinasien Straßen vorhanden waren, waren sie in schlechtem Zustand, mit erheblichen Steigungen und steilen Kurven. Dazu kamen die großen Entfernungen von den Entladeplätzen bis zur Feuerstellung, die oft 100 km und mehr betrugen. Diese großen Strecken mußten die schweren Geschütze fast ausschließlich durch Mannschaften Schritt für Schritt und oft in glühender Hitze bei wenig Essen und wenig Trinkwasser gezogen werden, denn die Büffel, soweit solche überhaupt zum Transport zur Verfügung gestellt werden konnten, versagten meist bald aus Mangel an Futter den Dienst. Daß die Türken diese mühevolle Arbeit, bei der es leider nicht ohne Knochenbrüche und ähnliche Verletzungen abging, trotz der nach unseren Begriffen völlig unzulänglichen Kost so unverdrossen verrichteten, erregte oft unsere Bewunderung. Dabei saßen sie abends ganz zufrieden bei der „Karawana" (Abendessen), die leider nur zu oft aus einer Hand voll Oliven und einem Stück hartem Schwarzbrot bestand, in Kreisen zu 10 bis 15 Mann, die Beine untereinander geschlagen, und sangen ihre eintönigen Lieder. Nach kurzer Nachtruhe, gewöhnlich ohne Zelte, ohne Decken, ging es am nächsten Morgen schon früh wieder an die schwere Tagesarbeit, bei der es oft nur meterweise vorwärts ging. Wenn dann nach einem Regenguß der ganze Wagen mit dem schweren Rohr mitten auf dem aufgeweichten Wege stecken blieb und die Räder allmählich immer tiefer und tiefer einsanken, und man dagegen an die Leichtigkeit und Schnelligkeit dachte, mit der unsere berühmte dicke Berta vor Lüttich, Namur und Maubeuge in Stellung ging, wie die prächtigen österreichischen 30 cm-Haubitzen mit Motorzug die guten Chausseen Belgiens entlang fuhren, dann konnte man

leicht verzagen und meinen, man würde die weit entfernte Feuerstellung nie erreichen. Aber mit einer Geduld, deren der Abendländer kaum fähig ist, begannen die Türken immer wieder ihre mühseligen Arbeiten, schleppten Bohlen und Balken herbei und brachten nach einigen Stunden Aufenthalt das Fahrzeug doch wieder heraus und vorwärts. Wie stolz waren sie dann aber auch, wenn sie endlich ihr Geschütz in die ersehnte Feuerstellung gebracht hatten und ihr Geschützführer Feuerbereitschaft melden konnte!

Von den vielen schwierigen Märschen dieser Art, die meist deutsche Offiziere leiteten und sich dabei große Verdienste erwarben, wie unter anderen die Oberleutnants Diesinger, Weiß und Wehrle, ist besonders die Unternehmung eines deutschen schweren Feldhaubitzzuges gegen die von Franzosen und Italienern besetzte Insel Meis an der Südküste Kleinasiens im Dezember 1916 erwähnenswert, weil hierbei wohl das Bedeutendste geleistet wurde, was in dem ganzen Kriege mit schweren Feldhaubitzen im Überwinden von Geländeschwierigkeiten geleistet worden ist. Der Haubitzzug unter dem Befehl des deutschen Hauptmanns Ittmann (in Palästina später gefallen) hatte ein völlig unzugängliches und wegeloses Gebirge, das bis über 3000 m ansteigt, auf Saumpfaden von 50 km Länge zu überwinden, noch dazu im Winter und unter ausnahmsweise ungünstigen Witterungsverhältnissen, und brachte dies selbst von den Türken für kaum möglich gehaltene Wagnis fertig.

Der Zweck des Unternehmens war die Bekämpfung der bei Meis liegenden Kriegs- und Transportschiffe und die Zerstörung militärischer Anlagen auf der Insel. Es glückte auch, ein Flugzeugmutterschiff zu versenken, mehrere Torpedoboote und Transportschiffe zu beschädigen und die beiden Funkenstationen zu zerstören. Der Versuch, den artilleristischen Erfolg zu erweitern und auf der Insel zu landen, scheiterte indessen an der Wachsamkeit der französisch-italienischen Besatzung. Jedenfallls war die Marschleistung des Haubitzzuges ganz außergewöhnlich, wenn sie auch nur der voll zu würdigen versteht, der jene Gebirge mit eigenen Augen gesehen hat.

Der Erfolg aller dieser größeren und kleineren artilleristischen Unternehmungen, das Auftreten selbst schwerer Geschütze an Stellen der Küste, die bisher als unzugänglich galten und dem Gegner dementsprechend bezeichnet waren, zeigte sich denn auch bald in dem Verhalten seiner Schiffe. Während früher namentlich die Engländer dicht unter Land in den türkischen Gewässern herumfuhren, wurden sie jetzt äußerst vorsichtig, so vorsichtig, daß es schon besonderer Lockmittel bedurfte, um sie zu veranlassen, sich zum Kampf mit den Landgeschützen zu stellen.

So wurde zu diesem Zweck am 4. Juli 1917 die englische drahtlose Großstation auf der Insel Tenedos durch eine lange 12 cm-



Kanone, die am Strande südlich des alten Troja stand, zerstört und ihr Hauptmast umgeschossen. Tags darauf erschienen auch wirklich ein Panzerkreuzer der Juno-Klasse, mehrere Zerstörer und ein Monitor, der aber vorzog, außerhalb unseres Schußbereichs bei Tenedos zu bleiben. Seine 35 cm-Kanonen eröffneten das Feuer mit Fliegerbeobachtung gegen unsere Hauptbeobachtungsstelle, wurden aber sehr bald durch unsern schneidigen Kampfflieger, Leutnant Kroneis, darin gestört, so daß irgend welche Wirkung nicht erreicht wurde. Auf türkischer Seite standen eine österreichische 15 cm-Haubitzbatterie und eine 12 cm-Gebirgs-Haubitzbatterie, beide neuester Konstruktion, auf der Lauer, die Geschütze offen und zum direkten Richten dicht an die Steilabfälle der Küste vorgeschoben. Der Panzerkreuzer lief in das Schußfeld der Gebirgshaubitzen, das Gefecht begann; bald überschüttete der Kreuzer die Batterie mit den Breitseiten seiner 15 cm-Schnellfeuer-Kanonen, aber wieder dasselbe Bild: ein Teil der Granaten ging zu kurz und krepierte im Wasser, die Mehrzahl aber flog weit über die Batterie hinweg, die Wirkung war — ein Mann verwundet!

Leider glückte dem türkischen Batterie-Führer das Einschießen diesmal nicht schnell genug; als aber seine Granaten nahe bei dem Panzer einschlugen und zwei derselben auf seinem Deck krepierten, drehte er sofort ab, lief feuernd außer Schußbereich und verschwand auf Nimmerwiedersehen am Horizont, so daß zum allgemeinen Bedauern die 15 cm-Batterie nicht mehr gegen ihn zu Schuß kam. Die Zerstörer folgten dem Kreuzer nach kurzer Zeit, der Monitor erst nach einigen Tagen, nachdem er noch einige Fliegerschießen durchzuführen versucht hatte, die aber ebenso, wie sein erstes Schießen dank des Eingreifens unserer wenigen aber unermüdlichen deutschen Flieger abgebrochen werden mußten und daher ebenfalls zu keinem Ergebnis führten.

Das Endziel aller dieser Kämpfe gegen die feindlichen Schiffe, das der Oberbefehlshaber, Marschall Liman v. Sanders, trotz aller Hindernisse und Schwierigkeiten und trotz des Fehlens geeigneter Kampfmittel unablässig verfolgt hatte, das war in ausdauernder, monatelanger Arbeit nunmehr endlich erreicht: die Beschießungen der offenen Ortschaften an der Küste Kleinasiens hörten vom Sommer 1917 so gut wie ganz auf, auch die Bandenunternehmungen von den griechischen Inseln aus, die von den feindlichen Schiffen unterstützt wurden, wurden immer mehr beschränkt; vor allem aber war den Engländern der Plan vereitelt worden, sich so nebenbei und ohne große Anstrengungen und Opfer an der kleinasiatischen Küste festzusetzen; es war ihnen klar gemacht worden, daß zur Verwirklichung einer solchen Absicht doch größere Kräfte nötig wären und daß es auch dann nicht ohne ernste Kämpfe abgehen würde,

Wenn man nun aus diesen Kämpfen, die die Landbatterien mit ihren äußerst beschränkten Mitteln auf Gallipoli an der kleinasiatischen

Küste gegen die neuzeitliche und mit allen erdenklichen Hilfsmitteln ausgestattete Schiffsartillerie führte, die Folgerungen zieht und das Ergebnis betrachtet, so zeigt sich zunächst als auffallendste Erscheinung die große Empfindlichkeit der Kriegsschiffe gegen das türkische Artilleriefeuer. Man kann es wohl verstehen, wenn ungepanzerte Fahrzeuge sich schwerem Flachfeuer zu entziehen suchen und wenn Panzerschiffe sich nicht gern schwerem Steilfeuer aussetzen. Daß aber Feldgeschütze und ähnliche leichte Kaliber eine derartige Wirkung haben würden, wie es tatsächlich der Fall war, und daß gewöhnliche 12 und 15 cm-Steilfeuergranaten genügen würden, um selbst Panzerschiffe zu veranlassen, den Schußbereich dieser Steilfeuerbatterien dauernd zu meiden, das war doch mehr, als man zu erwarten berechtigt war. Es scheint doch so, als ob die vielen Aufbauten an Deck, die gerade die lebenswichtigsten Teile des ganzen Schiffskörpers enthalten, weit empfindlicher waren, als man im allgemeinen anzunehmen pflegte, und als ob ferner die Deckpanzerung doch nicht so ganz ihren Zweck erfüllte. Möglich ist aber auch, daß noch andere Gründe für diese große Empfindlichkeit vorlagen, über die vielleicht später englische Veröffentlichungen Aufschluß geben werden. Daß die Schiffe durch Granattreffer so leicht in Brand gerieten, ist demgegenüber ja schon eine Erfahrung früherer Seegefechte. In den vorliegenden Fällen handelte es sich außerdem mehr um Transportschiffe, bei denen wohl der Hauptgrund in der Ladung zu suchen war.

Eine weitere recht auffällige Erscheinung ist das beiderseitige Treffergebnis, zumal wenn man das artilleristische Kräfteverhältnis auf englischer und auf türkischer Seite dabei bedenkt. Hier trafen aber verschiedene Umstände zusammen, die einen gewissen Ausgleich zugunsten der Türken herbeiführten, sonst wäre auch wohl das Gesamtergebnis anders gewesen. Zunächst war es für die Schiffe erschwerend, daß ihre Treffsicherheit erheblich geringer war, wenn sie in Fahrt schossen, als wenn sie abgestoppt oder vor Anker liegend feuerten. Das kam natürlich umgekehrt den türkischen Landbatterien ganz besonders zugute, denn damit fiel ihr schwächster Punkt, nämlich der Mangel an Sondereinrichtungen zum Schießen gegen schnell bewegliche Ziele, von selbst fort. Ist ferner schon an sich selbst vom festliegenden Schiff aus das Schießen gegen eine Landbatterie sehr viel schwieriger, als umgekehrt, so fanden die Engländer vor Gallipoli und Kleinasien noch ganz besonders ungünstige Verhältnisse vor, da die Küstengebirge der Schiffsartillerie das Schießen außerordentlich erschwerten. Die türkischen Flachfeuerbatterien standen zwar stets offen da, aber immer sehr hoch und immer dicht an den Rand eines Steilabfalls vorgeschoben. Das machte es den langen Schiffsgeschützen mit ihren gestreckten Flugbahnen fast unmöglich, sie zu treffen, denn nur ein Schuß in der Batterie selbst hatte Wirkung, jeder Kurzschuß war ebenso wirkungs-

los, wie jeder Weitschuß, da die große Endgeschwindigkeit die ganze Splitterwirkung nach rückwärts aufhob. Ich entsinne mich eines Falls, daß bei der langen 12 cm-Kanone am Ismail-Tepe eine 21 cm-Schiffsgranate den Geschützführer, der zufällig etwas hinter dem Geschütz stand, aus der Bedienung herausriß, dann etwa 20 Schritt weiter krepierte, ohne daß nur einer von uns anderen durch Splitter verletzt wurde. War aber an einer Stelle das Gelände nicht ganz so günstig und wurde ausnahmsweise das Feuer der Schiffskanonen den türkischen Batterien wirklich unangenehm, so machten diese schnell von ihrer Beweglichkeit Gebrauch und gingen in eine neue Stellung. Ebenso erging es der Schiffsartillerie gegen die Steilfeuerbatterien, soweit diese aus offener Stellung schossen. Standen sie aber verdeckt, so bot sich ihnen in den zahlreichen steilen Schluchten der Gebirge ein so vorzüglicher Schutz, daß die langen Schiffskanonen dagegen gar nichts ausrichten konnten; diesen Batterien waren, abgesehen von den Fliegern, nur die feindlichen Steilfeuerbatterien gefährlich, die an Land standen, sonst nichts.

Für die Türken kam es also nur darauf an, den gewichtigen Vorteil, den das Gebirge bot, richtig auszunützen, und das geschah natürlich. Allerdings galt es hierbei, zunächst die Scheu mancher türkischer Artillerieführer zu überwinden, sich da so oben auf einer Höhe offen und frei den riesigen Schiffsgeschützen gegenüberzustellen; namentlich die Führer von Steilfeuerbatterien wollten gar nicht recht heran. Ein solches Ansinnen, die Haubitzen oben auf einen Berg zu stellen, schien ihnen zu ungeheuerlich. Später jedoch gaben sie sich zufrieden, als sie sahen, daß ihnen die Schiffskanonen nicht recht etwas anhaben konnten, während sie selber ein leichtes und einfaches Schießen hatten.

Selbstverständlich wäre es falsch, aus diesen Verhältnissen folgern zu wollen, daß dann wohl Küstengeschütze ganz überflüssig wären, oder doch wenigstens unter ähnlich günstigen Geländeverhältnissen durch die sehr viel billigeren Landbatterien ersetzt werden könnten. Im Gegenteil, sobald es die Umstände gestatteten und soweit nur irgend Küsten- oder Schiffsgeschütze verfügbar wurden, wurden sie auch auf Gallipoli und an der kleinasiatischen Küste eingebaut; denn einen vollwertigen Ersatz werden Landgeschütze niemals bilden. Zum unmittelbaren Schutz dieser Batterien und zur Abwehr von Landungen wurden kleine Schnelladegeschütze und andere leichte Geschütze aller Art möglichst zahlreich in Stellung gebracht, eine Maßnahme, die sich gegen die Einfälle der Räuberbanden von den griechischen Inseln sehr bewährte. Auf diese Weise wurde allmählich wenigstens an den wichtigsten Teilen der ausgedehnten türkischen Mittelmeerküste doch ein einigermaßen wirksamer Küstenschutz erreicht.

Wir Deutschen befinden uns jetzt in einer ähnlichen Lage, wie damals die Türken. Auch wir stehen jetzt da ohne schwere Artillerie,

ohne Flieger, ohne Flotte, der Willkür unserer Feinde preisgegeben, und selbst von alten Soldaten hört man sagen: „Wie soll es uns je gelingen, entwaffnet, wie wir sind, das Joch der Fremdherrschaft wieder abzuschütteln?" Solche Klagen sind verständlich, doch kommen wir damit nicht weiter. Nehmen wir uns lieber an den Türken von damals ein Beispiel! Wenn es den Türken gelang, ohne genügend Gewehre, mit Geschützen, die sie sich aus dem Museum holten, bei äußerstem Mangel an Infanterie- und Artilleriemunition, ohne Flieger und sonstige moderne Hilfsmittel, monatelang dem in jeder Beziehung weit überlegenen und best ausgerüsteten Heere der Welt siegreich standzuhalten, wenn es ihnen gelang, mit zwei morschen Schleppdampfern englische Monitore und Zerstörer aus der Bucht von Smyrna zu verjagen und mit ihren minderwertigen Geschützen die englische Flagge zu zwingen, die türkischen Hoheitsgewässer zu meiden, wenn das den Türken gelang — so liegt darin für uns eine ernste Mahnung!



Deutsche Gebirgsartillerie.

Von Hauptmann Günther Rüdel,
damals Führer der Bayerischen Gebirgs-Kanonen-Batterie Nr. 8.

Auf dem dicht bewaldeten Kamm der Vogesen, auf den steilen Gipfeln Tirols, im Steinmassiv der Julischen Alpen, auf den schneebedeckten Karpathen und auf den Höhen der Transsylvanischen Alpen, im rauhen Bergland Serbiens und auf den Gebirgen Mazedoniens haben im Weltkriege deutsche Gebirgsgeschütze gestanden, haben deutsche Gebirgsartilleristen für das Vaterland gekämpft und geblutet. Auch an der Westfront in den schweren Kämpfen vor Verdun, an der Aisne und am Kemmelberg haben Gebirgsgeschütze die Sturmtruppen zum Siege begleitet. In Finnland und in Klein-Asien hat deutsche Gebirgsartillerie gefochten.

Nur sieben Gebirgs-Artillerie-Abteilungen sind im Laufe des Krieges beim deutschen Heere gebildet worden. Aber jede von ihnen hat an fast allen Fronten des großen Kriegstheaters kämpfen müssen, und überall, wo deutsche Gebirgsbatterien in den Kampf traten, haben sie ihre Schuldigkeit getan.

Der Krieg im Gebirge verlangt besonders zusammengesetzte, ausgerüstete und geschulte Truppen. In den meisten europäischen und außereuropäischen Heeren waren schon in Friedenszeiten besondere Gebirgstruppen vorhanden. Infolge ihres ausgewählten Ersatzes, ihrer besonderen Ausbildung, ihrer hohen militärischen Leistungen und ihres kriegerischen Geistes bildeten sie überall Elitetruppen, wie die französischen Alpenjäger, die Alpini der italienischen Armee und vor allem die Tiroler Kaiserjäger und Landesschützen. Die deutsche Armee hatte im Frieden keine Gebirgstruppen; die militär-geographische Lage Deutschlands ließ größere Gebirgskämpfe in einem Kriege nicht erwarten. Alle deutschen Gebirgstruppen sind erst im Kriege geschaffen worden. Trotzdem zeigten sie sich den altbewährten Gebirgstruppen der anderen Armeen bald ebenbürtig, und im deutschen Kriegsheere können sie mit vollem Recht zu den Elite-Truppen gezählt werden. Namen wie „Alpenkorps, Karpathenkorps, Jägerdivision" werden in der Geschichte des Krieges und des deutschen Heeres immer einen besonderen Klang behalten.

Unter den Gebirgstruppen nimmt die Gebirgsartillerie eine besondere Stelle ein, ihre Organisation und Gefechtstätigkeit weicht

in höherem Maße von den Verhältnissen bei den Feldtruppen ab, als dies bei den übrigen Gebirgstruppen der Fall ist. Bei ihr muß sich daher der Mangel an Friedenserfahrungen, an geschulten Führern und Stämmen auch mehr bemerkbar machen.

Der Ersatz der Gebirgsartillerie wurde in Ersatz-Abteilungen in Schmiedeberg, Sonthofen und Freiburg vorgebildet. In der schwierigen Kunst des Schießens im Gebirge erhielten die Offiziere und Unteroffiziere in den letzten Kriegsjahren eine Sonderausbildung in der gut geleiteten und ausgestatteten Artillerie-Gebirgs-Schieß-Schule in Sonthofen.

Ausmarsch nach Tirol.

„Die Batterie muß am Mittwoch Abend marschbereit sein." Dieser Befehl wurde am Pfingstsonntag 1915 erteilt. Eine Gebirgsbatterie besteht aus dem Batterie-Stab, 2 Zügen zu je 2 Geschützen und 1 Staffel. Jeder dieser Teile muß so zusammengesetzt sein, daß er von den übrigen getrennt längere Zeit selbständig verwendungsfähig ist, da im Hochgebirge die Gefechtslinien oft weit auseinander gezogen und zum Zurücklegen kleinster Entfernungen Tage erforderlich sind. Um die 4 Geschütze gefechts- und kampffähig zu erhalten, sind bei einer Batterie über 300 Mann und ebensoviele Pferde und Tragtiere notwendig. Letztere spielen eine besondere Rolle, da alles, was im Gefecht erforderlich ist, also Geschütze, Munition, Verpflegung, Schanzzeug, Beobachtungsmittel tagelang auf steilen, schmalen Pfaden von Tieren getragen werden muß, denn die Fahrzeuge können nur in den Tälern folgen.

An dem Tage, an dem der Befehl erteilt worden war, war in Milbertshofen bei München, wo die Batterie aufgestellt wurde, erst ein Zug, von Württembergern besetzt, nahezu fertig. Der andere Zug, aus Bayern gebildet, sollte in zwei Tagen fertig werden. Die übrigen Teile der Batterie mußten neu gebildet werden. Bei den Münchener Ersatzabteilungen fanden sich schnell Unteroffiziere und Mannschaften für die Batterie. Allerdings konnten sie nicht mit strengem Maßstab auf ihre Tauglichkeit für den Gebirgsdienst geprüft werden, aber sie brachten alle Begeisterung und guten Willen mit, was die Hauptsache war. Fahrzeuge, Gerät und Ausrüstung lieferten die Münchener Depots mit größter Pünktlichkeit. Schwieriger war es mit den Pferden und Tragtieren. Maultiere, die mit ihrem starken Rücken, ihren ruhigen Bewegungen, ihrer Sicherheit im Klettern und ihrer Genügsamkeit die besten Tragtiere sind, waren damals in ganz Deutschland nicht mehr aufzutreiben. Die beiden Züge hatten immerhin recht gute, kleine, gedrungene Pferde, größtenteils ungarischer Abstammung, mitgebracht. Für den Rest der Batterie mußte man sich behelfen mit den verschiedensten Arten und Rassen von Pferden, die alles, nur keine Tragtiere waren. Auch nicht jedes Reitpferd eignet sich im Gebirge.

Meine kleine, viereinhalbjährige Stute mit Traber-Abstammung, die ich seit Kriegsbeginn ritt, zeigte später eine außerordentliche Gewandtheit im Klettern, wenn sie auch nicht mit dem erfahrenen kleinen Fuchswallach meines Zugleutnants wetteifern konnte, der schon im Frieden Seine Königliche Hoheit, den Prinzregenten Luitpold auf die Jagdhütten im Hochgebirge getragen hatte.

Da jeder Mann der Batterie den baldigen Abmarsch herbeisehnte — wußten doch alle, wohin es diesmal gehen sollte — wurde Tag und Nacht mit Eifer gearbeitet: eingeteilt, verpaßt, ausgerüstet, beladen, gemustert. Und als am Mittwoch Abend auch noch ein Unterveterinär und ein Zahlmeister eingetroffen waren, konnte die Batterie melden, daß sie am Donnerstag Mittag zum Abtransport bereit sei.

Von einer Ausbildung der Batterie im Gefecht war natürlich noch keine Rede. Wir hatten nicht einmal den kleinsten Übungsmarsch machen können. Vierundzwanzig Stunden blieb die Batterie noch am Aufstellungsort, dann rückte sie am Freitag Mittag stolz, aber auf Schleichwegen um München herum — da man nicht wissen konnte, was auf dem ersten Marsch alles passieren würde, jedoch ging es mit einigen verletzten Tieren und einigen zerschlagenen Karren noch glimpflich ab — und mit blumengeschmückten Tieren, Geschützen, Wagen und Mützen — wir trugen statt des Helms die kleidsamen, übrigens durchaus zweckmäßigen Gebirgsmützen — zum Einladebahnhof.

Ein letztes Grüßen und Winken und der Zug setzt sich langsam in südlicher Richtung in Bewegung, und alle, die er führt, tragen festen Kampfeswillen, frohgemutes Hoffen und ein wenig leise Sehnsucht im Herzen.

In Kiefersfelden am späten Abend ein letzter Halt in der bayerischen Heimat und ein letztes herzliches Geleit: Unzählige Blumen und andere Liebesgaben und fast zu viel Bier. Dann weiter in die Nacht hinein nach Tirol. Im Morgengrauen hält der Zug am Brenner. Wohl die meisten von uns sehen ihn zum erstenmal. Dann ins Tal der Eisack, Franzensfeste, Brixen, Klausen. Ausladen. Die Batterie hat Unterkunft in Klausen zu beziehen, in der alten deutschen Stadt an der alten Handelsstraße nach Venedig. Die Schönheit und der unersetzliche Wert Südtirols zeigt sich im rebenumrankten Eisacktal überall dem Blick. Aus Osten grüßen die zackigen Gipfel der Fermeda und des Langkofels herüber und hinter diesen liegt die Königin der Dolomiten, die Marmolata. Dort ist auch die Grenze und der Feind, den unsere Leute mit dem gleichen Grimm hassen, wie es die biederen Tiroler tun; der Freund von ehemals, den alle verachten, weil er in der Stunde der Gefahr untreu geworden ist und jetzt gierig seine Finger streckt nach dem schönsten deutschen Land, nach Tirol. Fast selbstverständlich ist es, daß in Dörfern und Städten nur

Frauen und Kinder zuhause sind. Alle Männer im dienstpflichtigen Alter stehen ja bei der K. u. K. Armee im Karst, in Serbien oder Rußland, und die, die bisher noch zuhause geblieben waren, die über fünfzig Jahre bis ins höchste Greisenalter, und die jungen Burschen von fünfzehn bis achtzehn Jahren, alle, die eine Büchse noch oder schon spannen können, sind als freiwillige Standschützen auf die Grenzberge geeilt, um das Land vor dem welschen Feind zu schützen:

„Die Firner glühn in Gottes Widerschein,
Er wird mit uns und seinem Lande sein.
Der Glocken Klang schwillt aus den Tälern an,
Wir stehn zu Dir bis auf den letzten Mann.
Komm, falscher Feind! Dein Dräuen schreckt uns nicht.
Ein Hoch dem Kaiser, bis die Büchse spricht."

(Schaukal.)

In den Dolomiten.

Das Alpenkorps sollte an der Tiroler Front zunächst nur im Bedarfsfalle zum Gegenstoß eingesetzt werden. Doch mußten seine Truppen bald in die schwachen österreichischen Verteidigungsabschnitte auf die ganze Front verteilt werden.

Die Batterie war noch mehrere Tage in Klausen gelegen, dann über das Grödner Joch ins Pustertal verschoben worden und hatte diese Zeit zum Training von Mann und Tier und zur Gefechtsausbildung ausgenutzt. Dann wurde sie im Abschnitt von Sexten eingesetzt, während die anderen beiden Batterien der Abteilung in das Fanes-Gebiet und in den Abschnitt von Araba, der Abteilungsstab in den Abschnitt von Schluderbach gekommen waren.

Im Abschnitt von Sexten, der die große Straße von San Stefano di Cadore über den Kreuzberg ins Pustertal zu sperren hatte, war sie lange die einzige deutsche Batterie der schwachen Artillerie des Abschnittes. Die Batterie erhielt den Befehl, auf der Roten Wand in Stellung zu gehen. In einer Höhe von 1900 m fanden die beiden Züge gute Feuerstellungen. Die Versorgung mit Schießbedarf, Verpflegung, Futter und allem, was sonst erforderlich war, erfolgte von der bei Bad Moos stehenden Talstaffel mit Tragtieren auf einem im letzten Teile recht steilen Fußpfad. Die Staffel versorgte sich aus den Depots in Innichen (12 km) und Niederndorf (25 km), wohin ihr die gute Talstraße zur Verfügung stand.

Von der Roten Wand erhebt sich, nach Süden vorspringend, der stark zerrissene Felskamm der Rotwand-Köpfe, über dem sich das wuchtige Felsmassiv der Rotwandspitze und des Elfers, auf denen die Grenze führt, aufbaut. Hier in den Felsen der Rotwandspitze, über der Infanterie-Stellung, die von der Kreuzbergstraße nur bis an die Geröllfelder am Fuße des Massivs heranreichte, mußte die geeignete Stelle für die Beobachtung der Batterie ge-

sucht werden. Das Massiv der Rotwandspitze und des Elfers waren für den ganzen Abschnitt von großer Bedeutung, da es die rechte Flanke der ganzen Stellung zu schützen hatte. Als die Batterie in die Rotwandstellung einrückte, war es höchste Zeit, die Rotwandspitze und den Elfer fest in die Hand zu nehmen; denn schon hatten sich dort ab und zu feindliche Patrouillen gezeigt, die von Süden einen verhältnismäßig leichten Anstieg hatten. Der Batterie fiel die Aufgabe zu, das ganze Massiv zu besetzen und zu verteidigen.

Starke Kräfte standen zu dieser Aufgabe nicht zur Verfügung. Es genügen aber auch geringe Kräfte, um in solchen Hochgebirgsstellungen, wo sich die gewaltige Natur zum guten Teil selbst verteidigt, feindliche Angriffe abzuwehren. Beherzte Leute, gewandt und ausdauernd in den Felsen, selbständig und mit guten Waffen und reichlicher Munition versehen, sind die Hauptsache. Die Stellung wurde besetzt, nachdem sie durch eine besonders ausgewählte Patrouille unter Führung des bekannten Bergführers und kühnsten und verwegensten Standschützen, Sepp Innerkofler, erkundet war, des Helden von Tirol, der leider bald im Nachbarabschnitt nach Erklimmen der steilen Nordwand des Paternkofels bei einem Überfall auf die Gipfelbesatzung durch eine welsche Kugel allzufrüh den Heldentod fand.

Dicht vor und über der Talstellung, auf einer vorspringenden Felsnase, wurde in 2400 m Höhe die Beobachtungsstelle für die Batterie und gleichzeitig der Gefechtsstand für die Hochgebirgsgruppe eingerichtet. Auf dem Gipfel der Rotwandspitze, 2970 m hoch, wurde ein starker Posten und ein Artillerie-Beobachter aufgestellt. In die schmale Scharte zwischen Rotwandspitze und Elfer, die Sentinella-Scharte, die vom Feinde leicht zu erreichen und für den Besitz der ganzen Hochgebirgsstellung entscheidend war, kamen eine Handvoll Leute mit einem Maschinengewehr und am Nordabfall des Elfers in eine Scharte zum Giralla-Joch ebenfalls ein starker Maschinengewehr-Posten. Als Reserve für besondere Aufgaben stand außerdem eine ausgewählte Patrouille von etwa 20 Mann des Bayerischen Infanterie-Leibregiments zur Verfügung der Gruppe. Der Gipfel des Elfers konnte leider nicht dauernd besetzt werden. Wohl gelang es wiederholt ausgewählten Patrouillen von der Sentinella-Scharte die fast senkrecht 400 m in die Höhe ragende Gipfelwand des Elfers zu überwinden und vorübergehend auf der Nordspitze Fuß zu fassen. Die dauernde Besetzung des Gipfels verhinderte die Schwierigkeit der Versorgung und der mangelnde Schutz gegen feindliches Feuer und Wetterstürze auf der schmalen Felsspitze. Auch der Feind konnte die Elferspitze nicht dauernd besetzen.

Der Dienst in den Hochgebirgsstellungen war hart, anstrengend und gefährlich. Beim Aufstieg, der mit Rücksicht auf den Feind nicht



immer den üblichen Weg nehmen konnte, waren manche nicht einfache Kletterstellen, Schneefelder und Eisrinnen zu überwinden. So hat der Aufstieg zur Elferspitze in kurzer Zeit allein vier geübten Leuten den Tod durch Absturz gebracht. Steigen und Klettern des Soldaten im Hochgebirge ist ein anderes als das des Bergsteigers. Beim Soldaten ist der Zweck der Kampf, nicht die Erzwingung des Gipfels. Die Alpinistik bekommt beim Soldaten ein ganz anderes Aussehen. Für uns war die Hauptsache das Maschinengewehr und der Karabiner, die Munition, die Beobachtungs- und die Erkundungsmittel, Telephon und Draht; das mußte in die Stellungen gebracht werden, in denen es zum Gefecht nötig war. Außerdem mußte Verpflegung für mehrere Tage, Brennholz, Decken usw. mitgetragen werden, da keine bequemen Unterkunftshütten warteten. Es gibt für den Soldaten im Gebirge keine Auswahl für den Aufstieg, für die Tageszeit und für das Wetter. Ob der schwerere oder leichtere Weg zu nehmen ist, und die Zeit, zu der er genommen werden muß, das bestimmt allein der Gefechtszweck und der Feind. Höchstens alle acht bis vierzehn Tage konnte die Besatzung der Gipfelstellungen abgelöst werden. Aus zusammengetragenen Felsstücken mußte sie sich nach und nach bei ihren Stellungen kleine Hütten bauen oder Höhlen in den Schnee graben, um notdürftig Schutz gegen die Niederschläge und Kälte zu finden und hier auf der Decke ruhen zu können. Zu den Gefahren der Berge kommen die Gefahren des Krieges. Ununterbrochen pfeifen die Kugeln von den Gipfeln und Felswänden, die oft weniger als 100 Meter trennen, hinüber und herüber, und die welschen Scharfschützen schießen gut. Jede sichtbare Bewegung in den Stellungen ruft die feindliche Artillerie im Tale auf den Plan. Dann heulen die Schrapnells durch die Felszacken und schwere Granaten krachen in den Wänden und spritzen ihre Eisenteile, zu denen sich unzählige kleine Felssplitter gesellen, in die Stellung hinein.

Trotz Mühen, Entbehrungen und Gefahren wollten aber alle Leute immer wieder hinauf in die Hochgebirgsstellungen und verzichteten oft monatelang auf jede Ablösung. Denn auch und erst recht im Kampf, in der doppelten Gefahr ist auf den hohen Gipfeln die vollste Schönheit der Natur, die Freiheit und die Gottheit. —

Der Feind war im Kreuzberg-Abschnitt und an den Drei Zinnen eifrig an seinen Angriffsvorbereitungen. Das Massiv der Rotwandspitze sprang nach Süden in den feindlichen Abschnitt tief hinein, lag fast im Rücken der feindlichen Stellung an den Drei Zinnen und in der rechten Flanke des Monte Croce. Ein Geschütz hier oben im Massiv konnte die Vorbereitungen zum Angriff beträchtlich stören und den Angriff von oben flankieren. Es mußte ein Geschütz hier herauf.

Eine geeignete Stellung für eine Gebirgskanone war in einer

Höhe von 2760 m erkundet worden. Für das Hinaufbringen des Geschützes kam der gewöhnliche Aufstieg nicht in Betracht. Über die Ostwand konnten nur einzelne Leute aufsteigen. Auch dem Feinde wäre an dieser Stelle das Unternehmen nicht verborgen geblieben.

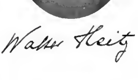
Nach dreitägiger Vorbereitung wurden am Abend die für das Unternehmen bestimmten Mannschaften, die Tiere und das Gerät bei der Stellung auf der Roten Wand, Rotwandwiese, vereinigt und für 3 Uhr 30 morgens der Abmarsch festgesetzt. Die erhoffte Mondnacht blieb aus, dagegen entlud sich in der Nacht ein schweres Gewitter. Zur festgesetzten Stunde wurde der Marsch angetreten. Zunächst das Geschütz, auf 6 Tieren verlastet; dann die Munition und was sonst erforderlich war, ebenfalls auf Tragtieren. Ein schmaler Steig führt an der Westseite der Rotwandköpfe zur Anderten-Alpe. Er war an den vorhergehenden Tagen an den schwierigen Stellen ausgebessert worden, doch hatte das Gewitter an vielen Stellen alles wieder weggerissen. In der Dunkelheit und unter kalten Regenschauern stieg die Kolonne Mann hinter Mann, Tier hinter Tier dahin; nur der schwere Atem der Tiere und ab und zu das Abrollen eines gelösten Steines in die Tiefe waren hörbar. Wir hatten für diese Strecke die Nacht wählen müssen, da gegenüber am Einser die Italiener saßen und am Tage der Weg eingesehen war und unter Gewehr- und Geschützfeuer lag. Die Anderten-Alpe wurde ohne ernsten Zwischenfall erreicht: Drei Tiere waren ohne Schaden und glücklicherweise nur einige dreißig Meter abgestürzt — an manchen Stellen wären Stürze bis zu vielen hundert Metern möglich gewesen — und konnten leicht wieder aufgebracht werden.

Von der Anderten-Alpe ging es nach kurzer Rast steil aufwärts über ein Geröllfeld, nachdem eine jäh abstürzende Schlucht dicht an der Felswand umgangen worden war. Hier stürzt das Tier, das die Wiege, einen der wichtigsten Teile des Geschützes, trägt, und fällt sich überschlagend in die Schlucht hinab, wo es mit gebrochenem Genick liegen bleibt. Acht Mann müssen hinabsteigen, die Wiege vom Sattel lösen und wieder heraufschaffen, wo sie auf einem Reservetier verlastet wird. Die Steigung nimmt zu. Die Pferde finden nur noch schwer gute Tritte, alle zehn bis zwanzig Schritte müssen sie verschnaufen, immer häufiger stürzen einzelne Tiere. Endlich wird 6 Uhr morgens der Rand des Schneefeldes erreicht und die ermüdeten und dampfenden Pferde können abgelastet und in großen Abständen zur Rotwandwiese zurückgebracht werden, da die Grenze erreicht ist, bis zu der Tiere mit Lasten überhaupt kommen können. Von jetzt ab müssen andere Mittel helfen. Zunächst gilt es, das Schneefeld zu überwinden, das zwischen Elfer und Rotwandspitze in einer Länge von etwa 1000 Metern hinaufsteigt und in seinem oberen Teile, wo die

Felsen es zusammendrücken, immer steiler und steiler wird, bis zu einer Neigung von 70 Grad. Auf einem kleinen Hörnerschlitten werden die Geschützteile festgemacht und an langen Tauen, von 40 Mann gezogen und geschoben, geht es schrittweise aufwärts. Bald wird das Schneefeld so steil, daß die Leute zum Ziehen oder Schieben keinen festen Tritt mehr finden können und von der Last nach abwärts gezogen werden. Nun wird der Schlitten verankert und der Seilzug angebracht. Ein 70 Meter langes Drahtseil wird in zwei Drittel seiner Länge nach oben ausgelegt, dann über eine verankerte Rolle geführt und über sie bis zu ein Drittel der Länge nach abwärts gezogen. Dann wird das untere Ende am Schlitten befestigt und 30 Mann ziehen an dem über die Rolle gelegten Ende nach unten, während der Rest den Schlitten stemmt und gegen Abgleiten bei einem Seilbruch sichert. Auf diese Weise kommt der Schlitten mit seiner Last von 600 kg etwa 50 Meter höher. Das Verfahren wird wiederholt. Etwa fünfzehnmal, bis eine Stelle einige 100 Meter unter der Sentinella-Scharte um die Mittagsstunde erreicht ist. Hier wird der Schlitten auf eine Felsplatte geschoben und die Geschützteile werden heruntergenommen. In den Morgenstunden hatte es stark geschneit — es war Juli — jetzt blendete die Sonne auf dem steilen Schneefeld. Dieses wird nun verlassen und das Geschütz muß über ein schmales Felsband, das an überhängender Wand hinführt, getragen werden. Nur Mann hinter Mann kann man hier mit größter Vorsicht vorwärts kommen. Die Einzellasten des Geschützes, die bis 120 kg wiegen, werden auf kleine, aus Lärchenstämmen gefertigte Bahren gelegt, die vorn und hinten von je 1 Mann mit Schultergurten getragen werden, damit die Hände für Griffe im Fels frei bleiben, und dann geht es langsam vorwärts, eine Last nach der andern. Nur wenige Leute sind für diese Aufgaben zu gebrauchen. Den meisten fehlt es an Körperkraft, eine Anzahl wird auf dem Felsband von Schwindel befallen und muß über das Schneefeld hinabgeführt werden. Nach Überwindung des Bandes, des gefährlichsten Teiles, ist noch ein Kamin zu durchklettern. Die Geschützteile werden an Tauen herabgelassen. Und dann wird noch einige 100 Meter weiter getragen.

Am späten Nachmittag steht das Geschütz in der Stellung, die Mündung in den Rücken der feindlichen Linie an den Drei Zinnen gerichtet. Eine kleine Verschiebung nach rückwärts um 50 Meter, und in entgegengesetzter Richtung kann das Geschütz in die Kreuzberg-Stellung feuern. Bis zum Einbruch der Dunkelheit kommt auch ein Teil der Munition, Verpflegung, Schanzzeug und Lagergerät heran, das alles vom Fuße des Schneefelds an auf demselben Wege im Rucksack heraufgetragen wird. Die Besatzung der Geschützstellung wird bestimmt. Es beginnt die Arbeit im Felsboden, um den Geschützstand auszubauen und einen Schutz für die Besatzung zu schaffen, aus dem später eine starke Steinhütte werden sollte. Dann









Holthausen





bricht die Nacht herein, und Geschütz und Besatzung ruhen in der mit großer Anstrengung erreichten Stellung, in der sie Monate, bis zum Abrücken des Alpenkorps aus Tirol, verbleiben sollten, aus der sie dem Feinde manchen schweren Schaden beibrachten, in der die Besatzung auch schon bald durch feindliche Granaten schwere Verluste erleiden sollte.

50 bis 60 Schuß schickte das Geschütz täglich und nächtlich zum Italiener hinüber. Täglich mußte diese Munition ersetzt werden. Allein 20 Mann machten hierfür täglich den Weg in die Stellung herauf, da ein Mann nicht mehr als drei Schuß im Rucksack tragen kann.

Noch weitere Geschütze wurden in Hochgebirgsstellungen gebracht. Eins an der Elfer-Scharte gegen Giralba-Joch-Kanzel, ein anderes auf dem Altenstein gegen Einser-Paternkofel. Das Geschütz am Altenstein stand in einer Höhe über 2900 Meter und war lange Zeit das höchste Geschütz in ganz Tirol. Der Transport in diese Stellung vom Fischlein-Tal aus dauerte zwei volle Tage und war reich an alpinen Schwierigkeiten. —

Wochen waren wir oben in Stellung und führten Kleinkrieg mit den Patrouillen und Besatzungen auf den Nachbargipfeln.

Unter uns spielte sich der Stellungskampf ab, nicht sehr verschieden von dem, den wir von andern Fronten her schon zur Genüge kannten. Allmählich hatte sich der Italiener immer mehr verstärkt und starke Artillerie, darunter viele 15 und 21 cm-Batterien, an die Kreuzberg-Stellung herangeführt. Längst hatte er die Sperrwerke Heideck und Mitterberg mit unzähligen schweren Granaten belegt und viele Löcher hineingeschlagen. Großen Schaden hat er dabei nicht angerichtet. Denn in den Werken war längst nichts mehr drin. Leider zwang er aber durch die Beschießung, die Staffel der Batterie, die bei Bad Moos gerade im Strichfeuer auf Heideck stand, weiter nach hinten ins Innerfeld-Tal zu verlegen. Dann begann er die Stellung an der Kreuzbergstraße und jenseits des Tales bis hinauf nach Rotheck und Eisenreich planmäßig zu beschießen. Der Beobachter auf der Rotwandspitze und die Geschütze auf 2760 und auf dem Altenstein meldeten täglich und auch während der Nacht neue Batterien, Verstärkungen, Angriffsvorbereitungen aller Art. Der Angriff wurde stündlich erwartet. Zwei Tage lang standen fast ununterbrochen die kleinen weißen Wölkchen über dem Gipfel der Rotwandspitze und der Sentinella-Scharte, schwirrten die abfliegenden Zünder und die Hüllen der Schrapnells über den Gefechtsstand hinweg in das Tal hinab. Dazwischen krachten die Granaten oben in den Wänden. Die Beobachter ließen sich indes nicht stören. Am Nachmittag des zweiten Tages begann die feindliche Artillerie auf der Hauptstellung ihr letztes Angriffswerk. Aus den Infanterie-Stellungen stiegen die schwarzen Erdfontainen der Granaten in die Höhe, über ihnen platzten die Schrapnell-

Gruppen. Auf der Rotwandwiese, wo noch ein Zug der Batterie stand, schlugen schwere 21 cm-Granaten ein. Über die Talstraße und in die Ortschaften Moos und Sexten fegten 15 cm-Schrapnells. Unsere Batterien antworteten zunächst nur wenig. Obwohl die Detonationen, von den Felswänden vielfältig zurückgeworfen, im Gebirge viel stärker krachen und rollen und zu der Wirkung der Geschütze noch die Wirkung des Steinschlages hinzutritt, so hat der Artilleriekampf im Gebirge und vor allem in den Höhen-Stellungen doch bei weitem nicht die moralische Wirkung wie in der Ebene. Denn es gibt hier noch andere Gefahren und über die Sprengwolken und das Zerstörungswerk gleitet der Blick immer wieder in weite Ferne von Gipfel zu Gipfel, die von ganz anderem Geschehen zeugen und während der Schlacht in unerschütterlicher majestätischer Ruhe im Glanz der Abendsonne leuchten: Das Ereignis der Schlacht wird klein vor dem großen Ereignis der Natur.

Als die Schatten der Rotwandspitze sich über den Kreuzberg zu legen beginnen, erscheinen auf der Spitze des Paternkofel zwei Gebirgsgeschütze. Da rühren sich unsere kleinen Krupp-Kanonen auf der Rotwandwiese und 2760 meldet Volltreffer, noch ehe jene einen Schuß getan. Das Artilleriefeuer läßt mit der Dämmerung etwas nach, setzt sich aber die ganze Nacht fort. Beim ersten Morgengrauen bricht heftiges Infanteriefeuer los. Am Gefechtsstand hageln die Gewehrkugeln in die Felswände. Nun setzen auch unsere Batterien mit aller Kraft ein. Zu allererst das Geschütz auf 2760, das dem Angreifer von rückwärts in die Flanke fällt. Bald hört man auch das ruhige und bestimmte Feuer unserer Infanterie. Zwei kurze Stunden, und der Angriff ist überall abgeschlagen. Nur drüben über dem Tale am Rotheck ist er dicht an die Stellung heran, zum Teil in den vordersten Graben gekommen. Die Geschütze auf der Rotwandwiese reichen gerade noch hin; Schuß auf Schuß jagen sie hinüber, und im Verein mit anderen Batterien verlegen sie den folgenden feindlichen Angriffswellen den Weg. Diese müssen halten, sich decken, umkehren. Plötzlich springen von der Höhe des Eisenreichs eine Handvoll Leute herab gegen den vom Feind genommenen Graben. Kleine Rauchwolken steigen auf. Handgranaten. Dann wird es auch hier ruhig, und eine Stunde später zieht hinter der Rotheck-Stellung ein langer Zug Italiener ohne Waffen ab. Brave „Leiber" hatten im Handgranatenangriff das verlorene Grabenstück wieder genommen und den eingedrungenen Feind gefangen.

Der erste große Angriff der Italiener, von zwei Brigaden geführt, war kläglich gescheitert. Gefangene erzählten, daß sie nicht gegen Deutsche kämpfen wollten. Wenn die italienische Infanterie beim Angriff ihre Gewehre wie unsinnig in die Luft knallte — deshalb kam der ganze Hagel zu uns herauf — dann tat sie das aber wohl nicht aus Freundschaft, sondern aus Angst. —

Zwei Tage später, kurz nach Sonnenaufgang, liegt die Sentinella-Scharte unter heftigstem Artilleriefeuer von drei Batterien. Sie meldet, daß der Feind von der Arzalpe und in den Wänden des Elfers und der Rotwandspitze zum Angriff gegen die Scharte vorgeht. Dann hört die telephonische Verbindung auf. Sofort wird von der Reserve, die auf der Roten Wand liegt, eine Verstärkung von 20 Mann hinaufgeschickt, aber sie braucht mindestens drei Stunden, bis sie eingreifen kann. Die besten und kühnsten Leute vom Gefechtsstand steigen deshalb gleichfalls zur Verstärkung hinauf. Das Geschütz 2760 erhält Befehl, im Notfalle auch seine Besatzung zur Verteidigung der Scharte einzusetzen. Über zwei Stunden hält das heftige Artilleriefeuer unvermindert an. Dann setzt hoch oben in den Gipfelstellungen heftiges Gewehr- und Maschinengewehrfeuer ein, das langsam schwächer wird, bis gegen Mittag der Gefechtslärm bei der Scharte ganz abflaut. Jetzt müssen auch die Verstärkungen eingetroffen sein. Sind sie noch zu rechter Zeit gekommen? Oder sitzt der Italiener schon in der Scharte?

Die Scharte blieb diesmal in unserer Hand, dank der Tapferkeit der Besatzung, der Umsicht der Postierung auf der Rotwandspitze und dem Eingreifen der vom Gefechtsstand gesandten Unterstützung. Die Besatzung der Scharte verlor zwei Tote. Darunter der brave Maschinengewehrführer, der die letzte Patrone verschossen hatte und dann sein Gewehr in Deckung tragen wollte. Da traf ihn die Kugel und rückwärts stürzt er viele hundert Meter das steile Schneefeld hinab. Zwei weitere Leute waren verwundet. Nur noch drei Mann der Schartenbesatzung blieben kampffähig. Aber aus den Wänden der Rotwandspitze kam ihnen rechtzeitig Hilfe, die den Angreifer mit gut gezieltem Feuer zurücktrieb.

Die Italiener setzten ihre Angriffsversuche fort an der Zsigmondi-Hütte, an der sie einen kleinen Vorteil errangen, dann im Nachbar-Abschnitt an den Drei Zinnen und am Monte Piano. Ein durchschlagender Erfolg war ihnen nirgends beschieden. —

In der Nacht war Neuschnee gefallen. Wie täglich, suchte der Beobachter am Gefechtsstand beim ersten Morgengrauen die beiderseitigen Stellungen ab. Da, 200 Meter vor dem Hindernis der Talstellung zog vom Kreuzberg im weißen Schnee ein schwarzer Streifen herüber, und hinauf zum Einschnitt zwischen Neunerkofel und Rotwandspitze. Kein Zweifel, hier war nachts, ungesehen und ungehört im Schneetreiben eine starke Mannschaft, Mann hinter Mann, an unserer Front vorbei aufgestiegen in eine Rinne, die steil und eng zur Rotwandspitze hinaufführt. Der Aufstieg war schwer und nur gewandteste Bergsteiger konnten ihn wagen. Es galt ohne Zweifel einen Überfall auf die Gipfelstellung oder das Geschütz 2760. Beide müssen sofort gewarnt werden. Der Telephonist will anrufen. Keine Antwort. Der Schnee hat den Draht zerrissen. Jetzt muß sich zeigen, wer schneller steigen kann. Die

„Katzelmacher" — so nennt der Volksmund und die Front in Tirol die Italiener — oder wir. Unser alpiner Führer, ein Landesschütze aus dem Stubai-Tal und ein junger Unteroffizier von der Besatzung des Gefechtsstandes werfen den Karabiner um und eilen aufwärts über die Felswand. Die Infanteriestellung unter uns wird verständigt, ebenso die Batterien auf der anderen Talseite, die besser die Anstiegstelle einsehen können. Mit größter Genauigkeit setzt sofort eine brave österreichische Batterie Schuß für Schuß an den Fuß der Anstiegstelle. Doch vom Angreifer ist nichts zu erkennen. Die feindliche Infanterie, die sich sonst am Tage recht ruhig in der Stellung verhalten hatte, feuert lebhaft vom Monte Croce auf unsere Infanteriestellungen, ein Zeichen, daß sie unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken will. Eine Stunde größter Spannung vergeht. Dann brechen einige Gewehrschüsse in den Felsen. Das sind unsere Leute. Gott sei Dank! Und dann kracht und donnert und lärmt es im Gestein, und mächtige Felsklötze stürzen herunter über das Geröllfeld, begleitet von Schuttmassen, und in diesem Felssturz eilen Menschen nach unten, fallen und überstürzen sich, empfangen vom wohlgezielten Feuer unserer Infanterie und österreichischen Granaten. Wer nicht unter den Felstrümmern liegt, fällt im Feuer. Nur wenige können sich in eine Felsspalte retten und dort Deckung finden. Oben an der Stelle, wo der Feind das Gipfelmassiv erreichen wollte, war seit Wochen von kundiger Hand eine Steinlawine vorbereitet worden. Rechtzeitig wurde sie noch von uns erreicht und in die Tiefe gelassen, im steilen Falle alles, was ihr in den Weg kam, mit sich fortreißend. Ein altes Verteidigungsmittel der Berge hat hier im modernen Krieg dem Feinde den Weg verlegt. —

Noch einmal unternahm der Italiener nach Heranführung neuer Kräfte einen starken Angriff im Sexten-Abschnitt. Er wurde abgeschlagen.

Dann wurden die Tage beträchtlich kürzer, in den Hochgebirgsstellungen fiel starker Schnee, der Winter meldete sich an. Beim Geschütz am Altenstein lag der Schnee schon über 2 Meter hoch. Ob die Höhenstellungen auch im Winter besetzt bleiben konnten? Den Hochgebirgskrieg im Sommer hatten wir kennen gelernt; im Winter wird vieles noch schwerer sein.

Da kam der Befehl, der das Alpenkorps aus Tirol fortführte.

Schwer wurde uns der Abschied vom Land Tirol, wo wir mit den Brüdern aus Österreich treue Berg- und Grenzwacht gehalten hatten.

Unsere Berge, die im Kriege der Feind niemals erreicht hat, sind jetzt in welscher Gewalt und harren des Tages, an dem wieder deutsche Fahnen wehen auf ihren Zinnen und im ganzen deutschen Land Tirol.





An der Somme 1916.

Von Generalleutnant a. D. W. Balck,
im Felde Kommandeur der 51. Reserve-Division.

Im Sommer 1916 war es auf dem Kampffelde in Flandern ruhig geworden. Der Stellungsbau und der Stellungskrieg nahmen ihren planmäßigen Fortgang. In arbeitsreichen Wochen waren unsere „Jungdeutschland-Divisionen" zu angriffstüchtigen Verbänden herangereift; abgelegt war alles, was sie noch im ersten Kriegsjahr eingeengt hatte. Die Zahl der Kriegsfreiwilligen, die auf diesem Boden im Oktober 1914 ihre Feuertaufe erhalten hatten, war sehr zusammengeschmolzen, doch der Geist der Truppe war der alte geblieben.

Im August 1916 tauchten unbestimmte Gerüchte auf von einer anderen Verwendung der 51. Reserve-Division. Man sprach von entfernten Kriegsschauplätzen. Nur von den Schlachtfeldern, auf denen seit dem 1. Juni an der Somme deutsche Mannhaftigkeit den Anstürmen der Verbündeten standhielt, wurde nicht gesprochen. Über die Eigenart dieser Sommekämpfe wußten wir nur recht dürftig Bescheid. Die Infanterie der Division war im August besichtigt worden und hatte sich völlig auf der Höhe der Ausbildung gezeigt. Die Besichtigungsaufgaben waren nur dem Bewegungskriege entnommen; so schien auch das Generalkommando zu glauben, daß wir zur Verwendung im freien Felde bestimmt seien. Sollten wir vielleicht für Rumänien bestimmt sein? Am 13. September ging die Mitteilung ein, daß die Verwendung der Division auf einem anderen Kriegsschauplatze geplant sei. Noch immer wurden alle Mitteilungen über das neue Feld unserer Tätigkeit unterlassen. Man hoffte so, das Geheimnis zu bewahren, obwohl das Fortziehen der Bataillone sich in keiner Weise vor dem Feinde verbergen ließ. Von befreundeter Seite erhielt ich gerade damals einen Bericht über Erfahrungen an der Somme mitgeteilt, den ich vorsorglich den Truppenteilen sofort zugänglich machte. Dann kam der Befehl zur Ablösung und zum Abtransport der Division mit zunächst noch geheim gehaltenem Ziel. Persönlich wurde mir vom Generalkommando mitgeteilt, daß wir zur Somme bestimmt seien.

Mit wenigen Offizieren fuhr ich zu der dort kämpfenden 1. Armee voraus; schon damals war mir klar, daß uns ganz andere Kampfbedingungen erwarteten, als in Flandern. Wir mußten uns

zunächst damit vertraut machen, daß der uns auf dem rechten Sommeufer zufallende Abschnitt von Combles seit Wochen schon unter starkem Feuer gelegen hatte, daß die ganze Gegend in ein Trichterfeld verwandelt war, das an eine Mondlandschaft erinnerte. Combles war schon vom Feind umfaßt; es war nichts anderes, als ein Trümmerhaufen, dessen Widerstandskraft in den aus dem Mittelalter stammenden, ausgedehnten Katakomben lag. Gewiß gewährten sie gegen eine Beschießung Schutz, doch mußte immer mit Verschüttung der Ausgänge gerechnet werden. Unsere Truppen hatten bei den Bodenverhältnissen in Flandern den an der Somme einzig anwendbaren Stollenbau für Unterstände gar nicht kennen gelernt. Hätten wir unser Verwendungsziel früher gewußt, so hätten wir unsere Leute mit dieser Bauweise vertraut machen können.

Die ersten Eindrücke über unser Kampfgebiet konnte ich schon am nächsten Tage den vorgeeilten Kommandeuren mitteilen: „Ein Großangriff, rechts von Engländern, links von Franzosen, mit der allgemeinen Durchbruchsrichtung auf Bapaume, steht unmittelbar bevor. Bislang hat der Feind immer versucht, die stärksten Teile unserer Stellungen zunächst auszusparen, seitwärts von ihnen Raum zu gewinnen, die deutschen Truppen einzuschließen und zur Waffenstreckung zu zwingen. Auch Combles scheint ihnen ein solcher Stützpunkt zu sein.“ Die Gesichter meiner Kommandeure wurden aber merklich länger, als ich fortfuhr: „Verzichten Sie auf alles, was Sie bislang in Flandern als Kennzeichen einer gut ausgebauten Stellung kennen gelernt haben: Hindernisse, durchlaufende Gräben, Unterstände, Annäherungswege, sicheren Nachrichtenverkehr. Auch auf ausgebaute rückwärtige Stellungen dürfen Sie nicht rechnen. Was in wochenlanger Arbeit entstanden ist, wird in wenigen Stunden von der feindlichen Artillerie zerschlagen. Sie haben sich in einer schwer zu bezeichnenden Reihe von Granattrichtern zu behaupten, welche die feindlichen Flieger allerdings auch nicht genau ihren Batterien angeben können, so daß die feindliche Artillerie das Gelände in großer Tiefe abstreuen muß. Aber auch wir haben es schwer, das Sperrfeuer richtig zu legen; es bleibt uns nichts anderes übrig, als unseren Fliegern, auf Anruf mit einem Schuß aus der Leuchtpistole, unsere Stellung durch Auslegen von weißen Tüchern kenntlich zu machen. Aber nur die Tücher nicht liegen lassen, das käme dann den feindlichen Fliegern zugute. Diese gehen sehr tief herab, feuern mit Maschinengewehren auf erkannte Leute oder fordern Artilleriefeuer an. Vermeiden Sie alles, was die Aufmerksamkeit der Flieger herausfordern könnte. Nachschub von Verpflegung und Kampfmitteln, Abschub von Verwundeten ist nur des Nachts durch Träger möglich. Sehr schwierig ist die Wasserversorgung; ich stelle den Regimentern Mineralwasser zur Verfügung. Bei dem Verwesungsgeruch der seit Wochen

nicht bestatteten Leichen ist überall große Nachfrage nach Tabak; auch daran wird von der Division gedacht werden. Für den Kampf selbst kann ich Ihnen nur empfehlen: Zusammenwirken mit den Nachbaren und der eigenen Artillerie. Bricht der Feind irgendwo ein, so gehen Sie ihm sofort mit der blanken Waffe entgegen; er hält nicht stand. Ein neues Kampfmittel ist bei den Engländern aufgetreten: Panzerwagen, die Schutz gegen Infanteriegeschosse gewähren. Die Wagen können Hindernisse überwinden; wir müssen versuchen, diese Ungetüme durch Artilleriefeuer zu erledigen. Zum Schluß bitte ich nur um zahlreiche Meldungen, wobei Sie aber nicht auf Drahtverbindungen rechnen können."

Es war kein erfreuliches Bild, das ich von unseren Kampfverhältnissen zeichnen mußte; in Wirklichkeit war es noch sehr viel ungünstiger. Wann wir die vor uns in Stellung befindliche 185. Division ablösen sollten, wußten wir nicht, wir hofften aber, jedenfalls noch einige Tage zum Einleben in die ganz neuen Kampfverhältnisse zu haben. Der Divisionsstab lag in Etricourt, jede Nacht flogen mehrere Lagen schwerer Granaten dicht über uns hinweg, ab und an schlugen auch Geschosse in das Dorf ein. In dem Dorfe vor uns, Manancourt, war kürzlich ein württembergischer General in seinem Bette durch eine Granate getötet worden.

Ein übereilter Einsatz ließ sich bei der Wahrscheinlichkeit eines feindlichen Angriffes nicht vermeiden. Eins meiner Bataillone war in den ersten Morgenstunden des 17. September aus seiner Stellung in Flandern herausgezogen, in den Zug gesetzt und kam kurz vor Mitternacht auf der Entladestation an, ein zweiter Nachtmarsch führte ins Quartier. Am Tage war Ruhe, dann Alarm und in der dritten Nacht Vorführen bis in eine Reservestellung; in der vierten Nacht Ablösung des Stellungsbataillons. Als dann das Bataillon endlich herausgezogen werden sollte, wurde es von einem feindlichen Angriff getroffen und konnte erst am 28. September zur Ruhe zurückgenommen werden. Ähnlich erging es auch den anderen Truppenteilen.

Die Stellung, die uns zur Verteidigung überwiesen wurde, war nicht ganz 5 km breit, enthielt auf dem rechten Flügel das Dorf Morval, auf dem linken Flügel Combles. Uns gegenüber stand der Feind in etwa sechsfacher Überlegenheit, vor Combles berührten sich die inneren Flügel der Engländer und Franzosen. Dauernd lag die Stellung am Tage unter dem Feuer des Feindes. Nur mühsam konnte sich unsere Artillerie behaupten, der noch dazu die Flugzeugbeobachtung ihres Feuers fehlte. Wir zählten 18 Feldbatterien, an schweren Rohren zwölf 10 cm, vier 15 cm, sechzehn schwere Haubitzen und zwanzig Mörser. Die Zahl der Rohre wechselte unter dem feindlichen Feuer von Tag zu Tag. Empfindlich machte sich die Überlegenheit des Feindes in der Luft geltend. Die deutsche Infanterie mußte, dicht an ihre dürftigen Deckungen gepreßt, aus-

halten, sie ließ den Eisensturm und die Gaswogen wehrlos über sich ergehen, wartete geduldig, bis in der Nacht das feindliche Feuer nachließ, um dann die Schäden an den Befestigungen auszubessern, Verpflegung und Kampfmittel heranzuziehen sowie Verwundete zurückzuschaffen. Jeder Versuch, am Tage zu arbeiten, hätte feindliches Artilleriefeuer herausgefordert. Beim Feinde war es ganz anders. Er brauchte erst kurz vor dem Angriff seine Gräben aufzufüllen, während wir unsere Kampfstellungen in voller Abwehrstärke in angespannter Erwartung eines immer drohenden Angriffes besetzt halten mußten. Beschirmt von seiner mächtigen Artillerie, konnte er in aller Ruhe weiterarbeiten und sich Deckungen schaffen, er brauchte nicht zu befürchten, daß die stundenlange Arbeit immer und immer wieder durch Geschoßeinschläge spurlos beseitigt werden würde. Kopfschüttelnd lasen wir später, wenn der Feind von den starken Stellungen von Combles sprach. Dabei lag unsere Stärke nur in der Pflichttreue und Hingabe der sich meist selbst überlassenen Verteidiger.

Seit dem 12. September war auf dem rechten Somme-Ufer eine Schlacht im Gange. Mit einem Schlage hofften die Verbündeten die deutschen Abwehrmaßregeln fortzufegen. Rechts und links von Combles waren wohl einzelne Grabenstücke verloren gegangen, der Ring um den heiß umstrittenen Ort zog sich enger und enger, doch trotzig hielt die deutsche Infanterie stand. Am 17. ließ der Kampf nach, die Verbündeten gewannen den Eindruck, daß Combles nicht so ohne weiteres zu nehmen war. Die Engländer wollten es auf der rechten, die Franzosen auf der linken Seite einschließen und durch Hunger und Feuer die Waffenstreckung der schwachen Besatzung erzwingen. Auf diese Weise war 1000 m westlich Combles nach wochenlangem Ringen das vom II. Bataillon des Regiments Hamburg verteidigte Guillemont verloren gegangen. Tagelang hatten die Hamburger die Trümmer des Dorfes verteidigt, dann war der Ort von Truppen und Feuer eingeschlossen. Jeder Verkehr nach rückwärts war unmöglich geworden. Unsere Versuche, die Besatzung herauszuhauen, scheiterten bei der Überzahl des Feindes. Als dann die Patronen ausgingen, die Brunnen durch Geschoßeinschläge verschüttet wurden, da blieb schließlich dem schwerverwundeten Kommandeur, dem Hauptmann Nau, nichts anderes übrig, als die Waffen zu strecken, aber „Unbesiegt!" Die Welt wird noch staunen, wenn sie die Einzelheiten jener Sommekämpfe von Thiepval, Guillemont,[1]) Fricourt und Ovillers erfahren wird! —

Jetzt sollten wir die kampfesmüden Verteidiger ablösen. Im feindlichen Feuer, mühsam und langsam von einem Trichter zum andern sich vorschiebend, waren die Ablösungstruppen in der Nacht

[1]) Ich verweise auf das prachtvolle Buch des später an der Somme gefallenen Leutnants Otto Ahrends „Mit dem Regiment Hamburg in Frankreich 1914—1916". Verlag von E. Reinhardt-München. Das Buch verdient, gelesen zu werden.



vorwärts gekommen. Geländemarken waren schon lange spurlos verschwunden, die aufsteigenden Leuchtzeichen beim Feinde gaben nur ungefähr die Richtung, um schließlich irgendwo den bestimmten Verteidigungsabschnitt zu erreichen, sich in diesem zurechtzuschieben und den Anschluß an den Nachbar herzustellen. Drückend empfand der Mann zunächst das Gefühl des Alleingelassenseins. Wo war der Nachbar? Beängstigend wirkte der Zweifel, ob im nächsten Granattrichter nicht auch schon der Feind saß. Aber man gewöhnte sich an alles. Gespannte Aufmerksamkeit und verstärkte Sicherungen waren geboten, um Überraschungen zu verhindern. Fand man sich dann einmal in unerwarteter Lage, dann half am besten schnelles Zufassen. Der Geschwindere, der Gesündere! Hindernisse gab es schon lange nicht mehr. Ganz naturgemäß wichen unsere Leute den feindlichen Geschoßeinschlägen aus, so war denn die ganze Linie in ununterbrochener Bewegung, damit hing es auch zusammen, daß Befehlserteilung, Versorgung mit Verpflegung und Schießbedarf recht schwierig waren. Aber die Truppe empfand es als Vorteil, daß die feindlichen Flieger nur schwer das Feuer auf unsere Stellungen lenken konnte, daß die Verluste, wenn man einmal in den Granattrichtern eingerichtet war, nachließen. Standen wir doch dem Feinde so nahe, daß die feindlichen Granaten, um die eigenen Leute nicht zu gefährden, häufiger in das Hintergelände als in die Kampflinie einschlugen.

Von der Division hatte jedes Regiment ein Bataillon in vordere Linie genommen, hielt eins in der Bereitschaft und eins in Ruhe. Die feindlichen Batterien suchten durch die Lage ihres Feuers eine nur unter Verlusten durchschreitbare Sperre hinter die Gefechtslinie zu legen. Hatte dann eins der Bereitschafts-Bataillone einen eingebrochenen Feind durch Gegenstoß herausgeworfen — und das kam an jedem Tage einige Male vor —, so war nur zu leicht ein Vorwand gefunden, vorn zu bleiben, anstatt nach Beendigung des Gegenstoßes noch einmal den verlustreichen Weg zur Bereitstellung zurückzulegen. Rechts stand in Morval, angrenzend an den linken Flügel der 52. Reservedivision, das Reserve-Infanterie-Regiment 236, dann in der Mitte Reserve-Regiment 235 und auf dem linken Flügel in Combles das Reserve-Regiment 234. Das waren etwa 1200 Gewehre in vorderer Linie, von denen je eins auf 4 m kam. Die Zahl unserer Maschinengewehre nahm leider dauernd ab, obwohl in den Kämpfen erbeutete englische Gewehre Verwendung fanden. Wenn der Feind alles das geahnt hätte! Aber damals gab es bei uns noch keine Überläufer! Unsere braven Patrouillen gingen Nacht für Nacht gegen den Feind und kehrten immer mit Beutestücken und Gefangenen heim. Auch Überläufer vom Feinde kamen, die bereitwilligst alles aussagten, was sie wußten. Jedenfalls war eins sicher: ein neuer Angriff, der noch viel kräftiger geführt werden sollte, als der vorige, stand unmittelbar bevor. Wir hatten

keine Zweifel über die Stärke des Feindes, wir kannten die Nummern und den Wert seiner Divisionen. Auf der 5 km langen Front von Combles bis Les Boeufs standen 5 englische Divisionen, darunter Garde, Schotten, Canadier, dahinter Reserven an Fußtruppen und Reiterei. Weiter südlich schlossen sich auf dem gleichen Raume als gut und angriffsfreudig bekannte französische Divisionen an. Von der einen wußten wir, daß sie schon dreimal an der Somme nach schweren Verlusten aufgefüllt war und jetzt nach dem sicher erwarteten Siege wieder in Ruhe kommen sollte. Die Überlegenheit an Artillerie und Fliegern mußte die Aussichten eines Angriffes erheblich steigern. Unter dem Feuer des Feindes wurde die Kampfkraft unserer Truppe von Tag zu Tag geringer, da es ihr an Ruhe und Verpflegung fehlte. Nur unter Verlusten konnten wir durch Trägertrupps Schießbedarf und Verpflegung, namentlich Mineralwasser und Rauchtabak nach vorn bringen. Gespart wurde gar nichts, trotzdem kam leider nur wenig bis in die vordere Linie. Wenn dieses aber überhaupt gelang, so war es das Verdienst der unter Entsagung und Gefahr still und unverdrossen arbeitenden Trägertrupps. Führer und Truppe gedachten mit Dankbarkeit ihrer; ohne ihre Pflichttreue hätten wir überhaupt nicht aushalten können. Mir war es stets eine Freude, den Trägern Auszeichnungen verleihen zu können, denn auch sie hatten Anteil am Erfolg.

Bei unserer Artillerie sah es schlimm aus; zwar gelang es uns immer wieder, mehrere Rohre gegen einzelne wichtige Ziele zu vereinen, aber ein Rohr nach dem anderen wurde unbrauchbar. Ich kann nichts besseres tun, als mit einigen Kürzungen das Wort einem Artillerieoffizier, dem Leutnant der Reserve Sapper vom Feldartillerie-Regiment 116 zu überlassen, der sich in einem Unterstande vorn bei der Infanterie aufhielt:[1])

„In dem 1,20 m breiten Gang, der die beiden Ausgänge verband, stand ein kleiner Tisch. An ihm saßen beim Licht einer rußenden Kerze der Bataillonsführer und sein Adjutant über ihren Karten und Stellungsplänen. Ein handgroßes Plätzchen an ihm bekam nun auch ich als Arbeitsplatz zugewiesen. Drei Infanteristen und drei Artilleristen bedienten, auf dem Boden kauernd, ihre Telephonapparate, und auf den Stollentreppen hockten noch ein halbes Dutzend Meldegänger; damit war „das Haus" bis auf den letzten Platz gefüllt. Zum Schlafen war keine Stelle zu finden, an der man sich hätte ausstrecken können. Nur der Kommandeur hatte ein kistenähnliches Bett, eine Annehmlichkeit, die er aber während meines viertägigen Aufenthaltes beim Bataillon nur einmal für einige Minuten ausnützen konnte. Am ersten Tage meines Kommandos lag der schwer gasvergiftete Bataillonsarzt in diesem Bett.

[1]) „Das württembergische Feldartillerie-Regiment Nr. 116", erschienen in der Belser'schen Verlagsbuchhandlung (Stuttgart). Auf die vorzüglich von Leutn. d. R. Staehle geschriebene Regimentsgeschichte sei besonders hingewiesen.

Er konnte, wie alle Verwundeten und Kranken, erst des Nachts nach rückwärts gebracht werden. Über Mittag flaute das feindliche Artilleriefeuer etwas ab. Nur die eigensinnige englische „dicke Berta", ein 38 cm-Geschütz, warf mit unheimlicher Ausdauer und Pünktlichkeit alle 4—6 Minuten ihre derben Grüße in unser Dorf. Schon seit Tagen, alle 4—6 Minuten, Tag und Nacht. Der Boden erzitterte unter der furchtbaren Wucht der Einschläge dieser Riesengeschosse. Mit höllischem Krachen schoß eine riesenhafte schwarze Staub- und Rauchwolke gegen den Himmel, gefolgt von dem Prasseln und Klirren stürzenden Mauerwerks. In unserem Stollen erlosch das Licht, die Nägel in den Wänden lockerten sich, Mützen, Mäntel, Waffen, alles flog durcheinander. Es war klar, daß auch unser 7 m tiefer Stollen der vernichtenden Kraft dieser Granaten nicht hätte widerstehen können. Wir hatten deshalb nach jedem Einschlag, der unsere Deckung noch nicht eingedrückt hatte, das „erleichternde" Bewußtsein, daß das Schicksal uns noch einmal eine Frist von mindestens 4—6 Minuten gegönnt hatte, ehe wir vielleicht verschüttet, verkohlt oder erstickt, dem Leben den Rücken kehren mußten. Die Versuchung, immer nur diesem Gedanken nachzuhängen, war so groß, daß es aller Willenskraft bedurfte, bei seiner Arbeit zu bleiben und seine Ruhe zu bewahren.

Wieder bebte die Erde. Ein neuer Donnerschlag schmerzte in den Ohren, als gleich darauf zwei Leute die Treppe herunterkeuchten. Bart- und Kopfhaare waren ihnen weggebrannt, der Rock des einen glimmte noch. Sie würgten nach Worten, die Angst war ihnen an die Kehle gesprungen. „A—a—alles tot! A—alles tot!" rang es sich endlich von ihren verzerrten Lippen. Es waren zwei Leute aus unserer Telephonzentrale, die in einem ebenfalls mindestens 7 m tiefen Stollen unter einem Haus uns gerade gegenüber untergebracht war. Der Stollen war von dem letzten Schuß durchschlagen worden und 23 Mann lagen unter seinen Trümmern begraben, sieben Meter unter dem Boden. Die beiden geretteten Leute befanden sich zur Zeit des Unglücks am Stolleneingang oben, und es war ihnen aus dem Stollen heraus die Stichflamme des explodierenden Geschosses ins Gesicht geschlagen. Die sofort ausgeschickte Rettungsmannschaft konnte nur einen Militärstiefel und den Rest eines verkohlten Beines bergen. Ein weiteres Vordringen durch den fast gänzlich verschütteten Eingang machte das Vorhandensein von Kohlenoxydgas, an dem auch einer der Rettungsmannschaften erkrankte, unmöglich. Die 23 Mann im Stollen waren verloren.

Unendlich langsam verstrich der Tag. Dumpf vor sich hinstierend lauschte man auf den wieder anschwellenden Gefechtslärm. Aus einer Ecke drang das quälende Röcheln des gasvergifteten Rettungsmannes, vermischt mit dem leisen Wimmern der völlig zusammengebrochenen Leute aus der Telephonzentrale. Ab und zu kamen Gefechtsordonnanzen mit durch Schrecken und Anstrengung unkenntlichen

Gesichtern, überbrachten wortlos ihre Meldungen aus vorderster Linie und wurden mit Befehlen wieder hinausgeschickt.

Meine Telephonverbindung zu den Artilleriebeobachtungen war schon längst nicht mehr aufrechtzuerhalten gewesen. Ich konnte meine drei Telephonisten nur als Meldegänger verwenden. Schon am ersten Tage fielen zwei von ihnen durch Gasvergiftung aus, und erst nach zwei Tagen bekam ich Ersatz. Gegen Abend steigerte sich das feindliche Artilleriefeuer aller Kaliber zum Trommelfeuer. Zweifellos wollte der Engländer wieder angreifen, wie er es seit Tagen fast jeden Morgen und Abend an dieser Stelle versucht hatte.

Da keine telephonische Verbindung nach rückwärts mehr bestand, eilte ich mit einer Leuchtpistole und roten und grünen Leuchtkugeln nach dem Stolleneingang hinauf. Dort oben war die Hölle los! Mit betäubendem Krachen schlugen überall die Granaten ein, hüllten die stürzenden Häusermauern in ihre schwarzen Rauchwolken, bohrten sich in die Trümmer und wühlten in den Schutthaufen, Steine und Eisen emporreißend. Mit scharfem Krachen und heller Flamme zersprangen die Schrapnells und klirrend barsten die Dachziegel unter ihrem Bleihagel. Balkenwerk begann zu brennen und über der Feuerglut flatterten zahllose weiße Leuchtkugeln am Himmel, von dem sich die zerschossenen und zerfetzten Häusertrümmer in gespenstischen Umrissen abhoben. Und da! — jetzt ging's los! — Scheinwerfer blitzten auf, Maschinengewehr- und Infanteriefeuer knatterte die Gräben entlang. Ich feuerte meine roten Signalpatronen ab, auch aus den Gräben fliegen jetzt überall unter weißen Leuchtkugeln rote hoch, — Sperrfeuer.

Wütend kläfften hinter uns unsere Feldgeschütze, hämmerten und klopften Haubitzen und Mörser. Jetzt erst war das Orchester vollständig! Mit wilder Freude lauschte ich über mir auf das Pfeifen, Schleifen und Gurgeln unserer Geschosse, die den Engländern entgegenschlugen. Brav so, ihr Artilleristen, schießt, schießt, was die Rohre schaffen können! Nach ungefähr einer Stunde ließ das Feuer nach. Die Meldungen von den Kompagnien und benachbarten Bataillonen liefen ein. Der Angriff war wieder abgewiesen worden, überall, teilweise im Nahkampf.

Am nächsten Morgen begleitete ich den Bataillonskommandeur in den Graben. Mühsam kletterten wir über die Trümmer der Häuser und durch die unzähligen Trichter, die die Granaten in die Straßen gerissen hatten, oder keuchten unter der Gasmaske durch den Giftnebel der Gasgeschosse, die der Engländer in reichem Maße verwendete. Hin und wieder peitschte eine Reihe Maschinengewehrschüsse die zerstörte Dorfstraße entlang. Mit eigentümlichem Gezwitscher zerschnitten die kleinen Geschosse die Luft und bohrten sich mit hartem Schlag in zersplittertes Holz, oder prallten grell aufsingend von Mauerresten ab.

Dann kam der Graben! — Graben? — zerwühlte, zerrissene Erde. In kleinen, mit dem Handspaten ausgehobenen Löchern kauerten lehmbeschmutzt graue Bündel mit braun gegerbten Gesichtern und rußigen Händen. An einigen Stellen lagen Tote in langen Reihen mit Zeltbahnen bedeckt über Deckung. Mit dumpfem Knallen schlugen immer von neuem die feindlichen Infanteriegeschosse in ihre verstümmelten Gliedmaßen.

Ein furchtbar schreiender Mann wurde unter den Trümmern eines verschütteten Unterstandes hervorgezogen; ein anderer saß in einer Dreckpfütze und sang. Seine Haare klebten in filzigen Strähnen an der Stirn; der Wahnsinn stand in seinen weit aufgerissenen Augen. Als wir vorübergingen, erzählte er uns geschwätzig, er habe den Teufel gesehen, gestern und alle Tage, es sei sehr lustig gewesen, er habe mit ihm getanzt, und er lachte und schnalzte mit der Zunge. Ein junger Mensch trat auf mich zu. Er zitterte am ganzen Leib und stammelte nur immer wieder die eine Frage: „Wann werden wir abgelöst?"

Sonntag, morgens 5 Uhr, war wieder heftiges Infanteriefeuer durch den Höllenlärm der Artillerieschlacht zu hören. Nach einer Stunde jedoch trat plötzlich fast vollständige Ruhe ein. Meldungen von vorn waren noch nicht eingetroffen. In der Annahme, daß der Angriff wieder abgeschlagen, nützte alles die seltene Ruhe, um endlich einmal wieder ein wenig zu schlafen. Ich vermochte aber trotz der großen Müdigkeit kein Auge zu schließen. Die seltsame Stille beunruhigte mich. Plötzlich hörte ich einige Infanterieschüsse. Sie mußten ganz in der Nähe unseres Stollens abgefeuert worden sein. Das war unheimlich. Ich eilte nach oben. Da sah ich zwei Infanteristen in schnellstem Lauf durch die Trümmer hetzen. Mit gräßlichem Aufschrei warf der eine der beiden Meldegänger die Hände hoch und stürzte vornüber auf's Gesicht. Der andere rannte an mir vorüber die Stollentreppe hinunter mit dem Ruf: „Herr Major, die Engländer sind da!"

Das war kein sanfter Weckruf für die erschöpften Schläfer dort unten; es trat ein Moment wortlosen Erstarrens ein, dann rannte alles mit seiner Waffe nach oben. Doch ehe wir wußten, wo wir den Feind zu suchen hatten, krachte eine Handgranatensalve zwischen uns und setzte lebhaftes Schützenfeuer auf uns ein. Und schon nach wenigen Sekunden waren zwei Mann gefallen, der Major, der Adjutant und fünf Meldegänger verwundet. Wir Übriggebliebenen trugen darauf die Verletzten wieder in den Stollen und legten ihnen Notverbände an.

Plötzlich leuchtete ein Feuerblitz im Stollen auf und ein heftiger Donnerknall erschreckte uns. Die Stollentüren zersplitterten. — Handgranaten! — Der Engländer warf durch die beiden Stolleneingänge Handgranaten, die in dem dichten Knäuel verzweifelter Menschen weitere Verwundungen herbeiführten. Eine der Hand-

granaten brachte hundert Leuchtkugeln, die im Stollen lagerten, zur Explosion, und der kleine, dunkle Raum füllte sich dadurch mit zähem, beißenden Rauch, der das Atmen beinahe zur Unmöglichkeit machte. — Es kamen fürchterliche Stunden für uns. Die Handgranatenwerferei nahm ihren Fortgang. Meldungen von außen gingen natürlich nicht ein. Die Hoffnung auf Entsatz schwand von Stunde zu Stunde mehr. Beklemmende Stille herrschte draußen. Die anfängliche Erregtheit wich langsam einer völligen Teilnahmslosigkeit. Die irrenden Gedanken begannen sich auf den einen festzulegen: man machte sich mit dem Gedanken des Todes, bestenfalls mit dem einer Gefangennahme vertraut.

Verschiedene Meldegänger hatten schon versucht, mit Berichten über unsere bedrohte Lage ins Freie zu kommen. Es war ihnen nicht gelungen. Einer brach gleich am Stolleneingang durch einen Hieb auf den Kopf ohne Laut zusammen. Ein anderer wurde nach wenigen Schritten erschossen. Nach sechsstündigem, qualvollem Warten erbot ich mich selbst, noch einmal zu versuchen, eine Meldung zu unseren Reserven durchzubringen. Der Kommandeur, der aus einer durch einen Bauchschuß verursachten Bewußtlosigkeit erwacht war, diktierte mir den Bericht. Mein einziger Telephonist, der mir noch unverwundet geblieben war, wollte mich durchaus begleiten. Ich gab ihm meine Meldetasche zu tragen, steckte die Meldung aber selbst zu mir. Es war wahrscheinlich, daß unmittelbar vor oder über den Stolleneingängen die Engländer lagen. Zunächst also galt es, möglichst rasch aus dem Bereich ihrer Nahkampfwaffen zu kommen, noch ehe sie Zeit gefunden hatten, sie gegen uns in Anwendung zu bringen. Was dann weiter zu tun war, mußte der Lage angepaßt werden und unserem Glück überlassen bleiben. —

Mit entsicherten Pistolen gelangten wir auch unbehelligt bis zur letzten Treppenstufe. Zu unseren Füßen, den Ausgang halb versperrend, lag hier mit zertrümmertem Schädel, blutüberströmt, der eine unserer Meldegänger, die schon versucht hatten, mit Meldungen aus dem eingeschlossenen Stollen zu gelangen; kaum fünf Meter davon, das Gesicht im Schmutz vergraben, der andere von ihnen. Unter Aufbietung aller meiner Kräfte jagte ich aus dem Stollen und wandte mich dann unter der Deckung einer zerschossenen Böschung nach rechts. Doch schon nach den ersten Sprüngen krachten hinter mir zwei Handgranaten und setzte Infanteriefeuer ein. Ich sah keinen der Gegner. Ich fühlte, wie kalter Schweiß meinen Körper bedeckte. Um ein wenig Atem zu schöpfen, sprang ich in einen mit Wasser gefüllten Stollen in Deckung. Zehn Minuten lang stand ich bis an die Brust in dem stinkenden Wasser. Nicht weit von mir stöhnte ein Mensch, von Zeit zu Zeit stieß er röchelnde Rufe aus. Sehen konnte ich ihn nicht. Meine Lage war nicht sehr aussichtsreich. — Das feindliche Artilleriefeuer hatte plötzlich wieder eingesetzt; es lag hauptsächlich auf den Reservegräben, meinem Ziele. Unter

unaufhörlichem Dröhnen und Krachen schossen die Rauchwolken der Einschläge in die Höhe, vom tiefsten Schwarz bis zum hellen giftigen Gelb. Ein Zurück war aber gänzlich ausgeschlossen; ich mußte unter allen Umständen versuchen, trotz des heftigen Artilleriefeuers die Reserven zu erreichen. Ich kletterte vorsichtig aus meinem Versteck und kroch, die Pistole in der Hand, auf dem Bauch weiter. Bald jedoch schlugen rings um mich Infanteriegeschosse ein. Da packte mich sinnlose Wut; ich fluchte und schimpfte wie ein ungezogenes Kind und warf alle Vorsicht beiseite. Ich sprang auf und hetzte, immer im Zickzack, über freies Feld. Ich lief und lief. Es ist kaum glaublich, wie ein Mensch in der Todesangst laufen kann. Ich kam in ein Haferfeld. Die Halme schlangen sich um meine Beine, ich stolperte, pfeifend ging der Atem. Und endlich stürzte ich in einen Granattrichter, fiel platt auf das Gesicht, der Mund war voller Erde, und hier blieb ich liegen, wie lange, vermag ich nicht zu sagen. Mit vollständiger Ruhe kroch ich dann durch das Haferfeld gedeckt weiter, um mich erst kurz vor unseren Reservegräben aufzurichten und in raschen Sprüngen durch das dichte feindliche Abriegelungsfeuer den Graben zu erreichen.

Das feindliche Feuer hatte hier in der kurzen Zeit schon furchtbar gehaust. Der halbverschüttete Graben lag voller Toter. Die angstvollen Schreie Verstümmelter und das entsetzliche Röcheln Sterbender begleiteten mich auf der mühsamen Suche nach dem einzig überlebenden Kompagnieführer, jetzt auch noch stellvertretenden Führer des Bataillons. In einem kleinen, kaum splittersicheren Unterständchen, das wie durch ein Wunder bisher vom feindlichen Feuer verschont geblieben war, fand ich diesen. Ich übergab ihm meine Meldung und teilte ihm meine persönlichen Beobachtungen über die vermutliche Stellung des Feindes mit. Darauf wurden zwei Kompagnien zum Gegenstoß angesetzt. Nach kurzem Kampfe gelang es diesen, die Engländer zurückzuwerfen, 140 Gefangene einzubringen und die Gefechtslinie zu retten."

So wechselten Tag für Tag Angriff und Beschießung miteinander ab; meist wollten die Feinde nur unsere Widerstandskraft erproben oder eine Sprungstelle für den Sturm gewinnen. So hatten am 20. die Engländer bei unserer rechten Nachbardivision ein Stück aus unserer Stellung herausgebrochen; unser Nachbar hatte das Engländernest nicht wieder nehmen können. Am 22. fiel bei der linken Nachbardivision (213.) die Ziegelei südlich Combles in französische Hände; ein sofort von uns unternommener Gegenstoß wurde abgewiesen. Das Bataillon blieb in Combles. Am 23. begann eine planmäßige Artillerievorbereitung des Angriffs, auch in der Nacht wurde das Feuer fortgesetzt, um dann am Morgen des 24. zum Gasbeschuß überzugehen. Feindliche Vorstöße wurden, wie an den anderen Tagen, abgewiesen. Die Infanterie hielt. Am gleichen Tage meldete der Artilleriekommandeur, die Batterien seien nieder-

gekämpft, die Infanterie könne nicht mehr auf ihre volle Unterstützung rechnen. Ja, was dann? Wir mußten trotzdem aushalten. Verstärkungen waren nicht zu erwarten. Es wird weitergekämpft; die Artillerie mußte ihre ganze Kraft gegen die feindlichen Gräben einsetzen, sobald diese für den Sturm aufgefüllt wurden. So brach der 25. September an. Das ganze Gefilde war mit hochgewirbeltem Staub und schwarzem Rauch bedeckt. Die dicke Luft benahm den Leuten den Atem, zu sehen war nicht viel! Es war kein Zweifel mehr, daß ein ernstlicher Angriff in allerkürzester Zeit bevorstand. Mehrfach wurde Sperrfeuer aus der vorderen Linie angefordert, pünktlich setzte es jedesmal schnell und sicher ein, das Feuer lag gut, aber infolge des Ausfalls an Geschützen war es schon recht dünn geworden. Die Aufmerksamkeit war auf das Höchste gespannt. Um 9½ Uhr füllte sich der Graben vor den Nachbardivisionen mit Sturmtruppen. Die verfügbaren Batterien schwenkten auch sofort auf diese Ziele ab, es gelang auf diese Weise, die Nachbarn zu unterstützen. Der große Angriff war jetzt im Gange. Erst um Mittag wurde auch das Auffüllen der Gräben vor unserer Divisionsfront gemeldet, die Batterien richteten ihr Feuer jetzt gegen die Sturmstellungen. Noch einmal kam von Combles ein Lichtspruch: „Alles unverändert." Das war die vorletzte Nachricht von der Besatzung, die an die Division gelangte. Rechtzeitig konnte ein am Abend vorher eingetroffener Maschinengewehr-Scharfschützentrupp hinter dem linken Flügel der Division eingesetzt werden, es gelang jedenfalls, hier ein Vorgehen des Feindes zu verhindern.

Die feindliche Fliegertätigkeit war außerordentlich rege. Die Flugzeuge kreuzten nur wenige hundert Meter über der Erde und beantworteten jeden Versuch einer Infanteriebeschießung stets dadurch, daß sie durch weiße Leuchtkugeln sofort schweres Artilleriefeuer auf die betreffende Stelle lenkten, mit Maschinengewehren feuerten oder Handgranaten abwarfen.

Nachdem das feindliche Trommelfeuer noch einmal zur größten Heftigkeit angeschwollen war, setzte 2½ Uhr nachmittags beiderseits Combles der Infanterieangriff an. Südlich Combles gelang es den Franzosen, im Abschnitt der 213. Division gegenüber Priez Ferme unsere vorderste Linie zu durchbrechen und noch weiter östlich zum zweimaligen Angriff gegen Rancourt anzusetzen, der schließlich zum Besitz dieses Dorfes führte. Noch wurde Combles selbst nicht angegriffen, so daß die Besatzung dauernd mit Flankenfeuer dem Nachbar helfen konnte. Um 2½ Uhr wurde das rechte Flügelregiment der Division angegriffen, dann auch die 52. Reserve-Division. Ein Einbruch gelang an der Nahtstelle beider Divisionen und weiter nördlich. Das rechte Nachbarregiment verlor eine Menge Gefangene, wir konnten das Abführen der Mannschaften deutlich sehen. Noch aber hielt Morval. Dann versuchten die Engländer, auch nach Süden Raum zu gewinnen. Die Verteidiger wurden auf-

gerollt, nach und nach bröckelte ein Stück der Verteidigungslinie nach dem anderen ab. Weiter östlich lag dichtes englisches Feuer, das jede Bewegung unserer Reserven unmöglich machte. Nur unter dem Einsatz von Geschützen gelang es dem Feinde, unsere zäh aushaltenden Maschinengewehre zu vernichten. Ihre braven Verteidiger lagen fast alle mehrfach verwundet dicht am Gewehr, so wie sie bislang gefochten hatten. Es war kein Zweifel mehr, die englische Infanterie war nördlich Morval durchgebrochen und hatte die Einbruchstelle auch nach Süden erweitert. In Morval hatten sich um einzelne Trümmerreste am Südrande des Dorfes, befehligt von tüchtigen Offizieren und alten Soldaten einige Widerstandsstützpunkte gebildet. Die Reste zweier Feldbatterien mit nur vier Rohren unterstützten kraftvoll ihre Infanterie in diesem ungleichen Kampfe um Morval. Bis um 5 Uhr waren drei Geschütze der rechtsstehenden Batterie vernichtet, ein zum Schutze der Überreste der Batterie festgehaltener Trupp von 15 Infanteristen wurde durch eine einschlagende schwere Granate zersprengt. Bald nach 5 Uhr hörte auch der Widerstand in Morval auf. Die englischen Schützen gingen vorsichtig gegen die Reste der Batterien vor. Infanterie war nicht mehr in der Nähe. Alle Versuche, ein Geschütz durch äußerste Anstrengung aller zusammengeholten Kanoniere im feindlichen Feuer aus seiner zusammengeschossenen Deckung herauszuziehen, mißlangen. Nur das zweite zerschossene Geschütz ließ sich eine Strecke zurückbringen, mußte dann aber doch liegengelassen werden. Bei diesem Geschütz sammelte sich die Bedienung der Batterie nach Mitnahme der schriftlichen Befehle und des Richtgeräts. Noch einmal ging der Batterieführer nach den zurückgelassenen Geschützen vor, er plante schon jetzt einen Bergungsversuch in der Nacht, aber die englischen Schützen hatten dicht vor der Batterie halt gemacht. Am Abend mußte auch das zurückgezogene Geschütz seinem Schicksal überlassen werden. Es konnte auch nicht mehr schießen. Die wenigen Überlebenden der Batterie suchten Schutz bei schwacher Infanterie, die östlich Sailly wieder Front gemacht hatte. Die Batterie war ruhmvoll untergegangen, sie hatte ihre Soldatenehre rein und unbefleckt erhalten. Gleiches Los traf die linke Batterie, sie erhielt, als die Nachbarbatterie untergegangen war, heftiges Feuer aus Morval. Nur noch ein Geschütz konnte feuern, der Zeitpunkt mußte kommen, wo auch dieses letzte Geschütz zusammengeschossen war. Der Batterieführer ließ die Befehle verbrennen, er selbst nahm Karten und Geheimbefehle an sich, die Verschlüsse der unbrauchbaren Geschütze wurden vergraben, die sämtlichen Richtmittel den Leuten mitgegeben, dann zum Schluß das letzte brauchbare Geschütz durch eine Handgranate zerstört. Die Batterie hatte großes geleistet, nur hätte man besser durch Freiwillige das eine Geschütz noch bis zuletzt weiterbedienen sollen, namentlich da Combles noch aushielt. Der letzte Schuß kann die Entscheidung geben.

Eine breite Lücke war zwischen der 52. und 51. Reservedivision gerissen. Mannhaft behauptete sich noch Combles und die unmittelbar nördlich anschließenden Stellungsteile. Mehrfach waren Angriffe der Engländer unternommen worden, sie wurden abgewiesen. Auch nach Süden stießen unsere Patrouillen auf Franzosen. Die Division hatte schon vor Stunden um Einsatz der hinter der Front arbeitenden Divisionen gebeten. Combles, von 2 Bataillonen mit etwa nur 700 Gewehren verteidigt, mußte unbedingt aushalten, bis dieser Gegenstoß wirksam wurde.

In Combles wurden die Verhältnisse für die Verteidigung immer schwieriger. Durch das die ganze Nacht des 24./25. auf dem Orte liegende Artilleriefeuer (namentlich Gasgranaten) war eine Wiederherstellung der zerschossenen Gräben kaum noch möglich, der Bau neuer Gräben gänzlich ausgeschlossen. Durch Einsatz der Sturmtrupps war es in der Nacht noch einmal gelungen, ausreichend Verpflegung und Wasser nach Combles zu schaffen. Dagegen war der Abtransport der Verwundeten nicht mehr möglich gewesen, sie überfüllten den Sanitätsraum und die zum Teil schon vergasten Katakomben.

Von Tagesanbruch ab lag stärkstes Artilleriefeuer auf der ganzen Stellung von Priez Ferme bis Combles einschließlich und auf den östlich gelegenen Grabenresten. Sehr wirksam war das Feuer einer schweren Batterie, die anscheinend im Grunde südlich Priez Ferme stand und die Stellung vor Combles flankierte. Gegen Mittag steigerte sich das Feuer zum Trommelfeuer, wodurch ganze Grabenstücke im Westen und Südwesten eingeebnet wurden. Feindliche Flieger kreisten in kaum 200 m Höhe über Combles, leiteten das Feuer auf die Gräben und gegen die Eingänge der Katakomben und schossen sogar mit Maschinengewehren auf einzelne Meldegänger.

Der Führer der Gefechtsgruppe Combles, Major Pratsch, war über die Ereignisse im Nebengelände gut unterrichtet. Das Vorgehen der Engländer auf Morval und Les Boeufs konnte genau beobachtet und durch Feuer der Maschinengewehre belästigt werden, auch sah man, wie nach dem gelungenen Angriff der Engländer etwa 600 deutsche Gefangene (wohl vom Regiment 239) gesammelt und unter Bedeckung einer Eskadron zurückgeführt wurden. Etwa um 5 Uhr nachmittags wurde dem Führer in Combles gemeldet, daß südlich Morval deutsche Truppen zurückgingen. Kurz darauf, daß die Engländer in das Birkenwäldchen nördlich des Dorfes eingedrungen seien, und um 6 Uhr nachmittags, daß Morval vom Feinde genommen sei, Frégicourt aber noch gehalten werde, stärkere feindliche Reserven noch weiter südlich im Vorgehen seien.

Angesichts der beiderseitigen, umfassenden Bedrohung der Verbindung mit Combles hatte das Regiment 234 die Räumung von Combles beantragt. Die Brigade — General Busse — lehnte diese ab, schob Sturmtrupps und Trägerzüge aus Le Mesnil nach Sailly

heran und bat um Überweisung des Reserve-Bataillons (III/234), das auch von der Division zur Verfügung gestellt wurde. Gegen 7 Uhr abends war die Lage derart, daß von den Regimentern 234 und 235 die alte Stellung zwar noch gehalten wurde, aber beiderseits völlig umfaßt war. Die Nacht konnte und mußte die völlige Einschließung bringen.

Das erst am Morgen des 25. abgelöste Ruhebataillon III/235 war 4 Uhr nachmittags der Brigade zur Verfügung gestellt worden und hatte von dieser den Befehl erhalten, einen festen Anschluß an die 52. Reservedivision herzustellen und, wenn möglich, sich wieder in den Besitz von Morval zu setzen. Um 10½ Uhr abends traf das Bataillon erst in Sailly ein. Für einen Gegenstoß war es jetzt zu spät, da der Gegner Morval inzwischen mit starken Kräften besetzt und alle Maßregeln zur Abwehr getroffen hatte. Es gelang dem Bataillon aber, die entstandene Lücke zu schließen und den Anschluß an das Regiment 239 herzustellen. Um 8 Uhr abends wurde die letzte Reserve der Division, die beiden erst am Vormittag des 25. abgelösten Bataillone der Regimenter 234 und 236 sowie 240 gesammelte Versprengte der Brigade zur Verfügung gestellt. Trotz der gefährlichen Lage, in der Combles sich befand, war die Division fest entschlossen, den Ort zu halten und die Wiederherstellung der alten Front durch frische Kräfte abzuwarten. Mit den eigenen Kräften war ein Gegenangriff gegen den weit überlegenen Feind aussichtslos.

Durch einen verstümmelten Lichtspruch aus Combles, der (statt die Stärke der in Combles vorhandenen Reserven) die ganze kampffähige Besatzung von Combles überhaupt nur mit hundert Gewehren angab, wurde jedoch die Brigade veranlaßt, die Räumung des Ortes und des nach Norden anschließenden Grabens zu befehlen, in dem Bestreben, die sonst als verloren anzusehenden abgeschnittenen Kräfte zur Verteidigung einer neuen Stellung nutzbar zu machen. Dies war die letzte Nachricht, die ich aus Combles erhielt. Ein auf diese Meldung hin von der Division ergangener Befehl konnte nicht mehr weitergegeben werden, da die Lichtsignalstation zerstört war und Meldegänger nicht mehr rechtzeitig eintreffen konnten. Es war gut, denn bald nachher erhielt die Division auch die Nachricht, daß auf einen Gegenangriff mit frischen Kräften verzichtet werden müsse.

Um 8½ Uhr abends hatte der befohlene Rückzug zuerst mit den Reserven aus Combles begonnen. Mit dem rechts anschließenden I./235 war vereinbart worden, um 10 Uhr abends die vordersten Stellungen zu räumen. Der Abmarsch blieb dem Feinde in der sehr dunklen Nacht verborgen, obwohl er auf wenige hundert Meter vor der feindlichen Stellung bei Frégicourt und dem Südrande von Morval vorbeiführte. Verluste waren bei der Räumung nicht zu vermeiden gewesen. Immerhin vollzog sich der Rückmarsch in guter

Ordnung. Alle Maschinengewehre aus Combles waren kampffähig zurückgekommen. Die nicht fortzuschaffenden schweren Flammenwerfer waren vorher unbrauchbar gemacht worden. Die Eingänge der Katakomben konnten nicht gesprengt werden, da in ihnen noch 35 Schwerverwundete lagen, die dem Feinde überlassen werden mußten.

Die aus der vordersten Stellung zurückkommenden Truppen besetzten die sehr dürftigen Deckungen westlich Sailly. Aus Versprengten wurde unter Offizieren des Divisionsstabes eine Aufnahmestellung östlich Sailly gebildet, denn mit sofortiger Fortsetzung des Angriffs mußte angesichts der starken feindlichen Reserven gerechnet werden. Die Widerstandskraft der Truppen bei Sailly konnte nur sehr gering angeschlagen werden. Wenn die Engländer und Franzosen das gewußt hätten, sie wären sicherlich durchgekommen. Wieviel, oder besser, wie wenig Gewehre bei den stark durcheinander gekommenen Abteilungen bei Sailly noch vorhanden waren, ließ sich gar nicht übersehen. Der Feind begnügte sich jedoch mit seinem Erfolge. Erst gegen Mittag des 26. wurde Combles von den Engländern kampflos besetzt, die dann auch nachrückenden Franzosen sollen von Engländern beschossen worden sein, so daß der Ausdruck des französischen Berichtes, daß Combles „erobert" sei, sich zur Not rechtfertigen läßt.

Am 26. gegen 8 Uhr vormittags lebte die feindliche Artillerietätigkeit wieder in alter Stärke auf. Die vorderen Linien der Division wurden von da an, wie an den Tagen vorher, mit kräftigem Feuer belegt. Unter Zuhilfenahme von Fliegerbeobachtung suchte der Gegner mit schwerem Kaliber einen Teil unserer Batterien niederzukämpfen, indem er gleichzeitig ihre Stellungen vergaste. Die Tätigkeit der eigenen Artillerie wurde dadurch schwer behindert, zumal zu gleicher Zeit der Feind die Beobachtungsstellen der Batterien planmäßig bekämpfte und da die Drahtverbindung bei dem heftigen Feuer auf das Zwischengelände versagte. Trotzdem gelang es den Batterien, sowie Sperrfeuer aus der vorderen Linie angefordert wurde, wie an den vorhergehenden Tagen, so auch heute bei den am Nachmittag erfolgenden Angriffen ein Vorgehen zu verhindern. Ein vorgeschickter englischer Panzerwagen fiel in ein Granatloch und verbrannte vor unseren Augen. Am Nachmittag hatte die Stellung der Division unter Aufrechthalten der Verbindung mit den Nachbarn erneute Festigkeit gewonnen, jeder Mann fühlte, hier kommen sie nicht durch. Die Truppe fand Deckung in Granatlöchern; Schützengräben und Hindernisse waren nicht vorhanden, wenn auch die feindlichen Berichte seltsamerweise von stark befestigten Stellungen sprachen. Es fanden mehrfache Vorstöße statt, die unter Verlusten abgewiesen wurden. Bei den Bergungsarbeiten der zwischen den beiderseitigen Stellungen stehenden Reste der beiden Batterien (4. und 5./185) wurden unter Verlust von sieben Mann

und zwölf Pferden und zweier durch Volltreffer zerstörter Munitionswagen, vier Geschütze und 437 Schuß zurückgeführt. Das war eine Glanzleistung, auf die die Mitkämpfer stolz sein können. Unter den Gewehren der in nächster Nähe befindlichen Schützen des Feindes mußte aber ein völlig zerschossenes Geschütz, da es nicht mehr fahrbar gemacht werden konnte, stehengelassen werden. An dem Zurückbringen der Geschütze waren beteiligt: Hauptmann Falbe (5. Batterie), die Leutnants Agena (leichte Munitionskolonne), Sternberg und der Vizewachtmeister Wiegandt (4. Batterie).

Die Infanterie bereitete sich mit allen Kräften auf die Wiederaufnahme des Kampfes vor; was das heißen will, mag folgende Meldung eines jugendlichen Offiziers, des Führers der 7. Kompagnie 236 und gleichzeitig Bataillonsführer, zeigen: „Die Erfahrungen der letzten Nacht haben gezeigt, daß die Mannschaften des II. Bataillons, die bereits sieben Tage in der Kampfstellung liegen, auf einem Grade körperlicher und geistiger Erschöpfung angelangt sind, der eine standhafte Verteidigung des Grabens nicht mehr gewährleistet. Die Leute sind kaum noch wachzuhalten, sie schlafen im Stehen und, soweit sie sich noch wachhalten können, zeigen sie sich gegen alle Einflüsse gleichgültig. Das gestrige Eindringen der Engländer in das Grabenstück der 239er ist auch darauf zurückzuführen, daß die Leute geschlafen haben. Ein persönlicher Einfluß der Vorgesetzten dringt bei den meisten nicht mehr durch. Ich bitte um baldige Ablösung der Leute des II. Bataillons, da ich bei dem Zustande derselben die Verantwortung für eine Verteidigung nicht mehr übernehmen kann." Eine Ablösung war jedoch noch nicht möglich, aber dank des nie erlahmenden Einflusses der Führer hielt die gut erzogene pflichttreue Truppe weiter aus. Von Rancourt aus machte der Feind mehrmalige Angriffsversuche, die bei der 213. Division zu einem Einbruche führten, bei Sailly aber dauernd abgewiesen wurden. Nur einmal scheint Sailly in Gefahr gewesen zu sein. Eine Meldung traf dort ein, daß die Franzosen sich bereits bis auf Sturmentfernung dem Orte genähert hätten; daraufhin wurde die Funkenstation Sailly zerstört und damit die letzte schnelle Nachrichtenübermittlung zur Division vernichtet. Am Abend erfolgte noch einmal ein Angriff, der blutig scheiterte. Gefangene vom französischen Regiment Nr. 34 sagten aus, daß das Regiment seit 35 Tagen an der Somme kämpfte und schon dreimal aufgefüllt sei, am 24. habe es wieder ein Drittel seiner Stärke verloren; die Verluste würden aber sorgfältig geheim gehalten. Trotz des andauernd auf der Stellung liegenden Artilleriefeuers konnte gemeldet werden, daß die Stellung fest in der Hand der Division sei. Mannschaften des Feldrekrutendepots und zurückkehrende Urlauber bildeten trotz ihrer geringen Zahl eine wertvolle Verstärkung. Ernste Willenskraft überwand bei uns die durch ganz unzureichende Verpflegung noch gesteigerte Erschöpfung, die Leute schliefen, wo es nur möglich war.

Mit allen Mitteln versuchte die Division Mineralwasser, Rotwein und Fleischkonserven nach vorn zu schaffen. Die Feldküchen konnten die Mahlzeiten nicht nach vorn bringen, so war alles auf die langsam arbeitenden Träger angewiesen. Erst in der Nacht des 28. konnte reichliche Verpflegung für unsere heldenmütigen Kämpfer nach vorn geschafft werden. Am 28. September wurden wir durch eine frische Division abgelöst.

Der Feind hatte wohl Gelände gewonnen, aber nur unter großen Verlusten. Der geplante Durchbruch war völlig gescheitert, obwohl er durchaus möglich gewesen wäre. Am Abend des 25. konnte nur aus Versprengten eine schwache Reserve gebildet werden. Wenn der Feind gewollt hätte, wir hätten ihn nicht mehr aufhalten können.

Die drei Infanterie-Regimenter der Division hatten 64 Offiziere und 2304 Mann verloren. Nicht berücksichtigt sind die zahlreichen Gaskranken, die für die entscheidende Zeit ausfielen, dann aber immer wieder den Anschluß an ihre Kompagnien fanden. Gefangen waren nur 11 Offiziere und 242 Mann, von denen die meisten verwundet waren.

Die Schlacht an der Somme war ein Ehrentag der Division; trotzdem haben wir den Angreifer beneidet. Seine Aufgaben sind leichter, er läßt seine Toten und Verwundeten hinter sich, er kommt dem großen Ziel immer näher. Der Verteidigungskampf ist ärmer an spannenden Augenblicken. Die Verteidigung verlangt Zähigkeit, Beharrlichkeit und Aufopferung. An diesen Eigenschaften hat es die deutsche Infanterie niemals fehlen lassen.



Aus dem Kriegstagebuch einer österreichisch-ungarischen Pionier-Feld-Kompagnie.

Von Hauptmann Oskar Regele,
einem ihrer Mitkämpfer und Kommandanten im Felde.

Nur eine Kompagnie, von der hier erzählt werden soll, nur eine einzige von den vielen tausenden, die hinausgezogen sind, um Vaterland und Ehre zu schützen, nur ein kleinster Ausschnitt aus dem größten Ringen.

Die Kompagnie ist eins der Elemente des Krieges, wenn man diesen analysiert, sie ist der Punkt, wo die in der Denkerstube des Feldherrn gesponnenen Fäden enden, wo die Idee des Feldmarschalls zum Hurra des Sturmtrupps wird, wo sich die Führung in den Sieg wandelt. Sie ist noch mehr: die Familie, die Heimat, eine heilige Gemeinschaft von selbstlosen Menschen, die zur reinsten Tat schreiten . . . sie ist die Fahne, um die sich die Verteidiger scharen, wenn ein unerbittliches Schicksal nach rechten Herzen Umschau hält. Wer in der Kompagnie, vor dem Tode allen gleich, in Reih und Glied gefochten und geblutet hat, der kennt das unsagbar erhebende Bewußtsein gemeinsamer Entschlossenheit zum Sterben für ein edles Ziel, der kennt das hellste Lachen der Freude, aber auch wehmutvolles Niederknien und Händefalten am Grabe gefallener Kameraden.

An einer Kompagnie läßt sich kein Feldzug und keine Operation darstellen, die Welt ist enger begrenzt: ein Wäldchen, ein Bahndamm, Patronen, Brot, Ablösung, Feldpostkarte . . . das sind die Atome, in die sich die Preßberichte an der Front auflösen. Aus einem Kompagnietagebuch kollern bloß kleine, bunte Steinchen, die jedes nur für sich betrachtet und gewertet sein wollen. Ein anderer Maßstab gilt. Es gibt siegreiche Kompagnien in verlorenen Schlachten und von Mißgeschick heimgesuchte bei gewonnenen Kämpfen.

Schabatz.

August 1914.

Jeder Kriegsschauplatz hat Brennpunkte und jede Waffe ihr besonders zugedachte Gefechtsorte. Hört man Serbien nennen, dann klirren gleich die Waffen der Kaiserlichen vor Schabatz. Josef II. tritt vor unsere Augen, wie er hier 1788 die Truppen über

die Save schickte, samt jenem Pionierkorporal, der als erster in die Feste eindrang und dafür auf der Stelle zum Fähnrich befördert wurde . . . Schabatz gehört den Pionieren, wie 1788 so auch 1914, als sich die endlose Brücke über den Fluß spannte.

Dreimal mußte die Stadt während des Krieges genommen werden. Gleich die erste Eroberung war die Feuertaufe der Pioniere, welche die Probe zu bestehen hatten, ob sie dann später auch einer Weichsel und Donau gewachsen sein werden.

Sengende Augusthitze durchdrang die syrmischen Felder, reiterhoch stand der reife Mais. Staubschwaden begleiteten die dem Ufer zustrebenden Kolonnen, sie dem Auge des Gegners verhüllend. Pionieroffiziere ritten vor, von jeder Kompagnie des 5. Bataillons einer, um die Übergangsstelle zu erkunden. Klenak — ein kleiner Ort, hinter dem sich die Angriffstruppen sammelten, die Division Erzherzog Josef, die Pioniere und ein nicht endenwollender Zug von Brückentrains, gegen 300 sechsspännige Wagen . . . just an der gleichen Stelle, wo einst Kaiser Josef gestanden war.

Es war eine mondhelle Nacht, als die dunklen Schatten der Pontons in die Wellen glitten, eindrucksvolle Ruhe umgab uns, nur dann und wann drang das Brummen der Semliner Batterien herüber, ab und zu ein Gewehrschuß, Hundegebell in Schabatz. Weicher Rasen deckte das Ufer, lautlos sah man Menschen und Pferde am Werke. Das Regiment 44 besetzte die Fahrzeuge. Die Gewehre wurden zurechtgerichtet, die Ruder eingelegt — — — erblassend zerrann die Mondscheibe in der nächtlichen Landschaft... sturmbereit!

Über den Fluß jagen leichte Nebel. Da, um 3 Uhr morgens lösen sich die Pontons gespensterhaft vom Strande, vier Kompagnien in einer Linie. War es Erregung, oder Beklemmung, oder Spannung? Nein, ganz einfache Neugierde erfüllte uns, wie denn eigentlich der Krieg in Wirklichkeit aussehen mag. Bald wußten wir es. Die kriegserprobten Serben ließen uns bis auf hundert Meter ruhig heranrudern, dann aber empfingen sie uns mit ohrenbetäubendem Schnellfeuer, das in die Staffeln Verwirrung brachte. Einige Pontons begannen sich zu drehen, verloren Steuermann und Richtung, gerieten ins Treiben. Im herrschenden, gewiß noch ungewohnten Lärm war jede Gruppe bald auf sich allein angewiesen, auch die 2. Kompagnie — das war die unsrige — sich selbst überlassen. Sie fuhr drauf los; sagte sich, näher zum Feind müsse es wegen des entstehenden toten Raumes unter dem hohen Ufer sicherer werden, ein natürlicher Instinkt trieb vorwärts. Wir sollten uns nicht täuschen. Kurz darauf pfiffen die Kugeln schon über unsere Köpfe hinweg, wir landeten „in Feindesland". Die Infanterie erklomm das Steilufer und warf sich ins erste Gefecht; die leeren Pontons kehrten sofort um, durcheilten rasch die sie verfolgenden Garben der serbischen Gewehre, um neue Truppen zu überschiffen.



Was ging aber am eigenen Ufer vor? Niemand wußte noch etwas vom Fußfassen der Infanterie auf serbischem Boden, denn die anderen Kompagnien waren abgewiesen worden. Unsere Meldung kam daher höchst überraschend. Sofort wurde der Angriff wiederholt, eine drohende Krise überwunden und mittags stand das ganze Regiment drüben, nachmittags war Schabatz in unserer Hand.

Das Tagebuch verzeichnete den ersten Ehrentag. Das uns an diesem Tage beschiedene Glück blieb von nun an der Kompagnie treu . . . auch die beste Kompagnie kommt im Kriege auf die Dauer ohne Glück nicht aus.

700 m lang war die vom 5. Bataillon (es half auch eine Kompagnie vom 9. Pionierbataillon) bei Schabatz geschlagene Kriegsbrücke. Dem Befehle zu ihrem Bau fügte der kommandierende General bei: „Der Erfolg des Tages hängt von den Pionieren ab!" Das ließen wir uns nicht zweimal sagen und nach dem ersten infolge starken feindlichen Störungsfeuers mißglückten Versuch stand die Brücke nach zehn Stunden übergangsbereit den Divisionen zur Verfügung. Aus dem Regiment 44 waren nämlich schon Divisionen geworden; das IV. Korps — General der Kavallerie Tersztyánszky, — die 29. Infanteriedivision und weitere Truppen in Divisionsstärke mußten aufgeboten werden, um die fünf serbischen, den Brückenkopf berennenden Divisionen in Schach zu halten. Es war wohl der Zweck der begonnenen „Demonstration" — mehr sollte es nicht sein — feindliche Truppen zu binden, doch wurden es ihrer zu viele. Eine gewaltige Schlacht entwickelte sich um Stadt und Brücke Schabatz, ohne Unterlaß zogen Truppen auf das Südufer, im langsamen Schritt über 93 Pontons. Dreimal griffen die Serben wütend an, um die Gelandeten ins Wasser zu drängen, ebensooft blieb ihr Bemühen ergebnislos. Abwärts der Brücke feuerten zwei Monitore ihre Lagen unermüdlich in die gegnerischen Linien. Seltsam war dieses Hacken der Schiffsmitrailleusen und das zornige Brüllen der Monitorgeschütze aus dem allgemeinen Gefechtslärm herauszuhören. Die Brücke war alles. Im Herzen des Infanteristen und in ihr hämmerten die Pulse der Schlacht. Die kleinste Verzögerung im Verkehr wäre von unabsehbaren Folgen gewesen — Ausbleiben der Reserven, Stockung des Nachschubs, Verspätung der zwischen beiden Ufern öfters stellungwechselnden Artillerie. Wie war es doch, da die Brücke an drei Stellen zerschossen, da das fieberhafte Getriebe zerrissen — erscholl nicht ein einziger Aufschrei der Verzweiflung der bald ohne Munition dastehenden Batterien? Konnte damals nicht nur durch eine wie aus dem Nichts gezauberte Überschiffung ein lauerndes Unheil abgewendet werden? Offiziere und Mannschaft schleppten ohne Unterschied die schweren Verschläge in die Pontons, die 2. Kompagnie ließ es sich auch bei dieser Gelegenheit nicht nehmen, als erste die gelben Fahnen jenseits zu erreichen,

bei denen die leeren Munitionswagen warteten, Korporal Németh gewann dieses Rennen durch den Hexenkessel der aufgewühlten Wogen.

Bedenklich wurde die Lage, als das von Haus aus für Rußland bestimmte IV. Korps Schabatz verließ und zum Einladen abrückte. Kaum war erst sein letzter Wagen über die Brücke gefahren, als schon wieder der erste zurückkam. So trat in der Benützung der Brücke keine Sekunde Unterbrechung ein, höchstens, wenn die Monitore den Durchlaß passierten oder Schußschäden zu beheben waren.

Erschöpfung ergriff nach und nach die Truppen, doch niemand sprach von Schlaf, von Rast oder gar Ablösung . . . es war doch Krieg! Und zwar war dieser Krieg von 1914 ein ganz eigenartiger Krieg. Bei Tag der keine Pausen kennende Gefechtslärm, an der Brücke das eintönige Gepolter und Gerassel der hin- und herwogenden Kolonnen, knapp daneben die gellenden Schüsse der Monitore, in allen Menschen und Tieren noch die Unruhe des Ungewohnten, übertriebene Hast, Übermüdung, dazu die unbarmherzige Sommerhitze . . . in der Nacht die grell zum Himmel lodernden Flammen der in Brand stehenden Stadtteile, beunruhigende Gerüchte und blinde Alarme, Umtriebe der bewaffneten Bevölkerung . . . so war damals der Krieg.

Mit Rücksicht auf die Gesamtlage mußte Schabatz aufgegeben werden. Die 29. Division, deren weiße Brigade stets die besten serbischen Regimenter auf sich zu ziehen pflegte, wehrte sich seit Abgang des IV. Korps heldenmütig gegen die Übermacht; eine Loslösung vom Feinde erschien vorläufig nahezu unmöglich, wollte man nicht bedeutende Einbußen erleiden. Das wußte auch General Tersztyánszky, der eben mit dem Einladen seines Korps beschäftigt war. Er war nie ein Zauderer, er griff energisch zu, wenn er es für gut hielt, wußte sich aber auch selbst den Lasten, die er anderen aufbürdete, zu unterziehen. Kurz entschlossen marschierte er neuerdings nach Schabatz, überschritt nun zum drittenmal unsere Brücke, um den Verteidigern Luft zu machen. Wieder wankte die nie zur Ruhe kommende Brücke unter dem Schritt der Bataillone und Batterien, rechts und links das gewohnte Bild der Wassersäulenallee krepierender Geschosse, die nicht müde wurden, den Zwirnsfaden dieser Brücke, diese Lebensader vieler Tausender durchschneiden zu wollen. Voller Mißtrauen verfolgten wir die Veränderungen im Gefüge der Brücke infolge der überaus starken Inanspruchnahme, überall gab es ständig nötige Nachbesserungen, um Hemmungen im Übergange zu vermeiden.

Die Serben wurden weit zurückgeschlagen, dann erschienen — zum vierten Male — die Truppen des IV. Korps bei der Brücke. Der Norden rief endgültig. Die Zurückbleibenden waren jedoch vom Drucke befreit, sie konnten planmäßig die Räumung der Stellungen beginnen.

Die Brücke freilich blieb eine ernste Sorge. Sprengen, versenken, zerschießen ... wir trafen für alle 105 Felder die geeigneten Vorsorgen, um sie dem Feinde nicht in die Hände fallen zu lassen. Am Ufer richtete eine Batterie ihre Rohre auf das stolze Bauwerk ein. Im Innern waren wir aber fest gewillt, unsere Brücke genau so zu bergen, wie die Kanoniere ihr letztes Geschütz herübergebracht hatten: es war die gleiche Ehrensache.

Der vierzehnte Schlachttag war um, da verließen die Nachhuten, deutschböhmische Grenadiere, Schabatz, ohne daß die Serben etwas bemerkten. Wie aber die Pioniere, voran Hauptmann Jacobi, Oberleutnant Janowski und Hoenig, die Leutnants Kubitza, Sarac und May, den günstigen Moment erfassend, die Seile durchhieben, die Brücke auf gut Glück in einzelne Glieder auflösten und mit diesen dem Ufer zusteuerten, da erkannten die Serben den wahren Sachverhalt. Mit einem Schlage vereinigten sie ihr Feuer auf die Landungsstellen, denen die wie durch einen Spuk aus der langen Bahn gerissenen Brückenfelder zustrebten. Wurde auch noch Einiges zerschossen, die Brücke war trotzdem gerettet. Noch ehe die ersten Serben an das Schabatzer Ufer vorbrachen, hatte sogar noch unsere Kompagnie angesammelte Verwundete und Nachzügler herübergeholt.

In den folgenden Nächten hieß es, die Brückenteile aus dem Wasser ziehen und landeinwärts schaffen. Die außerordentliche Ungemütlichkeit dieser Arbeit trieb die Pioniere zur Hergabe ihrer letzten Kräfte, denn jeder hatte nur den einen Wunsch, endlich einmal ein paar Stunden ungestört zu schlafen, daher rasch von hier fortzukommen. Der 26. Juli war seit dem 11. der erste Rasttag. Nach einer Stunde Schlaf marschierte aber das Bataillon schon wieder, die Artillerie hatte es entdeckt und verscheucht. Erst im nächsten Lager fanden wir Erholung. —

Schabatz bleibt ein Ruhmesblatt. Es war ein opferreicher Kampf und vierzehn Tage schwebte die Gefahr einer ernsten Wendung über uns. Nur zu leicht hätten uns die Serben ein Sašinci, wie es ihre berühmte Timokdivision kurz darauf unter den Schlägen der 29. Division, oder ein Rjahovo, wie es die Rumänen 1916 erleben mußten, bereiten können; sie waren nicht nur in der Übermacht, sondern auch die Kriegserfahrenen und kämpften im eigenen Lande. Gelungen ist es ihnen nicht!

Für die Pioniere ist diese Schlacht doppelt denkwürdig. Sie erbrachte den Beweis, daß sie jeder Anforderung gerecht werden und daß alle Waffen auch unter den schwierigsten Umständen unbedingt auf sie rechnen können.

Dabei blieb es dann vier lange Jahre. —

Im Alpenglühen.

1916.

In die Berge ging es nach Südtirol, nach unserem Südtirol. Jeder wußte, daß die Südwestfront nicht gerade bescheidene Anforderungen stellte, daß außerdem ein neuer Angriff bevorstand, der für Pioniere immer schon wochenlang vorher in Hülle und Fülle Aufgaben stellt. Und doch gab es nur frohe Gesichter, heitere Sorglosigkeit, vor allem aber grenzenloses Vertrauen in ein sicheres Gelingen — siegesbewußt kamen wir vom eben beendeten Balkanfeldzug der Verbündeten.

Wie hätte es auch anders sein sollen. Die Fronten lagen weit drinnen in Rußland; Polen, Belgien, Nordfrankreich, Serbien, Albanien und Montenegro waren besetzt, die Abwehrschlachten im Westen und am Isonzo überboten sich an Kraftäußerung — da war kein Raum für Kleinmut.

Die Natur ist überall schön, versteht man es, in ihren Augen zu lesen. Doch ein wahrhaftiges Paradies ist dieses Südtirol. Tiefes Azur weitet sich um den goldenen Sonnenball und hebt sich scharf vom satten Grün der Tannen und vom gleißenden Firn ab. Himmelstürmende, gleichsam nach Rache schreiende Felsen, saubere Ortschaften, kühn gewundene, auch bei schlechtestem Wetter nie grundlose Straßen — was war Wolhynien, Mazedonien, der Karst dagegen?

.... Wie an des Frühlings Wende die Lawinen rollen, betäubend von den Gipfeln her, verderbnisbringend, so ballte sich jetzt die Faust betrogener Freunde hoch am Alpenkamm, um in die Fluren herniederzusausen, zum Kampf auf Tod und Leben.

Lawarone. Was suchen hier Pioniere? Sie werden gesucht. Da donnerte gleich eine heimtückische Lawine bei Carbonare ins Tal, eine Eisenbetonbrücke und brave Standschützen hinwegfegend. Es war gerade mitten im Artillerieaufmarsch zum Durchbruch nach Asiago. Noch wußte man nicht, ob sich das Ungeheuer schon ausgetobt hatte, da waren wir schon dort und legten mit Hilfe des Feldjägerregiments 11 die Straße frei. Drei Tage und Nächte beißen sich die Schaufeln in hohen Stufen durch den zusammengepreßten Schnee, um in einer Tiefe von acht Metern die Straßensohle zu erreichen. Unheimlich grinsen uns die entstandenen Wände der tiefen Schlucht, der wir gerade ihre Opfer entrissen hatten, an... wenn die Lawine nachrückt — dann gibts ein kühles Grab! Doch — wozu hatten wir denn unser Glück?

Auf 13 Kraftwagen kam aus Trient ein Feld der — Eisenbahnkriegsbrücke. Über die Bitte um ein solches war das Armeekommando recht erstaunt, was hatte eine Hochgebirgsstraße mit einer Eisenbahnbrücke zu tun? Eine andere Lösung erschien indessen unmöglich. Bei Nichtverwendung einer bereits fertigen Kon-

struktion hätte der eingeräumte Wiederherstellungstermin nicht eingehalten werden können. Die neue Brücke mußte außerdem für die 42 cm-Geschütze, also als schwerste Brücke, gebaut werden — und nebenbei mußte der notdürftigste Verkehr über einen gleichfalls neu anzulegenden Aushilfsweg ermöglicht werden, denn die Truppen waren vom Zuschub abgeschnitten, und ferner waren einige in der Nähe liegende Bauten zu verstärken . . . und dann dies und schließlich jenes noch zu machen . . . .

Die Gitterwände wuchsen zusehends aus dem Schnee empor, gegen den Feind hinter einer dichten Baummaske verborgen. Das tiefe Torrentenbett darunter war durch die vereiste Lawine vollkommen ausgefüllt: ein natürliches, tragfähiges Baugerüst. Nicht wenig Kopfzerbrechen verursachte die Notwendigkeit, die Fahrbahn für den Straßenverkehr einzurichten, wobei auf eine ganz andere Lastenverteilung Rücksicht zu nehmen war, als bei Eisenbahnzügen.

Von den Zimmerleuten, die diesmal im Vordergrund standen, bekamen die meisten infolge ununterbrochener Tätigkeit wunde Hände, da das frischgefällte, nasse Holz äußerst schwer zu bearbeiten war. Doch bewundernswerte Selbstüberwindung ließ die Unverzagten ausharren.

Behäbig pusteten die Zentnerlasten der 42 cm-Haubitzen die Bergstraße hinan, den gröbsten Schotter zu Brei zermalmend — uns war recht unheimlich zu Mute. Das Instellungbringen der schweren und schwersten Artillerie war bei diesem Aufmarsch in vielen Fällen eine Kunst, mitunter betrug der Tagesfortschritt nur wenige Meter. Die Brücke hielt. Für sie fürchteten wir auch nicht so sehr, denn die eingelegte Holzkonstruktion war berechnet worden. Belastungsproben konnten wir uns allerdings nicht leisten. Wie aber die beiden Brückenwiderlager tiefer unter dem Schnee aussahen, ob sie durch die Wucht der Lawine nicht beschädigt waren, wer wußte es? Eine genaue Überprüfung hätte viele Tage Aufenthalt verursacht. Mit einem Worte, wir atmeten erleichtert auf, als die Autozugwagen, unsere ewigen Sorgenkinder, hinter der nächsten Bergnase verschwunden waren.

Für den Angriff wurden wir der 22. Schützendivision des Grazer Korps unterstellt und gelangten in den Raum der beiden Forts Vezzena und Verle. Eng angeschmiegt an diese lag die bisherige Kampflinie. Was der italienische Stahl während eines vollen Jahres von den Fortskörpern außen abnagte, das wurde im Innern durch Beton ersetzt. Die Räume wurden dadurch zwar immer enger, blieben aber noch immer groß genug, um dem Feinde, der diese Bollwerke nie bezwingen konnte, ein unweigerliches Halt zu gebieten.

Hier brachen die steirischen Schützen und die Egerländer durch, hinter ihnen die Pioniere zur Verbindung der in die beiderseitigen Stellungen führenden Wege durch das „Niemandsland", dahinter

die Artillerie, auf die fertigen Wege wartend. In dieser Gruppierung drang die Division in die feindliche Zone ein, über den Marcairücken ging es in unserem Streifen, über Manderiolo zur Porta di Manazzo. Über gesprengte Straßenteile, zerstörte Brücken, durch ineinandergefahrene, vom Feinde fluchtartig verlassene Wagen und Geschütze legten wir freie Bahn.

Am 23. Mai überschritten wir die Reichsgrenze; genau vor einem Jahre hatten die Italiener den Krieg erklärt . . . wie Vergeltung wollte es in den Ohren klingen beim gleichzeitigen Anblick der vielen tausend Gefangenen, die das Korps abführte.

Der Kempelrücken hielt den Vormarsch vorübergehend auf. Nicht sein höchster Teil, sondern seine Ausläufer gegen die Casara Meata hin. Wohl führten von Feindesseite Wege auf die verschiedenen Höhenzüge, die alle befestigt waren, dem Angreifer gegenüber bot sich aber ein völlig ungangbares, zerklüftetes Waldgebirge, das in den höheren Schichten in wilde Felsengebilde überging. Während die 73er angriffen, hatte unsere Kompagnie die Aufgabe, unmittelbar anschließend an das vorgehende Regiment einen Gefechtsweg vom Assatale zur Casara Meata zu führen. Erkunden konnten wir nichts, denn noch saßen die Welschen oben. Wir waren daher gezwungen, vorläufig bloß nach Plan und Karte die ungefähre Trace festzulegen und im freien Teile zu beginnen.

Überraschungen blieben nicht aus. An die unvermutet auftauchenden, umherirrenden italienischen Trupps hatten wir uns rasch gewöhnt. Unangenehmer waren die unberechenbaren Wechselspiele der Natur, die uns in tiefen Abgründen, abschüssigen Felswänden oder in plötzlichen Blößen, die wegen der Flieger umgangen werden mußten, entgegentraten. Eine Offizierspatrouille war beim vordersten Bataillon, um sofort nach Erstürmung der Casara von dort aus den noch fehlenden Wegteil den bauenden Zügen entgegen festzulegen. Das stimmte zunächst leider nicht, denn die beiden Gruppen begegneten sich mit einem Höhenunterschiede von 30 m. Ein beispielloser Wolkenbruch mit Hagelschlag erleichterte keineswegs die unerläßliche Wiederholung dieser hochtouristischen Leistung, er schwemmte vielmehr ganze fertige Wegstrecken fort, während andere den durch Granatexplosionen verursachten Abstürzen riesiger Bäume zum Opfer fielen.

Ungeduldig war die Infanterie, sie brauchte Munition und Verpflegung. Ungeduldig war die Gebirgs-Artillerie, sie hatte Befehl, in Stellung zu gehen. Ungeduldig waren wir selbst, denn der Weg zählte 6½ km und hatte 350 m Höhe zu erklimmen. War es auch nur ein Gefechtsweg — ein Rohrtragtier brauchte auf jeden Fall nicht nur Platz, sondern auch recht feste Stege und bequeme Wendungen. Unsere besten Zimmerleute, Offiziersstellvertreter Artner und Feldwebel Kern schwebten angeseilt an einer glatten Felswand und leiteten so den Einbau zweier direkt wag-



halsiger Stege. 36 Stunden widerhallte der Wald von den Schlägen der Äxte und Steinhämmer — dann bezogen die Batterien ihre befohlenen Plätze. Bloß zwei Tragtiere verloren beim Aufstieg das Gleichgewicht, ihnen waren einzelne Serpentinen doch zu toll. Sie blieben aber an Bäumen hängen und merkwürdigerweise erlitten sie gar keinen nennenswerten Schaden.

Beim weiteren Vormarsch lag die Tagliata Val d'Assa gesprengt vor uns, in diesem Zustande sperrte sie auch ohne Besatzung den Zugang nach Asiago. Zwei 7 m tiefe Sprengtrichter, von Straßenminen herrührend, unterbrachen nebstdem jeden Verkehr. Aus diesen klaffenden Wunden der Straße strömte das entfesselte Wasser der geborstenen Wasserleitungsrohre, alles überschwemmend. Mit Unterstützung der Kompagnie Hauptmann Seifert machten wir uns an dieses wüste Trümmerfeld heran. Wie in Carbonare oder auf der Casara Meata standen auch hier schon wieder unsere treuesten Kunden, die Artilleristen da, diesmal die 30,5 cm-Mörser, die nach Asiago wollten. 4000 Kubikmeter Stein verschlangen die beiden Trichter, wir wußten zum Schlusse gar nicht mehr, woher die vielen Steine nehmen. Das Wasser wurde in einer Notleitung gebändigt und abgeleitet. In der Tagliata löschte eine wackere Partie den noch wütenden Brand. Gesprungene Wände, herabhängende Traversen, wankende Mauern, umherliegende Spreng- und Artilleriemunition gestalteten diese Arbeit gar nicht einladend. Auch hier entschlossen wir uns zu einer radikalen Lösung, nämlich zu einer zweiten Sprengung der Talsperre, weil eine bloße Abräumung des ganzen Chaos viel zu viel Zeit erfordert hätte — und Zeit hatten wir auch diesmal nicht. Die unter der Straße gelegenen Räume erhielten eine gründliche Pölzung; erdrückende Hitze, Rauch und Brandgeruch machten den Aufenthalt dort unerträglich. Manchmal freuten sich aber dennoch die im Werk arbeitenden Pioniere, und zwar wenn sie hörten, wie draußen die Fliegerbomben niederklatschten. So oft nämlich der den ganzen Angriff über währende Regen auch nur kurz aussetzte, waren die Capronis zur Stelle und sie hatten bei der Eigentümlichkeit des Gebirgsgeländes, wo es kein Ausweichen abseits der Straße gibt, nur zu leichtes Spiel. Den nach Beseitigung aller Hindernisse in der Dunkelheit hinter dem Dom in Asiago aufgefahrenen Mörser konnten sie aber nicht ermitteln. —

Von den neuen Stellungen lief nach Abschluß der Operationen ein Teil quer über das verkarstete, wasserarme Zingarellagebiet; wo die verstärkte 6. Division des Fürsten Schönburg lag. Mitten in die sonst so schöne Landschaft ist diese mit Recht so oft verwünschte Steinwüste eingefügt, der schärfste Gegensatz zu den in Sommerblüte stehenden, hochwogenden, in glühendsten Farben gemusterten Wiesenteppichen des Beckens der Sieben Gemeinden, oder zur herrlichen Alpenflora der umliegenden Berge, zu Alpenrosen und Edelweiß, mit denen sich die Soldaten so gern die Kappen schmückten.

Wenn am Abend die Flieger auf der Heimkehr ihre kühnen Bahnen über den weißen Gebirgszacken zogen und sich das ganze Panorama in leuchtendes Rot hüllte, wenn der Waffenlärm wie zur Abendandacht zu verstummen begann, bot sich den Augen ein Bild vollendeter Erhabenheit . . . Hier aber bei der 6. Division verlernte man gründlich jedes Bewundern der Natur, in diesem gottverlassenen Steingewirre blieb selbst das Alpenglühen unbeachtet . . . denn der Durst peinigte, die Munition, die Nahrung wurden knapp, kein Stacheldraht, kein Schatten, keinerlei Schutz gegen Sicht . . . Was bedeuteten denn diese paar Tragtierstaffeln, die um Mitternacht in langem Zuge die Höhen erreichten, nachdem sie ihre wenigen Getränkefässer, Kochkisten und Munitionsverschläge viele Stunden und Kilometer weit mühsam daherschleppen mußten, deren Reihen durch Erschöpfung, Steinschlag und Abstürze immer mehr gelichtet wurden . . . sie linderten gerade nur die höchste Not.

Hauptmann Jacobi stand vor Feldzeugmeister von Krautwald, dem Korpskommandanten. „Der Tragtierweg zur 6. Division wird durch eine Autostraße ersetzt, letzter Bautag ist der 20. Juli!" Wir schrieben den 17. Juni. Der Korpskommandant, selbst einmal Pionier gewesen, wußte, was er von seiner Waffe verlangen konnte — es war das Äußerste.

Noch in der Nacht entwarfen die Offiziere die ersten Pläne und Skizzen, am nächsten Morgen gings bereits hinaus, die einen mit Bergstock und Meßinstrumenten, die anderen mit Holzfällerwerkzeugen, die dritten mit Sprengmitteln, wieder andere mit Steinbohrern. Aus den Tälern strömten aber weitere Kompagnien heran, alle, deren man habhaft wurde, mußten Hand anlegen, denn vom Anfangspunkte der Straße, Casara Carici (1590 m) bis zum Endpunkte Bocchetta di Portule (1949 m) ergab die Trace nicht weniger als 6242 m.

Es wurde ein Riesenbetrieb, 3600 Hände wühlten täglich zwölf, dann vierzehn Stunden in Fels und Stein, 13 000 Dynamitpatronen — italienische Beute aus Camporovere — zerfraßen die Bergwände, denen schließlich 28 500 Kubikmeter abgerungen wurden. Weit vorn kletterte die Tracierpartie, Gemsen verscheuchend, von dieser nach rückwärts entrollte sich ein lückenloser Film des Baues einer Gebirgsstraße. Zuerst einzelne Signale und Marken, dann ein dürftiger Fußpfad, immer breiter werdend, scharf angeschnittene Berglehnen, der Talhang übersät mit dem abgesprengten Gerölle, Sprengen, Bohren, Hacken, Sägen. Wie eine Perlenschnur zeigen sich die beginnenden Linien der Randsteine; Wasserdurchlässe, Brücken, Galerien entstehen, endlich der fertige Weg mit Schotterquetschen und Dampfwalzen, ein blendend weißes Band — der Ärger aller Flieger, die uns täglich aufsuchen. Von der Flanke her bemühen sich die Italiener den Bau durch Feuer zu stören, die meisten Geschosse sausen aber von Segenswünschen begleitet ins Tal hinunter, auf-



fallend viele sind blind. Bloß den letzten Teil der Straße erreichen einige Treffer. Auch diese Straße forderte ihre Opfer, weniger durch blutige Verluste, als durch Verletzungen, die bei übermäßig angestrengter Arbeit nie zu vermeiden sind, ferner durch auftretende Ruhr, hervorgerufen durch den ewigen Regen und die schlechten Trinkwasserverhältnisse.

Der Abend des 20. Juli — die letzten Nächte wurden durchgearbeitet — war für die 6. Division eine Erlösung, die sie sich bitter verdient hatte. Nun war sie versorgt, die Kraftwagenkolonnen fuhren bis auf 2000 m Höhe, für Menschen und Pferde war ein Monat echtesten „Durchhaltens" vorbei.

Der Humor hatte darunter am wenigsten gelitten. Von unverwüstlicher Zuversicht erfüllt schrieb der Erbauer der Straße auf die Wegweisertafel in Carici launige Verse, deren Schluß lautete:

....„Jeder Krieger, der hier wandert, denke immer still und fromm:
Warte, falscher Katzelmacher, dieser Weg führt auch nach Rom!" —

Noch hatte uns das Schicksal das Anrecht, daran zu glauben, nicht geraubt.

Sistow.

Herbst 1916.

Vom Turme jener Kirche, in welcher der Zarbefreier im Kriege 1877/78 nach dem Sistower Übergang sein Dankgebet verrichtete, besahen wir uns den neuesten Kriegsschauplatz; hier keimte wieder eine kräftige Saat. Wären wir nicht schon im Vorjahre mit Generalfeldmarschall v. Mackensen über die serbische Donau gegangen, dann hätten wir über die Breite der rumänischen Donau jedenfalls noch mehr gestaunt. Weil wir aber eben schon abgehärtet waren, gerade darum holte man uns bis aus den italienischen Bergen herbei. Uns konnte es recht sein, denn dort oben war es mit der Zeit wenig gemütlich geworden.

Auch ein ungeschickter Gegner kann den eigenen Angriffsplan auf den Kopf stellen. So taten es die Rumänen. Die bei Sistow sich sammelnde Donauarmee hatte noch lange nicht die Absicht, die Insel Singhinarele zu besetzen. Diese langgestreckte Insel sperrte westlich von Sistow den Eingang zum bulgarischen Belene-Kanal, in dem die Donauflottille und die Pioniere ihre Verstecke hatten. Die Rumänen fühlten sich stark und kriegstüchtig genug, um sich in ein äußerst gewagtes Abenteuer einzulassen. Sie überschritten überraschend die Donau bei Rjahovo, abwärts von Rustschuk, um den in der Dobrudscha kämpfenden verbündeten Truppen in den Rücken zu fallen. Sie schlugen sogar eine Brücke, ohne scheinbar damit zu rechnen, daß eine Monitordivision von Belene bereits auslief, zu Lande aber alle verfügbare Infanterie der Ufersicherung

von Nikopol bis Rustschuk bei nahezu völliger Entblößung der Donaustellungen zusammengezogen wurde.

Heiß tobte der Kampf bei Rjahovo. Unterdessen legten die Rumänen, denen man Rührigkeit nicht absprechen durfte, in einer unsichtigen Nacht eine dreireihige Minensperre zwischen Ginghinarele und dem bulgarischen Ufer: die Monitore waren somit abgeschnitten! Generalleutnant Graf v. der Goltz befahl als Abschnittskommandant die sofortige Beseitigung der Sperre und übertrug diese Aufgabe der Gruppe des k. und k. Generalmajors Gaugl. Mehr als 150 Infanteriegewehre konnte dieser nicht auftreiben, viel zu wenig zur Erstürmung der von einer starken Kompagnie und zwei Batterien besetzten Insel Ginghinarele. Und die Insel mußte genommen werden, wollte man die Minensperre heben. Es blieb nichts anderes übrig, denn Pioniere als Infanterie einzusetzen und zwar wurde die 2./5. Kompagnie mit 200 Gewehren bestimmt, den Angriff im Vereine mit der deutschen 5./115. Infanteriekompagnie durchzuführen. Eine Halbbatterie deutsche Fußartillerie, die Pionierkompagnie Hauptmann Lucz mit drei Kriegbrückenequipagen besorgten die artilleristische und pioniertechnische Unterstützung. Major Stamm vom deutschen Landsturmregiment 115 übernahm den Befehl über diese Gefechtsgruppe, der noch zwei Monitore, das deutsche Panzerboot „Weichsel" und mehrere Patrouillenboote zugewiesen wurden.

Rotglühend durchsausten die Feuerballen der Schiffskanonen die ersten Dämmerschleier und säuberten die Nordwestecke der Insel. Dorthin nahm die den Hauptarm der Donau übersetzende Pontonskette den Kurs.

Soweit der Blick reichte, wälzten sich die ungeheuren Wassermassen vorbei, nur ein verschwommener Streifen war das bulgarische Ufer, als wir in Flußmitte sein mochten, graue Ungewißheit lag vor uns, geheimnisvoll starrte uns ein Schatten entgegen, der Ginghinarele andeutete . . . wie wird die Landung? — stoßen wir auf Minen? — verfangen wir uns in Hindernissen? — Wird das eigene Feuer rechtzeitig vorverlegt werden? . . . . Wir schossen noch im Ponton die ersten Raketen ab, programmäßig wichen die Einschläge vom Ufer zurück, ein zweites Raketensignal meldete unsere Landung. Die deutsche Kompagnie folgte im 2. Staffel, sie hatte das durch unsere Vorrückung frei werdende Norduser der Insel nach und nach zu besetzen und unsere linke Flanke zu decken. 4 km lang war die Insel, bestanden mit dichtesten Auen, in denen bald das Bajonett den Schuß und die Handgranate verdrängte. Die ersten rumänischen Feldwachen werden ausgehoben, sie sind sehr betroffen, aus dem Morgenschlummer von einer fremden Ablösung gerüttelt zu werden. Wir rücken vor. Rechts der 1 km breite Hauptstrom, im Rücken Wasser, zur Linken Wasser, vor uns der sich hartnäckig wehrende Gegner. Plötzlich lebt das Gefecht am rechten Flügel auf, der 2. Zug überrennt mit Leutnant Ilosvai die

beiden Marinegeschütze, die die Einfahrt zum Belenekanal unmittelbar decken. Es feuerte aber noch eine Feldbatterie von der Insel. Vor dieser stellen sich die Rumänen nach geschickt durchgeführtem Rückzug in vorbereiteten Gräben erneut zum Kampf. Der 2. Zug muß halten. Ohne auf neuen Befehl zu warten, schiebt sich der Reservezug des Stabsfeldwebels Ullreich in die Feuerlinie, so daß Leutnant von Istvanffy mit dem 3. Zug durch eine entschlossene Umgehung den Rumänen in den Rücken kommen und ihre Linie aufrollen kann. Am linken Flügel hat Oberleutnant Bianchi die schwierige Aufgabe, im Wirrnis der Auen die Verbindung mit der energisch vorgehenden Kompagnie Oberleutnant Schnur aufrechtzuhalten. Nach kurzem Handgemenge ist auch diese Batterie unser, das Hornsignal und ein stürmisches Hurra reißen die Kompagnie zum letzten Sprung vor: die Insel ist nach dreistündigem Gefecht genommen. 2 Offiziere und 110 Mann gefangen, 6 Geschütze und 200 Gewehre erbeutet, drei Raketen melden den vollzogenen Befehl. Die deutsche Kompagnie bringt weitere 40 Gefangene.

Das Unternehmen gegen Ginghinarele trug uns die Nennung im Heeresbericht ein.

Die Insel blieb dauernd in unserem Besitz und wurde das Sprungbrett zum Übergang am 22.—23. November. Auf und hinter ihr zog sich das vergeltende Ungewitter zusammen, das auf die Rumänen niedergehen sollte. Die 2. Kompagnie war nun hier ganz zu Hause, sie kannte alle Einzelheiten, sie war mit jeder Insel, jeder Strömung vertraut, sie war daher wieder in erster Linie, als der große Übergang sich vollzog. Mit der 6./2. Pionierkompagnie geriet sie dabei in eine sonderbare Lage.

Der Krieg ist unerschöpflich an Überraschungen: Sistow wurde eine Nebelschlacht, die mächtige, aufmarschierte Artillerie, die ganze Flottille vollständig gelähmt, man sah keine zehn Schritte weit, wer das Ufer bei solchem Wetter verließ, der fuhr ins Blinde.

Am 22. November nachmittags bezogen wir die Bereitschaftsplätze, 6./2. auf Ginghinarele, 2./5. in der Kanalmündung, beide mit bayerischen Jägern. 12 km weit fuhren wir zu unseren befohlenen Punkten, auf nichts anderes bedacht, als nach vorn und rückwärts in Sichtweite zu bleiben. Verlorene Verbindung hatte stundenlanges Umherirren im Nebel zur Folge.

Die Nacht verlief ruhig. Nasse, schüttelnde Kälte verhinderte ein Niederlegen, in kleinen Gruppen hockten Jäger und Pioniere am Boden und warteten auf den Morgen. Um 6 Uhr des 23. Novembers war der Angriff geplant . . . Derselbe undurchdringliche Nebel . . . Pünktlichst schifften wir die Jäger ein und tasteten uns vorwärts, ran an den Feind, ohne im Nebel auch nur die allernächsten Gegenstände zu erkennen. Daß die Feuervorbereitung bei solcher Witterung entfiel, hielten wir für selbstverständlich. Das gab schließlich einen der bestgelungenen Überfälle. Ein paar Uferposten-

schüsse, drei Leichtverwundete und wir standen in Rumänien, ohne geringste Ahnung, was um uns herum vorging. Befehlsgemäß fuhren die leeren Fähren sogleich nach dem bulgarischen Ufer, um von dort die nächsten Truppen abzuholen. Mitten im Strom taucht plötzlich ein Koloß aus dem Nebel auf, S. M. S. Inn ruft uns zu, der Übergang wäre um zwei Stunden verschoben . . . Was tun? Eine einfache Überfahrt währte dreißig Minuten, erst in einer Stunde konnten wir also dem kleinen gelandeten Häuflein Jäger Verstärkung bringen. Früher nicht, denn scheinbar hatten nur die Spitzen der 6. und 2. Kompagnie angegriffen, die offenbar den Verschiebungsbefehl nicht mehr erhalten konnten. Ein weittragender Entschluß war zu fassen. Der gesunde Menschenverstand verbot es, die Gelandeten am Ende gar zurückzuholen, er sagte vielmehr, nun müsse die günstige Gelegenheit unbedingt ausgenützt werden, denn der Beweis war erbracht, daß man auch im Nebel fahren könne und auch die deutschen Motorboote fanden sich vorzüglich zurecht. Das einsetzende feindliche Feuer nahm wohl zu, blieb aber ein unbeobachtetes Streufeuer, daher ohne wesentliche Wirkung. Die Meldung von der vollzogenen Landung stieß beim Divisionskommando auf Kopfschütteln. Ob wir uns nicht verirrt und auf bulgarischem Boden gelandet wären? Wir beteuerten, was wir nur konnten und drängten auf Fortsetzung der Überschiffung. Tatsächlich ordnete bald das Generalkommando den allgemeinen Angriff an und gegen 9 Uhr sahen wir unsere Jäger wieder, die einen kleinen Halbkreis um die erste Landestelle besetzt hatten. Der Nebel war nicht mehr ein Feind, er war der beste Verbündete! Nichts konnten die Rumänen ahnen, weder wo, noch in welcher Stärke der Angreifer vorging. Nachmittag fiel Zimnicea, am nächsten Mittag standen drei Divisionen drüben, am 25. war eine 930 m lange Herbertbrücke von den k. und k. Pionieren fertiggestellt, über die zwei weitere Divisionen folgten; die Donauarmee gruppierte sich zum Vormarsch. Wir schlugen noch eine schwere Kriegsbrücke über die Pasarea, den ersten rumänischen Fluß und traten dann in den Verband der deutschen 217. Division, mit der wir abrückten: zur Schlacht am Argesul und zur Einnahme von Bukarest.

Über den Isonzo.

Oktober 1917.

Am Karste gewesen sein, das war im Felde zu einer Art Adelstitel geworden. Wer nicht soweit eingeweiht war, hier oder dort die Kote so und soviel, diese Kaverne, jene Doline zu kennen, dem haftete gewissermaßen ein Mangel an.

Der Karst war ein geheiligtes Land, voll scheuer Ehrfurcht betrat man diesen größten Soldatenfriedhof, diesen Höhepunkt eines neuen Heldenzeitalters, wie er nur noch in den Karpathen, in Flandern, an der Somme zu finden war.

Zwischen dem nie verstummenden Waffengetöse rauschten die Fluten des Isonzo dahin; unser waren noch die Berge, die ihn gebaren, unser noch das Zaubermeer, dem er zuströmte, dem er die Kunde brachte von zwölf märchenhaften Siegen. Als Inbegriff der Selbstaufopferung galt dieser Fluß, dessen Name zum Gott im Kampfe fürs Vaterland geworden war. Wer könnte es überhaupt wagen, sein hohes Lied zu singen, ohne gestehen zu müssen, daß ihm die Worte fehlen? Ohne Worte schlägt das richtige Herz in Stunden größten Geschehens ....

Was murmelten doch die blauen Wasser zwischen den kalkigen Felsblöcken drunten im Tale? Flüsterten sie nicht von einem jüngeren Österreich, geläutert und geheilt aus der blutgetränkten Walstatt neuerstehend? Damals vermeinten wir, solches zu vernehmen, als wir Kal, Dol Kal, Hoje sahen, als wir die zusammengeschmolzenen Bataillone bestaunten, die hinter einem einfachen Steinriegel kauerten und unter dem zweifelhaften Schutze einiger Fetzen rostiger, zertrümmerter spanischer Reiter eine der unglaublichsten Schlachten schlugen. Legendenhafte Tatsachen.

Wie viele Flüsse hatten wir nicht schon bezwungen — der Isonzo trotzte noch. Jetzt schlug aber auch seine Stunde. Feldmarschall-Leutnant Kossak stieß von Hoje aus links des Isonzo gegen Auzza-Vrh vor, während das rechte Ufer durch den Druck aus dem Tolmeiner Brückenkopfe geöffnet wurde. Diesmal war die 2./10. Pionierkompagnie unsere Gefährtin. Diese machte eine mangelhaft zerstörte italienische Kriegsbrücke für den ersten Bedarf gangbar, wir erhielten den Befehl, mit eigenem Geräte eine schwere Brücke zu schlagen, auf der die Artillerie den Uferwechsel vollziehen sollte. Eine einzige Stelle war dazu geeignet, dort nämlich, wo schon die Italiener Zufahrtsrampen ausgesprengt hatten ... als Vorbereitung zu ihrer zwölften Schlacht.

Der Isonzo war das reißendste Wasser, das uns je begegnet war. Das Werfen der Anker war außergewöhnlich gefährlich, nur die allertüchtigsten Wasserfahrer der Kompagnie brachten die Pontons an Ort und Stelle, ohne an die Felsen anzufahren und beschädigt zu werden. Ein einziger falscher Griff war sicheres Zerschellen. Das Einfahren des letzten Fahrzeuges, auch sonst sehr schwierig, besorgte Zugsführer Bella mit musterhafter Geschicklichkeit. Daß es ihm gleich beim ersten Male gelang, bedeutete wichtige Zeitersparnis.

Bei herrlichstem Wetter begannen die Geschütze den Übergang, jedes sorgfältig von acht, auch zehn Pferden und mit Seilen über die schwindelnden Rampen hinaufgezogen. Ihrer 46 hatten wir glücklich hinübergeschafft, da kam es zu einer anscheinend verhängnisvollen Unterbrechung. Schon einige Stunden verfolgten wir — es war Regenwetter eingetreten — mit Bangen auffälliges Steigen des Wassers. Diese Brücke war bei Hochwasser nicht zu halten.

Mit 80 cm war die Gefahrengrenze nach sechs Stunden seit Beginn des Steigens erreicht, die Geschwindigkeit wuchs dabei auf 3,80 m. Mitten im Übergange einer Batterie mußte die Brücke blitzartig abgebrochen werden, schon verzwängten sich die einzelnen Felder, schon drohten die wie Drahtsaiten gespannten Seile zu reißen. Ein brüllendes Gewitter ging nieder, dicker Hagel prasselte auf die Bretter, der Donner und das Rauschen des Flusses waren so stark, daß auch lautestes Schreien unverstanden blieb. Nur das verständige, selbsttätige Zugreifen jedes Einzelnen ermöglichte eine Rettung der Brücke. Von Minute zu Minute stieg das Wasser, nach acht Stunden hatte es 4,60 m über der ursprünglichen Bauhöhe erreicht. Fort waren die Felsen, fort waren die Rampen, eine einzige geschlossene, trübe Flut schoß an unseren Augen vorbei, der verkörperte Zerstörungswille. Beim Korps große Mißstimmung über diesen unerwünschten Zwischenfall. Die Geschütze am rechten, die Munitionskolonnen am linken Ufer. Von Colmein bis Görz nur eine einzige Brücke, die von Plava, und dort standen mehr Divisionen als diese Brücke Pfeiler hatte. Zum Glück machten aber die Italiener den Angriff auf die Korada unnötig, so blieb diese Störung ohne weitere Folgen. Das Hochwasser wiederholte sich zwar noch einmal, wohl nicht mehr in diesem Umfange, trotz allem bauten wir bei Auzza nicht weniger als vier Brücken hintereinander, dann erst entließ uns der Isonzo.

Wir nahmen von ihm Abschied. Eigentlich hätten wir ihm recht böse sein müssen, denn er brachte uns furchtbare Stunden, Verluste und graue Haare. Wenn wir aber wieder daran dachten, daß er dafür jahrelang sein schützendes Tal als Hindernis vor den übermächtigen Feind gelegt hatte, dann verziehen wir ihm gern sein den eigenen Herrn treffendes Aufbäumen und Wüten in der zwölften Schlacht.

Mit Türken gegen Russen.

1917.

Eine österreichisch-ungarische Kompagnie kam aus Bulgarien, erhielt bulgarisches Geld, unterstand auf rumänischem Boden einem deutschen Generalkommando und war bei der den Russen gegenüberliegenden 15. Türkendivision eingeteilt . . . das war unser merkwürdigster Zustand während des Krieges.

Das Jahr 1917 begann mit einem selten strengen Winter. Der Feldzug gegen Rumänien war erst kurz vorher am Sereth beendet worden, die Stellungen daher in den allerersten Anfängen der Befestigung. Bitterkalte, schneidende Nordstürme bliesen in die offene Ebene bei Braila; wie ein Schachbrett lag das Gelände der Donauarmee da, ohne Berg, ohne Baum, ohne Haus. Die armen Türken litten unsagbar unter den eisigen Temperaturen, sie hatten ja gar



keine Kälteschutzmittel mitgebracht, und als welche kamen, hatten viele dieser bravsten Soldaten arge Erfrierungen erlitten. Brennmaterial wurde nur für die Küchen von weit her in kleinsten Mengen zugeschoben. Der Boden war felsenhart gefroren, der hohe Schnee knirschte unter den Stiefeln und machte den kürzesten Marsch maßlos anstrengend. Sollten wir ganz zur Verzweiflung getrieben werden, dann erhob sich ein mehrtägiger Schneesturm, der alles verwehte, jeden Zuschub unmöglich machte. Versuchten es einige Schlitten, die Menage zu bringen, dann verirrten sie sich totsicher, denn auch die Telephonleitungen vernichtete der Sturm, so daß diese einzigen Wegweiser fehlten. Wie alles hatte indessen auch dieses Wetter seinen Vorteil, denn die Russen waren in derselben Lage und konnten ihren vorbereiteten und von uns erwarteten Angriff nicht beginnen. Ihm vorzubauen, waren wir zu den Türken gekommen. Zwischen der Feldwachenlinie und der ersten Stellung gab es eine besonders schwache Stelle, es war die Riegelstellung zwischen Cotul-Lung und Muchea, die wir ehestens auszubauen, vor allem mit einem ausgiebigen Hindernis zu versehen hatten. So stand es im Divisionsbefehl, den uns ein türkischer Offizier aus seiner Sprache ins Französische übersetzte.

Wir versuchten Tagarbeit, aber nur ein einziges Mal. Die russischen Batterien verfolgten uns wie die Hasen auf offenem Felde, soweit ihre Geschütze reichten. Die Schneemasken, die wir noch in den Morgenstunden errichtet hatten, um hinter ihnen das Hindernis anlegen zu können, halfen blutwenig, denn Flieger und Ballons kannten keine Nachsicht. Also wieder Nachtarbeit. Pioniere und Nachtarbeit gehören einmal schon zusammen, gegen dieses Gesetz haben wir niemals mit Erfolg ankämpfen können.

Eine Nacht am Sereth war grausig-schön. Der starke Rauhreif, der die wenigen am Ufer stehenden Bäume zu einer feenhaften Kulisse gestaltete, glitzerte hell im fahlen Mondlicht. Cotul-Lung, der Rest eines ärmlichen rumänischen Dorfes, zerfetzte Lehmhäuser, verbrannte Strohdächer, der gewisse zudringliche Geruch glimmenden Schutts, Pferdekadaver, um die sich herrenlose Hunde balgten. Der Hunger ließ sie die fortwährend in das Dorf einschlagenden Granaten gar nicht beachten. Sie kamen immer wieder, jede Nacht bot ihnen neues Mahl. An einem Ziehbrunnen drängen sich die Türken, sie holen Wasser, was sie bei Tag nicht tun dürfen. Halbvoll ist der Eimer nur, wenn er zum Vorschein kommt und hundert Hände langen nach ein paar Tropfen, bis dann eine furchtbare Explosion die Versammlung auseinandersprengt. So mancher bezahlte seinen Durst mit dem Leben. Mit regelmäßigen Pausen knatterten die russischen Maschinengewehre, nicht so aufdringlich wie die unsrigen, weshalb sie die Leute Nähmaschinen nannten.

Schon lange gab es keine so düsteren Zeiten. Das Baumaterial brachten in Ermangelung von Trainkolonnen Wagen der türkischen

Batterien, wenn sie nicht Munition führten, wir holten daher auch selbst mit Ochsengespannen die Drahtrollen, Pflöcke und Nägel herbei. Viel durfte man nicht laden, der Zustand der Wege ließ es einfach nicht zu. Das Eintreiben der Pflöcke in den Boden war vollends ein Problem. Die durch die fabelhafte Kälte gefühllosen Finger versagten den Dienst. Feuerüberfälle vernichteten nicht nur einmal die mühsame Arbeit vieler Stunden mit einem Schlage.

Ging der Mond unter, dann blitzten von allen Seiten die Scheinwerfer auf, Leuchtraketen jagten in die Höhe, dann war es aber manchmal auch so stockfinster, daß wir sogar den Heimweg die längste Zeit nicht finden konnten. Hatte einer das Unglück verwundet zu werden, dann stand ihm bis ins nächste Spital eine vielstündige Marterfahrt bevor. Rührend waren die türkischen Pioniere in ihrem Bestreben, die ihnen zugewiesene Zone des Hindernisses nicht nur pünktlich, sondern auch schön fertigzustellen, sie arbeiteten in dem bei Muchea liegenden Abschnitt. Nachmittags gegen 4 Uhr brachen wir mit ihnen immer aus dem Lager auf und marschierten zugleich mit den Infanterieabteilungen in die Stellung, bei Morgendämmerung kehrten wir wieder heim. So ging es wochenlang, bis endlich das Hindernis und die Gräben fertig waren. Alles ging nur mehr nach drei, vier- und mehrstelligen Zahlen, wenn wir unsere Bestellungen an den Divisionspionierpark sandten.

Als die Kälte langsam nachließ und sich Tauwetter einstellte, schlossen sich die letzten Lücken im Hindernis und die Russen fanden die Türkendivision in fertiger Stellung vor, sie überlegten sich den geplanten Vorstoß.

Man ist nur zu leicht versucht, die eigenen unangenehmen Erlebnisse als die schlechthin schwersten zu werten. Das liegt in der Natur des Menschen. Denkt man aber heute an solche Kriegserlebnisse zurück, denkt man daran, was damals die Menschen an Opfermut und Ausdauer, an Lebensverachtung und Selbstlosigkeit geleistet haben, dann kommen einem wieder die schreiendsten Schilderungen nur wie ein schwacher Schatten der im Erzählen doch unerreichbaren Wirklichkeit vor.

Nirgends erlebten wir in jeder Beziehung bescheidenere Verhältnisse als bei den türkischen Regimentern. Mangel an allem und jedem — ja, fragten wir uns, die wir erst kürzlich die verschwenderische Ausrüstung der vernichteten rumänischen Armee musterten, wie müßte man eigentlich *unsere* Erfolge erst werten im Vergleiche zu den aufgewendeten Mitteln? Wir fügten uns gern in das enge Maß, das hier galt, waren wir doch bei denselben Truppen, die mit gleich dürftigen Mitteln die reichste Nation an den Dardanellen glatt in das Meer gejagt hatten. — In den besten und meisten Kriegsmitteln liegt noch lange nicht der Sieg. —

* * *

Die österreichisch-ungarischen Pioniere, die im letzten Kriegsjahre Sappeure hießen, sie hielten im Weltkriege das, was jahrhundertealte Tradition mit Berechtigung erwarten ließ. Sie waren überall und immer zur Stelle, wo es um die Entscheidung ging, nicht nur auf allen Kriegsschauplätzen, sondern auch bei allen Verbündeten. Die Erzählungen von der 2./5. Kompagnie wollen richtig verstanden sein. Sie wollen nicht diese kleine Schar allein dem Vergessen entreißen. Sie sollen das Gerüst sein einem Denkzeichen auch für alle anderen k. und k. Pioniere und Sappeure, die nicht weniger ihre Pflicht getan haben. Es wäre ungerecht, für eine einzige Kompagnie der Herold sein, wo so mancher andere, berufenere Schilderer unter dem grünen Rasen ruht oder vom Zerfalle seines Vaterlandes verschlungen wurde.

* * *

Eine Reihe von Jahren ist seit diesen Ereignissen verflossen. In alle Winde sind sie zerstreut, die einst unsere Kompagnie gebildet haben. Und wie diese Kompagnie tot ist, so ist es auch die Armee, der sie angehört hatte. Noch hat die undankbare Nachwelt nichts für sie übrig.

Aber auch wir, die Hüter eines strahlenden Erbes, können den Opfern restloser Pflichterfüllung keine prunkenden Gedenkbauten errichten, können nicht so, wie wir wollten, die große Dankesschuld abtragen. Wir müssen uns damit bescheiden, mit einfachen Zeilen des Gedenkens schlichte Holzkreuze am dornigen Ehrenwege unserer ruhmvollen Heere zu errichten und dafür zu sorgen, daß sich die Erinnerung tiefer als in das Erz in die Herzen aller eingräbt, die noch an Unvergängliches glauben, die noch ein Vaterland lieben und auf dessen Aufstieg hoffen.

Wenn aber dereinst in den Gefilden der großen Armee Erzherzog Karl wieder zur Regimentsfahne greift und Prinz Eugen seine Pioniere zum Brückenschlag ruft, wenn Marschall Vorwärts Appell blasen läßt und die brandenburgischen Musketiere ihre Trommeln rühren — dann werden Deutsche und Österreicher abermals in alter Waffenbrüderschaft im ersten Treffen stehen, dort, wo die Göttin der Gerechtigkeit jenen Truppen den Platz anweist, deren Banner den Wahlspruch trägt: „Im Felde unbesiegt."



Das bayerische Reserve-Jäger-Bataillon Nr. 1 in Rumänien Herbst 1916.

Von Oberstleutnant Hugo Pflügel,
damals Major und Kommandeur dieses Bataillons.

Ende August 1916 hatte Rumänien, der zweite ehemalige Verbündete der Mittelmächte, an Österreich den Krieg erklärt und den Einmarsch in das fast wehrlose Siebenbürgen begonnen. Österreich befand sich damals in einer äußerst kritischen Lage, denn unter großen Verlusten mußte es sich der italienischen Angriffe am Isonzo erwehren und die Sommeroffensive Brussilows hatte in die galizische Front ein tiefes Loch gestoßen. Nur mit vieler Mühe war hier die Gefahr eines russischen Durchbruchs vorerst abgewandt worden. So mußte für Österreich der Angriff auf seine ungarisch-siebenbürgische Grenze besonders gefährlich werden.

Aber die Verbündeten ließen Österreich nicht im Stich. Der Kriegserklärung Rumäniens an Österreich folgten unmittelbar die Deutschlands, Bulgariens und der Türkei und kurz darauf begann auch schon der Einmarsch von Truppen dieser drei Staaten in den Südteil der rumänischen Dobrudscha, die im letzten Balkankriege Bulgarien entrissen worden war.

Die Festungen Tutrakan und Silistria fielen nach kurzer Gegenwehr schon in den ersten Septembertagen. Generalfeldmarschall v. Mackensen, der hier den Oberbefehl übernommen hatte, drang, wenn auch in harten Kämpfen mit den sich stets verstärkenden rumänisch-russischen Kräften, gegen Norden vor. Mitte Oktober fiel nach blutigen Gefechten das letzte Bollwerk Rumäniens an seiner Hauptbahnlinie zum Schwarzen Meere zwischen Cernavoda und Konstanza. Starke feindliche Kräfte waren durch diesen Angriff gebunden und dann mit schweren Verlusten geschlagen worden. Aber auch in Siebenbürgen hatte inzwischen die Lage schnell eine Änderung erfahren.

Nachdem genügend starke Kräfte versammelt waren, ging General von Falkenhayn mit der 9. Armee hier zum Angriff vor und erfocht Ende September den glänzenden Sieg über die 1. rumänische Armee bei Hermannstadt und am Roten Turmpaß, dem sich in den ersten Oktobertagen ein ähnlicher Erfolg über die 2. rumänische Armee bei Kronstadt anschloß.

Siebenbürgen war befreit, der Rumäne nunmehr auf zwei Kriegsschauplätzen geschlagen und in die Verteidigung geworfen.

Während der in den nächsten Wochen bis Mitte November sich hinziehenden Kämpfe um die Übergänge über die Transsylvanischen Alpen vollzogen sich in aller Stille auf bulgarischem Boden in der Gegend von Sistov die Vorbereitungen für den Übergang stärkerer Kräfte über die Donau, die den aus den Bergen vorgehenden deutschen Truppen die Hand reichen und die rumänische Heeresmacht im Herzen ihres Landes erdrücken sollten.

Im Kanal von Belene, einem südlichen Seitenarm der Donau, waren seit Wochen unter österreichischer Leitung die Vorbereitungen getroffen worden, um im gegebenen Augenblick starke Truppenmassen auf das rumänische Ufer überzusetzen und dann sofort mit dem Brückenschlag zu beginnen.

Dicht gedrängt lagen hier am Uferrande, schwach gedeckt durch überhängende Weidenbüsche, und gegen Fliegersicht nur leicht geschützt durch darübergelegte Zweige, die großen Donauschiffe, je zu zweien zusammengekoppelt und mit einem Aufbau versehen zur Aufnahme von Pferden und Fahrzeugen.

Auch zahlreiche Fluß- und Schleppdampfer waren hier bereitgestellt. An anderer Stelle wurden Donauschiffe mit eisernen Brückengliedern aufgerüstet, um in kurzer Frist ein Zusammenfahren zu Schiffbrücken zu ermöglichen.

Dazwischen kreuzten österreichisch-ungarische Monitore der Donauflottille und flinke deutsche Motorboote, aus der Ost- und Nordsee hierhergeschafft.

So herrschte reges Leben an dieser verschwiegenen Stelle, die durch die nördlich vorgelagerte Insel Persin der Sicht vom rumänischen Ufer aus entzogen war.

Nur einmal hatten rumänische Fernbatterien dies geschäftige Treiben zu stören versucht, ihre Geschosse fielen aber wirkungslos ins Wasser, da die Entfernung zu groß war.

Auch an der in Aussicht genommenen Brückenstelle bei Sistov hatten die Vorbereitungen frühzeitig begonnen.

Wohl war hier ein Arbeiten an dem vom Feinde aus völlig eingesehenen Südufer der Donau unmöglich, jedoch gedeckt hinter den das flachere Nordufer weit überragenden Höhen waren schwere Batterien in großer Zahl eingebaut und für den bevorstehenden Kampf mit Munition versehen worden. Vorräte aller Art wurden aufgehäuft, um der Armee nach Überwindung des Flusses sofort nachgeführt zu werden.

Inzwischen waren die für den Einfall in die Walachei bestimmten Truppen, je eine deutsche und türkische, sowie zwei bulgarische Infanterie-Divisionen und eine aus deutschen und bulgarischen Reiterregimentern gebildete Kavallerie-Division, die Donauarmee genannt, versammelt worden.

Anfangs hatten die Rumänen die bulgarische Stadt Sistov mehrfach beschossen, allmählich aber war fast völlige Ruhe eingetreten und am Tage bot das weithin einsehbare rumänische Land den Eindruck völliger Verlassenheit; nur nachts gaben rumänische Posten ein Zeichen ihrer Wachsamkeit durch zeitweilige Feuerabgabe.

Am 22. November 1916 nachmittags setzten die letzten Vorbereitungen zum Übergang ein.

Zunächst sollten von der 217. deutschen Infanterie-Division zwei Jäger-Bataillone auf die Inseln Ginginarele und Persin übergesetzt werden, die in unserem Besitz waren, um dann am 23. morgens die kürzere Strecke zum rumänischen Ufer zurückzulegen und sich am Norduſer festzusetzen. Am Nachmittag des 22. begann bei Belene das Einschiffen. Das bayerische Reserve-Jäger-Bataillon 1 bestieg österreichische Pontons, um zur Insel Ginginarele gerudert zu werden, das preußische Reserve-Jäger-Bataillon 7 wurde in großen Kähnen, von Schleppern gezogen, zur Insel Persin gebracht. Langsam glitten die Pontons mit den Bayern den Donaustrom hinab, eins mit geringem Abstande dem andern folgend. Gegen ½10 Uhr nachts sammelte nach 12 km Fahrt die lange Pontonkolonne nochmals am bulgarischen Ufer, um aufzuschließen und dann quer über den Strom zu der nördlich vorgelagerten Insel zu steuern, deren Südrand nur 600 m entfernt lag. Es war dunkle Nacht geworden. Leise glitten die Ruder der ungarischen Fährleute durchs Wasser. Ein dicker grauer Nebel hatte sich langsam auf den Strom herniedergesenkt. Plötzlich hört man einen schrillen Knall, eine Gewehrsalve dröhnt über den Fluß, lebhaftes Einzelfeuer folgt. Ringsherum wird lautes Rufen hörbar, aber der dichte Nebel und die finstere Nacht behindern jeden Ausblick.

Kein Boot ist vom anderen aus zu sehen, unwillkürlich ducken sich im ersten Augenblick die Pioniere vor den über ihre Köpfe hinwegsausenden Kugeln, die klatschend ins Wasser fallen.

An ein Weiterfahren war nicht zu denken. Zweifellos waren die Pontons in der Dunkelheit zu weit stromabwärts getrieben und an der Insel vorbeigefahren. Dadurch hatten sie sich dem rumänischen Ufer genähert. Wie viele jedoch tatsächlich zur Stelle waren, wo die anderen hingetrieben waren, das konnte niemand wissen. So blieb nichts übrig, als unter Zuhilfenahme eines Kompasses und einer Taschenlampe ans bulgarische Ufer zurückzusteuern und den Übergang von neuem mittels des Kompasses zu versuchen. Zwei Pontons fanden sich hier zusammen, ein zweiter Übergangsversuch in der Nacht hatte aber das gleiche Ergebnis und erst am Morgen gelang es dem Bataillonsstab, die Insel zu erreichen, wo sich ein kleiner Teil der Jäger vorfand. Über die Masse des Bataillons fehlte jede Nachricht. Dichter Nebel hinderte auch jetzt noch den Fernblick.

Da erbot sich der Führer eines deutschen Motorbootes zur Erkundung gegen das rumänische Ufer vorzufahren.

Schon nach kurzer Zeit konnte er die Meldung bringen, daß der fehlende Teil des Bataillons, vereint mit dem Reserve-Jäger-Bataillon 7, am Morgen ohne Kampf am Nordufer gelandet war. Die feindlichen Postierungen hatten sich auf die 2 km nördlich der Donau hinziehende Höhenstellung zurückgezogen.

Nun stürzte alles in die Pontons und nach zwanzig Minuten stand das Bataillon vereint auf rumänischem Boden in Gefechtsstellung. Es war aber auch hohe Zeit gewesen für das Übersetzen; denn nunmehr lichtete sich der Nebel und sofort eröffnete eine rumänische schwere Batterie ein lebhaftes Feuer auf die Donaustrecke, die eben von den Pontons durchquert worden war. Nachdem bald darauf auch das Reserve-Jäger-Bataillon 9 gelandet war, begannen die deutschen Batterien auf den Höhen von Sistov, die besser werdende Sicht ausnutzend, ihr Feuer auf die feindlichen Stellungen auf dem Höhenkamm, unterstützt von den österreichischen Monitoren, die zur Feuerabgabe dicht an das Ufer herangefahren waren.

Geschoß auf Geschoß flog nun sausend im weiten Bogen über die zum Angriff bereitliegenden Schützen hinweg, um ihnen für das Vorgehen über die völlig deckungslose Ebene den Weg zu bahnen. Schuß auf Schuß fiel in die feindliche Stellung auf der weithin sich abhebenden Höhenlinie, auf der die schwarzen Rauchwolken der einschlagenden Granaten das Ziel noch deutlicher erkennen ließen. Ein kurzer Befehl, dann stürzt die Schützenlinie zum Angriff vor und gewinnt im heftigen feindlichen Infanteriefeuer langsam Raum. Wohl leistet der Rumäne zähen Widerstand und läßt es an einzelnen Stellen auf den Kampf Mann gegen Mann ankommen, starke Offizierspatrouillen aber, die um seine rechte Flanke herumgefühlt hatten, überschütten plötzlich von hinten die feindliche Stellung mit Feuer und die einschlagenden Handgranaten dieser Tapferen brechen bald den letzten Widerstand.

Rumänischer Landsturm war hier gestanden; bejahrte Männer in ihrer landesüblichen Bekleidung, mit alten Gewehren bewaffnet, hatten in wirklich tapferem Aushalten den Übergang zu hindern versucht.

Bald bedeckten wieder graue Nebelwolken die eroberten Höhen. Unter ihrem Schutze machten die erst jetzt herbeigeeilten rumänischen Reserven einen verzweifelten, jedoch ergebnislosen Versuch, die deutschen Linien wieder in die Donau zu werfen.

Inzwischen waren auch ein deutsches Landwehr- und ein Landsturm-Regiment bei Sistov übergesetzt worden und hatten den Halbkreis um die Brückenstelle geschlossen. Der Bau der Brücke selbst konnte beginnen und damit erst der Nachschub von Munition und Verpflegung sichergestellt werden.

Der 24. November brachte neue Kämpfe gegen die Rumänen. Trotzdem konnte der Brückenkopf nach vorwärts erweitert werden, so daß die Brücke nunmehr auch gegen den Angriff stärkerer Kräfte gesichert war.

So war es, dank der wochenlangen, gründlichen Vorbereitungen gelungen, den Übergang über die Donau in kurzer Zeit ohne erhebliche Verluste durchzuführen.

Schon am 25. nachmittags begann der Vormarsch mit dem Ziele: Vereinigung mit der inzwischen durch die Transsylvanischen Alpen vorgedrungenen 9. Armee zur Vernichtung des Gegners. —

Unaufhaltsam drang in den nächsten Tagen die Donauarmee in nordöstlicher Richtung vor. Ihr linker Flügel, die 217. deutsche Division, warf in fast täglichem Kampfe, ihren bulgarischen Nachbar-Divisionen um einen Tagesmarsch vorauseilend, den Feind oft nach hartem Widerstande zurück.

Am 27. November nachmittags erreichte das Reserve-Jäger-Bataillon 9 als Vortrupp der 217. Infanterie-Division die große Straße Alexandria-Bukarest bei der Ortschaft Prunaru. Den Rumänen war es tags vorher unter dem Schutze des Nebels gelungen, sich der Verfolgung zu entziehen. Kaum war die deutsche Spitze in den Ort eingedrungen, als sich ihr überraschend aus den Häuserreihen hervorbrechende stärkere feindliche Kräfte entgegenwarfen.

Ein erbitterter Nahkampf entspann sich, immer neue Teile des Bataillons wurden in den Kampf geworfen. Zwei Kompagnien drangen östlich der Ortschaft bis auf die Höhe vor. Die Nacht brach herein, ohne daß es gelang, die Ortschaft dem Feinde zu entreißen.

Da nahte Unterstützung durch das bayerische Reserve-Jäger-Bataillon 1, das bei beginnender Dämmerung am Südrande von Prunaru anlangte. Noch wogte das Gefecht unentschieden hin und her; die Finsternis verwehrte bald jeden Überblick über die Lage, so daß Freund und Feind nicht mehr zu unterscheiden waren. Nur das lohende Feuer eines Strohhaufens nächst der Brücke über den Calniștea-Fluß warf einen matten Schein auf den Flußübergang. Das Reserve-Jäger-Bataillon 9 hatte zu dieser Zeit nur noch das Südosteck der Ortschaft in Besitz, behauptete aber östlich derselben die anliegenden Höhen.

Da ertönt plötzlich das lebhafte Knattern eines Maschinengewehres in nächster Nähe der Brücke.

Der dort stehende Zugführer sieht dichte Massen auf sich zukommen und hält sie im ersten Augenblick für zurückgehende Jäger, bis ihn der Lichtschein des brennenden Strohhaufens erkennen läßt, daß in geschlossener Kolonne Rumänen aus dem am Ostrande der Ortschaft herabführenden Hohlweg auf ihn losstürzen. Kurz entschlossen springt er an das Maschinengewehr und bedient es selbst. Wie ein Hagel schlagen die Geschosse in die durch den Engweg zu-



sammengedrängte Masse, die keinen Ausweg mehr findet. In Scharen brechen sie zusammen; was nach rückwärts sich freie Bahn machen kann, stürmt eiligen Laufs in die Ortschaft zurück. Die schwere Gefahr ist durch das entschlossene Eingreifen des Offiziers überwunden. Der Rumäne wagt hier keinen Angriff mehr. Doch am Südrande der Ortschaft und auf dem östlichen Hange knattern die Gewehre weiter. Ein Überblick über die Lage ist auch jetzt noch unmöglich.

Um weitere nutzlose Angriffe zu ersparen, da sie bei der herrschenden Dunkelheit zu keinem Ziele führen können, erhält eine auf den Höhen südlich der Ortschaft in Stellung befindliche Batterie den Befehl, das Dorf unter Feuer zu nehmen.

Über den brennenden Strohhaufen als Richtpunkt sausen nunmehr die Granaten in die Ortschaft hinein, mit dem sofortigen Erfolge, daß der Feind von jedem weiteren Angriffsversuche abläßt. Nach halbstündiger Feuertätigkeit dringt das Reserve-Jäger-Bataillon 1 mit drei Kompagnien von der Ostseite her in das Dorf Prunaru ein und säubert es vom Feinde, fast ohne Widerstand zu finden. Fünf Geschütze, die die Rumänen bei ihrem Rückzug auf der Straße am Nordrande der Ortschaft hatten stehen lassen, fallen den Jägern unzerstört in die Hände.

Die blutige Arbeit ist getan, Prunaru ist nach hartem Kampf in unseren Händen, die Rumänen entkommen unter dem Schutze der Dunkelheit.

Das Reserve-Jäger-Bataillon 1 übernahm den Schutz der Ortschaft, während das Reserve-Jäger-Bataillon 9 seine Verbände ordnete. Eine später nachgekommene Reserve-Pionierkompagnie sicherte die Calnistea-Brücke.

Tiefe Ruhe lag nun über dem Dorfe. Bald graute der Morgen und wieder bedeckte dicker Nebel die herbstliche Landschaft.

Plötzlich stören einzelne Gewehrschüsse die morgendliche Stille, bald darauf setzt lebhaftes Maschinengewehrfeuer ein.

Wenige Minuten danach kommen auch schon die ersten Nachrichten aus der Front zu dem am Südosteck der Ortschaft befindlichen Bataillonsstab.

Von Nordwesten her ist der Feind, das unsichtige Wetter ausnützend, in dichten Kolonnen in die Ortschaft eingedrungen, hat die Sicherungen der 1. Kompagnie Reserve-Jäger-Bataillon 1 nach kurzem Feuergefecht über den Haufen gerannt und den Führer dieser Kompagnie nach tapferer Gegenwehr mit einem kleinen Teil seiner Mannschaft gefangen genommen.

Aber kaum waren die ersten Schüsse gefallen, so eilten auch schon die in der Nähe ruhenden Teile des Reserve-Jäger-Bataillons 9 herbei und richteten ihre Maschinengewehre gegen die Kolonne der Rumänen.

Ein Hagel von Geschossen schmettert die vorderen Reihen zu Boden. Die rückwärtigen Teile machen Kehrt und stürzen in wilder

Flucht aus der engen Ortsstraße wieder hinaus ins Freie. Auch am linken Flügel der 2. Kompagnie hatte ein Zugführer den eingebrochenen Feind durch ein schnell herangeholtes Maschinengewehr zum Weichen gebracht. So war die erste Gefahr glücklich überwunden, aber gleich darauf kamen neue Meldungen, die von dem Anrücken starker rumänischer Kräfte aus nordwestlicher Richtung berichteten. Rasch wurden die sich eben sammelnden übrigen Kompagnien des Reserve-Jäger-Bataillons 9 zusammengefaßt und mit den an der Brücke stehenden Pionieren warfen sie sich dem anrückenden Feind entgegen. Wieder gelingt es, seinen Angriff zum Stehen zu bringen, aber nunmehr schleudert der Feind Schrapnells und Granaten auf die Ortschaft und sucht den Widerstand der Verteidiger auf diese Weise zu brechen. Da sich der Nebel gelichtet hatte, eröffnete nun auch die deutsche Batterie, die schon am 27. abends mit Erfolg in das Gefecht eingegriffen hatte, wieder ihr Feuer; zwei weitere Batterien fahren neben ihr auf. Doch der Rumäne scheint sein Letztes daransetzen zu wollen, um hier unter allen Umständen durchzubrechen und sich die Straße nach Bukarest zu öffnen. Kaum ist ein Angriff abgeschlagen, bei dem viele Gefangene in unseren Händen bleiben, so treten neue Kräfte wieder zum Sturme an, aber in dem wohlgezielten Feuer der 1. und 9. Jäger brechen alle Angriffe zusammen.

Um die Abwehr wirksamer zu unterstützen, wird die eine der Batterien an den Nordrand der Ortschaft vorgeholt. Zugsweise galoppiert sie vor, fährt im feindlichen Feuer auf und überschüttet den Angreifer mit einem Eisenhagel von Geschossen. Angstgequält fliehen die Einwohner aus dem Dorfe und suchen am Nordhange des Flußufers Deckung gegen das nicht endenwollendes Schrapnellfeuer.

Die Infanteriemunition geht zu Ende. Die letzte Reserve-Kompagnie wird aufgelöst, um ihre Patronenbestände nach vorn zu bringen. So gelingt es wenigstens, die Schützenlinie zu neuer Abwehr zu stärken. Daß es hohe Zeit dafür war, sollte sich bald darauf zeigen. Am Horizont erscheinen lichte Linien von Reitern, die über die deckungslose Ebene in rasendem Galopp auf die Stellung der Jäger losstürmen. Ein seltener Anblick fürwahr, aber die Jäger vermag er nicht zu schrecken. Gewehre und Maschinengewehre senden ihre Geschosse in die Reiterscharen und das wohlgezielte Feuer zwingt Roß und Reiter zu Boden. Wie Spreu vor dem Winde zerstob das stolze Regiment, nur einzelne erreichten die Schützenlinie und gerieten in Gefangenschaft, darunter der Regimentskommandeur und drei Eskadronschefs.

Mit diesem Einsatz der letzten Reserven war die Angriffskraft der Rumänen gebrochen. Da alle weiteren Durchbruchsversuche ihnen nutzlos erscheinen mußten, gaben sie den Kampf auf und gingen nach Norden zurück.

Vier Stunden hatte das unaufhörliche Ringen gewährt, in

dem Bataillone von vier rumänischen Infanterie-Regimentern und ein Kavallerie-Regiment eingesetzt worden waren. Nun war die Ausdauer belohnt.

Zahlreiche tote und verwundete Rumänen bedeckten das Schlachtfeld, zwei weitere Geschütze waren in unsere Hände gefallen, über 300 unverwundete Gefangene wurden eingebracht.

Ein rumänischer Stab, der zu Beginn des Gefechtes in zwei Kraftwagen herangefahren war, war am Ortsende zusammengeschossen worden.

Aber auch in die Reihen der Jäger waren in diesem zweitägigen Gefechte empfindliche Lücken gerissen worden, die nicht mehr geschlossen werden konnten und sich in den folgenden Kampftagen bitter bemerkbar machen sollten.

Doch ein neuer Sieg war wieder errungen, die Verfolgung des Feindes mit dem Ziele des Zusammenwirkens mit der 9. Armee konnte ihren Fortgang nehmen.

Der 29. und 30. November brachten neue Kämpfe mit den an Zahl stark überlegenen Rumänen, aber der frische Angriffsgeist der Jäger und der Landwehr versagte nicht.

Immer noch war die 217. Infanterie-Division um einen Tagmarsch ihrer rechten Nachbarkolonne, einer bulgarischen Division, voraus. Nach links hatte die Kavallerie-Division der Donauarmee die Fühlung mit der Kavallerie der 9. Armee bereits aufgenommen, aber zwischen den beiderseitigen Flügel-Infanterie-Divisionen gähnte noch eine große Lücke. Am 1. Dezember morgens begann die 217. Infanterie-Division den Angriff auf die südlich des Argesul stehenden rumänischen Kräfte. Der Fluß bildete hier die letzte starke Hindernislinie vor der großen Lagerfestung Bukarest.

In kühnem Anlauf warfen die beiden preußischen Jäger-Bataillone im Verein mit dem Landwehr-Regiment 22 und dem Landsturm-Regiment 115 den Gegner zurück, der sich in eiliger Flucht, den mannstiefen Fluß durchwatend, auf das jenseitige Ufer zurückzog.

Doch nun nahte für die Deutschen eine neue Krisis, eine der schwersten wohl während des ganzen rumänischen Feldzugs.

Schon gegen Mittag waren Nachrichten eingegangen, daß die mit dem Schutz der linken Flanke beauftragte Kavallerie-Division v. der Goltz vor starken rumänischen Kräften zurückgehe. Die linke Flanke war nicht mehr gesichert. Bald aber brachten weitere Meldungen ein klares Bild über die ernsten Gefahren, die der deutschen Division drohten.

Am Morgen des 1. Dezember war der aus den Transsylvanischen Alpen vorgebrochenen Gruppe des Generals Krafft von Delmensingen ein Kraftwagen mit zwei rumänischen Generalstabsoffizieren in die Hände gefallen, die den Angriffsbefehl für die 1. rumänische Armee gegen die linke Flanke und den Rücken der Donau-

armee bei sich trugen. Sie sollte, bevor sie ihre Vereinigung mit der noch rückwärts gestaffelten 9. Armee vollziehen konnte, an ihrer empfindlichsten Stelle gefaßt und in die Donau geworfen werden.

Noch rund 40 km trennten die beiden Heeresflügel, ein rücksichtsloses Vordringen der rumänischen Stoßgruppe konnte die Donauarmee in eine äußerst schwierige Lage bringen, da diese nur noch über eine weiter rückwärts auf Prunaru im Anmarsch befindliche türkische Division verfügte.

Bald gingen auch die Rumänen an einzelnen Stellen erneut über den Argesul zum Angriff vor.

Die linke deutsche Flügel-Division hatte als letzte Reserve das bayerische Reserve-Jäger-Bataillon Nr. 1, das aber infolge der vorausgegangenen zahlreichen Gefechte nur noch 320 Gewehrträger zählte.

Schnelles Handeln war notwendig, denn wenn der Vormarsch des Gegners nicht zeitig zum Stehen gebracht wurde, so war die ganze Munitions- und Verpflegungszufuhr der Division abgeschnitten, ihre Lebensader war unterbunden.

Das Jäger-Bataillon erhielt deshalb den Auftrag, sofort nach dem 4 km nordwestlich der einzigen Zufuhrstraße der Division gelegenen Dorfe Bulbucata zu rücken, um hier gegen den zu erwartenden ersten Anprall der Rumänen das Zurücknehmen der am Argesul stehenden Kräfte der Division zu decken.

Ein Landsturmbataillon war mit ähnlichem Auftrage nach Letca Noua, rund 6 km südwestlich Bulbucata, entsandt worden.

Wenige Minuten nach Eingang des Befehls waren die Jäger im Marsch. Zwei Batterien sollten nachkommen. Einige Radfahrer, die auf schlechten Wegen nur mühsam vorwärts kommen konnten, mußten die fehlende Kavallerie in der Aufklärung ersetzen.

Gegen 1 Uhr nachmittags wurde Bulbucata erreicht. Noch zeigte sich nichts vom Feinde. Die Ortschaft lag in friedlicher Ruhe und von den Höhen vom Westrande aus sah man im Vorgelände nur eine deutsche Kavallerie-Patrouille. Ihr herangerufener Führer bestätigte jedoch bereits die Anwesenheit rumänischer Infanterie-Patrouillen in den vorliegenden Wäldern.

Jetzt galt es, die noch zur Verfügung stehende kurze Zeitspanne zu benutzen, um die dem Ortsrande vorgelagerten Höhen zur Verteidigung einzurichten. Zwei Kompagnien nisteten sich hier ein, ihre Gefechtsstärke reichte freilich nicht dazu aus, eine geschlossene Linie herzustellen, am Tage konnten sie sich aber wenigstens durch Feuer gegenseitig unterstützen.

Kurz vor Einbruch der Dämmerung langten endlich auch die beiden Batterien an und kaum waren sie in Stellung, so kam auch schon die Meldung über den Anmarsch einer feindlichen Kolonne, die gedeckt im Talgrunde gegen die rechte Flügelkompagnie vorging.

Wohl war der Gegner noch nicht zu sehen, aber einige in der Anmarschrichtung abgefeuerte Schrapnells sollten den Jägern wenigstens die Sicherheit geben, daß die Artillerie zur Stelle war und daß sie in dem bevorstehenden Kampfe auf die Unterstützung dieser Waffe rechnen konnten.

Kurz darauf sauste schon die erste feindliche Granate in die Ortschaft herein und nun begann auch heftiger Gefechtslärm am Ortseingang.

Unaufhörlich knatterten die Maschinengewehre, Granaten und Schrapnells schwirrten durch die Luft und dazwischen ertönten die Hornsignale der mit lautem Geschrei zum Sturm vorstürzenden Rumänen.

Der Führer der rechten Flügelkompagnie der Jäger fällt, von einem Granatsplitter zu Tode getroffen.

Starke Kräfte des Feindes brechen an dieser Stelle in die Linie der Jäger ein, die sich mit Todesmut wehren, aber der Übermacht erliegen müssen. Die Reste des hier stehenden Zuges werden auf den Ortsrand zurückgeworfen. Doch schon naht Hilfe. Der einzige noch überlebende Offizier der Kompagnie bringt ein Maschinengewehr in Stellung und feuert in die dicht gedrängten Massen des Feindes. Und nun sammeln sich die Reste des Zuges um ihn und richten ein vernichtendes Feuer auf den Gegner, der unter diesem Eindruck vorerst seine Angriffsabsichten aufgibt.

Schnell werden zwei weitere Maschinengewehre von der im Dorfe stehenden Bataillonsreserve vorgebracht und ein Zug dieser Kompagnie schließt notdürftig die in die Schützenlinie gerissenen Lücken.

Aber auch am linken Flügel war inzwischen schweres Unheil hereingebrochen.

Die vorwärts gestaffelt aufgestellte 1. Kompagnie, die die Verbindung mit dem Nachbarbataillon hatte suchen sollen, war in einem Wäldchen von weit überlegenen rumänischen Abteilungen über den Haufen gerannt worden, bevor sie noch ihre Stellung hatte einnehmen können.

Ebenso heftige Angriffe richteten sich gegen die am südwestlichen Ortsrande stehende 4. Kompagnie, der vor allem die Aufgabe zufiel, einen Durchbruch der Rumänen in der zwischen ihr und der rechten Flügelkompagnie bestehenden Lücke zu verhindern.

Kaum hatten die Rumänen diesen schwachen Punkt der Stellung erkannt, so stürzten sie den Abhang herunter, um in den Ortsrand einzudringen. Aber umsonst war dieses Beginnen, dessen Erfolg mit dem Durchbruch der Front das Bataillon in einzelne Teile zersprengt hätte.

Wachsam spähten die Augen der hier liegenden Maschinengewehrschützen und kaum erkannten sie die Gefahr, so fuhr auch ihr

vernichtendes Feuer in die feindlichen Reihen und streckte sie haufenweise zu Boden. Der Rest flutete auf die deckende Höhe zurück.

Finstere Nacht bedeckte nunmehr das Kampfgelände, nur an einer Stelle erleuchtete ein brennender Strohhaufen das Vorgelände.

Wütendes Feuer der Rumänen folgte dem abgeschlagenen Angriff und bald wurden neue Versuche von ihnen gemacht, in den Ortsrand einzudringen. Aber schlagartig setzte stets von neuem das Maschinengewehrfeuer ein und brachte jeden Sturmversuch zum Scheitern.

Noch schlagen vereinzelte Granaten und Schrapnells in die Ortschaft ein, unsere Artillerie aber ist verstummt; sie hatte ihre Stellung räumen müssen, als die vorwärts gestaffelte 1. Kompagnie geworfen war, da sie außerhalb der Ortschaft keinen Schutz mehr finden konnte gegen einen in der Dunkelheit ihr jederzeit drohenden feindlichen Angriff.

Langsam verrinnen die Stunden der Nacht, aber die Schar der Jäger hält aus, trotzdem die Verluste in den an und für sich nur dünnen Reihen sich mehren. Gilt es doch die Marschstraße der Division zu decken und den Abbau der Front am Argesul zu ermöglichen.

Gegen 10 Uhr nachts dringt der Feind in das im Rücken des Bataillons gelegene Divisionsstabsquartier Balaria ein, die Verbindung mit dem Divisionsstabe ist damit unterbrochen, der Gegner hat die Nachschubstraße der Division bereits gesperrt. Das zur Hilfe zugesagte Reserve-Jäger-Bataillon 7 kommt nicht. Die Lage des Bataillons beginnt gefährlich zu werden. Geht der Feind gegen den ungeschützten Südrand der Ortschaft vor, so kann er das Bataillon ohne Kampf von hinten umfassen und einschließen.

Noch war es gelungen, die Fernsprechverbindung mit dem Regimentsstabe aufrecht zu erhalten und auf diese Weise aus weiter Ferne das Feuer einer Batterie auf die feindlichen Linien zu lenken, um dadurch wenigstens ihre stets erneute Angriffslust zu dämpfen; aber sobald der Tag sich lichtete, mußte die Stellung unhaltbar werden, da der Feind dann ihre Schwächen erst richtig erkennen konnte.

Einer rumänischen Offizierspatrouille gelang es, von der ungesicherten Ortsseite her einzudringen und bis zum Bataillonsstab vorzustoßen. Ein Fernsprecher, der gerade am Leitungsbau war, nahm die sich nicht zur Wehr setzenden Rumänen gefangen und verhinderte dadurch, daß der Gegner über die günstige Angriffsmöglichkeit unterrichtet wurde.

Endlich um 12 Uhr nachts traf der Befehl ein, daß das Bataillon um 3 Uhr morgens den Rückmarsch antreten solle, um an dem 4 km entfernten Straßenkreuz bei Stilpu dem Feinde weiteren Widerstand zu leisten.

Dank sorgfältiger Vorbereitungen gelang das Loslösen vom Gegner, ohne daß dieser es merkte.

Das Bataillon war schon lange auf dem Marsch und immer

noch hörte man im Rücken das Knattern der feindlichen Gewehre und Maschinengewehre, die ihr Feuer auf die verlassene Ortschaft richteten. Auch der Feind in Balaria, der den Rückweg leicht verlegen konnte, näherte sich nicht. So gelang es, unbehelligt die neue Stellung zu besetzen, die sich am Fuße einer Höhe rund um das Straßenkreuz herumzog, das zunächst noch für durchziehende Gefechtsfahrzeuge der vom Argesul herkommenden Truppen offen gehalten werden mußte.

Ermattet von der Anstrengung warfen die Jäger sich zu Boden, aber trotz aller Ermüdung mußte sofort an die Verstärkung der neuen Stellung gegangen werden.

Dicke graue Wolken bedeckten den Himmel, als der Morgen dämmerte; die weithin Übersicht gewährende Höhe ließ nichts vom Feinde erkennen.

Doch gegen 8 Uhr morgens wurde es im Vorgelände lebendig. Einzelne kleine Haufen überschritten den fernen Höhenrand und bald konnte man 16 Kompagnien abzählen, die sich in ununterbrochenem Vorgehen der Stellung der Jäger näherten. Noch war es zu weit, um ihnen durch Feuer Halt zu gebieten; denn Artillerie war nicht zur Stelle. Schweigend kauerten die Schützen in ihren nur notdürftig ausgehobenen Erdlöchern, gespannt auf die unaufhaltsam vorrückenden feindlichen Kolonnen schauend, schußbereit lagen die Maschinengewehrschützen neben ihren Gewehren. Kein Laut rührt sich, kein Kommando wird hörbar. Leichter Nebel senkt sich hernieder und verschleiert zeitweise die anrückenden Feinde den Blicken, aber jedermann weiß, daß sie bald in Schußentfernung heran sein werden und dann beginnt für die Jäger von neuem ein Kampf auf Leben und Tod; denn schon im Vorgehen umfaßt der Feind die kleine Schar mit seinen weit überlegenen Kräften. Jetzt lichtet sich der Nebel, der Feind ist schon nahe heran, doch noch fällt kein Schuß. Da sprengen einzelne rumänische Reiter im Galopp gegen die Schützenlinie vor. Wie mit einem Schlage ist die Stille gebrochen. Schuß auf Schuß fällt in die feindlichen Reihen, die sich zu Boden werfen und nun auch ihrerseits die Stellungen der Jäger mit einem Hagel von Geschossen überschütten. Der Angriff ist im Gange. Das wohlgezielte Feuer unserer Schützen fügt dem Gegner empfindliche Verluste zu, aber seine Zahl ist groß. Vermag er auch in der Front nur langsam Boden zu gewinnen, seine Flügelabteilungen überragen doch bald die schmale Front der Jäger und suchen sie von der Flanke her zu erdrücken. Die letzten Reserven, Meldegänger und Fernsprecher werden eingesetzt, die schwachen Kräfte reichen jedoch nicht aus, um die drohende Umfassung abzuwehren.

Aber der Auftrag ist erfüllt, die am Argesul eingesetzten Truppen sind inzwischen sämtlich zurückgenommen, die Truppenfahrzeuge sind in Sicherheit gebracht.

Schon ist es dem Feinde gelungen, die rechte Flügelkompagnie zu umfassen und am linken Flügel ist der Angriff auf 50 m herangelangt, da gibt der Bataillonskommandeur den Befehl zum Abzug.

Wohl schlägt nun überwältigendes Feuer in die zurückgehenden Linien, ein kleiner Teil wird abgedrängt und leistet in einem naheliegenden Hause bis zum Äußersten Widerstand, die Masse des Bataillons aber geht unerschüttert zurück. Und kaum ist die nicht weit entfernte Ortschaft Stilpu durchschritten, da nähern sich in eiligem Laufe zwei Kompagnien des Reservejägerbataillons 7, deren Unterstützung schon lange zugesagt war.

Mit Freude wird diese Hilfe begrüßt und ohne Zaudern wendet sich die ganze Linie von neuem gegen den Feind, um nun ihrerseits zum Angriff überzugehen.

Die Rumänen stutzen; noch schlägt ihr Feuer in unsere Reihen, aber durch den unerwarteten Gegenangriff überrascht, ergreifen sie nach kurzem Feuer trotz ihrer weit überlegenen Stärke die Flucht. Unaufhaltsam knattern nun unsere Gewehre und Maschinengewehre, hastig stürzen einzelne Gruppen vor, unser Angriff schreitet zügig vorwärts, die Ortschaft Stilpu wird wieder genommen.

Da weiteres Vorgehen der stark zusammengeschmolzenen Schar zwecklos ist, ordnet der Bataillonskommandeur die Verfolgung durch Feuer an.

Es war aber auch Zeit geworden, an einen Abbruch des Gefechts in dieser überraschend gebesserten Lage zu denken; denn abgesehen von den zwei im entscheidenden Augenblick eingetroffenen Jägerkompagnien konnte auf weitere Gefechtsunterstützung nicht mehr gerechnet werden, da die 217. Infanterie-Division ihre Kräfte in östlicher Richtung an die dort stehende bulgarische Division herangeführt hatte, um so ihren rechten Flügel vor umfassenden feindlichen Angriffen zu schützen. Die dringend ersehnte Artillerie war deshalb auch nicht mehr zu Hilfe gekommen.

Die rumänischen Schützenlinien waren nun hinter den deckenden Höhen verschwunden.

Da platzen auf einmal Schrapnells über den deutschen Linien und kurz darauf sieht man am Horizont, soweit der Blick reicht, dichte Linien des Feindes wieder auftauchen, die, verstärkt durch die herangeeilten Reserven, zu neuem Schlage ausholen, um die kleine Schar der Deutschen zu vernichten.

Doch ein kurzer Befehl genügt und rasch setzen die Jäger, am Südufer des Neajlov-Flusses bleibend, sich in Marsch. Ohne Verluste gelingt es ihnen, sich der feindlichen Verfolgung zu entziehen und hinter den schützenden Höhen von Epuresti zu verschwinden.

Aber nunmehr wendet sich das feindliche Artilleriefeuer auf neue Ziele, die sich ihm nördlich des Flusses gezeigt hatten. Dort war das Landwehrregiment 22 im Abzug vom Argesul her be-

griffen und suchte den Anschluß an die bulgarischen Linien. Krachend sausen die Granaten in die Flußniederung, in hohem Bogen spritzt das schwarze Erdreich empor und vergeblich suchen Fahrzeuge und Mannschaften eine Deckung in dem dichten Weidengestrüpp, das die sumpfigen Niederungen des Flusses begleitet. Da hier kein Schutz vor dem immer heftiger einschlagenden Feuer zu finden ist, wenden sich die gelichteten Reihen nach Süden, wo die Hänge bei Epuresti Deckung zu bieten scheinen. Aber die vielen Flußarme, die in unzähligen Windungen den Talgrund durchziehen, hemmen den Weitermarsch und wenn sich auch viele in die dunklen moorigen Fluten stürzen, um der Vernichtung durch das feindliche Feuer zu entgehen, nur ein Teil erreicht das deckende Südufer, die anderen versinken in den mehr als mannstiefen Gewässern.

An der Brücke bei Chirculesti weist ein Reiter des Brigadestabes den Jägern den Weg, die unter dem Schutze der Hänge des Südufers dieser Vernichtung entgangen waren.

Bei dieser Ortschaft, die man über eine teilweise abgebrochene Brücke erreicht, sammeln sich die Reste der hier zurückgehenden Teile der Division. Nun gilt es rasch Ordnung zu schaffen, denn schon hat der Rumäne mit Angriffen von Norden her eingesetzt und bald muß man damit rechnen, daß auch der Gegner, der bisher den Jägern gegenübergestanden war, am Südufer des Neajlov erscheinen und damit die Einschließung von Norden und Süden her vollenden wird.

Rasch werden die gesammelten Truppen im Halbkreis um den Ort herum verteilt; sie graben sich ein, die Verbände werden geordnet, soweit es möglich ist und alles zur Abwehr vorbereitet. Nunmehr gilt es ja, dem Feinde hier den letzten Halt zu gebieten; denn fällt der erst im Aufbau befindliche linke Flügel der 217. Division, bevor die angekündigte Hilfe der 9. Armee wirksam wird, dann ist es für den Gegner ein Leichtes, die ganze Donauarmee von links her aufzurollen und in die Donau zu werfen.

Langsam senkt sich der Abend hernieder. Die Angriffe von Norden her sind bis jetzt noch schwach gewesen, südlich des Flusses hat sich noch kein Feind gezeigt. Die Reste des Landsturm-Regiments 115, des Landwehr-Regiments 22 und der bayerischen Jäger sind nun hier versammelt, um ein Bollwerk zu bilden gegen den zu erwartenden feindlichen Sturmanlauf. Noch vor Einbruch der Dunkelheit kommen auch die 7. und 9. Jäger zurück, die tagsüber nördlich des Neajlov standgehalten hatten. Sie müssen nunmehr nach rechts die immer noch bestehende Lücke zu den Bulgaren schließen. Die Nacht vergeht in steter Spannung, doch der erwartete rumänische Angriff erfolgt nicht. Hatte die Angriffslust des Gegners bereits ein Ende gefunden, waren seine Truppen, denen ein hochtönender Armeebefehl ihr Ziel mit wuchtigen Worten vor Augen gesetzt hatte, bereits erschöpft, oder mißtrauten sie ihren



bisherigen Scheinerfolgen, weil sie die Nähe eines neuen starken Gegners in ihrem Rücken fühlten?

Mit dem grauenden Morgen begann es lebhafter zu werden, das Infanteriefeuer aus nördlicher Richtung nahm ständig an Heftigkeit zu und bald sandte der Gegner Schuß auf Schuß in die Ortschaft herein. Krachend brachen die Firste der leichtgebauten Häuser zusammen, prasselnd fielen die Schrapnellkugeln auf die dünnen Blechdächer nieder. Und nun kam auch Artilleriefeuer aus südlicher Richtung; der gestrige Gegner der Jäger begann sich bemerkbar zu machen.

Langsam näherten sich vom Norden her die feindlichen Schützenlinien der Ortschaft, von mörderischem Feuer aus Gewehren und Maschinengewehren begrüßt. Aber ihre Zahl ist zu groß, als daß das Feuer ihnen dauernd Halt gebieten könnte und so fassen sie allmählich auch um die Nordwestfront des Dorfes herum.

Schließlich werden auch Schützen auf dem Südufer sichtbar, weithin erkenntlich durch ihre blaugrünen Mäntel und die schwarzen Pelzmützen, doch noch sind sie zu weit weg, um in den Feuerkampf eingreifen zu können und groß scheint ihre Angriffslust nicht zu sein; denn sie kommen nicht näher, lange Linien bleiben vielmehr im Vorgehen gegen Osten und bedrohen dadurch freilich die weiter östlich stehenden 7. und 9. Jäger und die Bulgaren in ihrem Rücken. Rasch wird deshalb eine noch verfügbare Landsturmkompagnie abgesandt, um ihnen den dortigen Neajlov-Übergang zu verwehren. Die Fahrer und Begleiter der hier stehenden Gefechtsfahrzeuge der Jäger und der Landwehr aber greifen zum Gewehr, um die Brücke zu verteidigen.

In steter Spannung liegen indessen die deutschen Schützen am Nord-, West- und Südrand von Chirculesti. Wird es ihnen gelingen, dem Angriff des Feindes Halt zu bieten, bis die schon zugesagte Hilfe kommt? Wenn die Verstärkungen nicht bald eingreifen, so muß die Übermacht des Feindes den schwachen Verteidiger von drei Seiten umklammern und erdrücken. Blutige Ernte hält nochmals der Tod in den Reihen der Tapferen, hinter deren Rücken die Ortschaft zu einem wahren Hexenkessel geworden ist, da sie das ganze Feuer der feindlichen Artillerie von drei Seiten auf sich zieht.

Da endlich geht ein Freudenschrei durch die Reihen der am Westrande liegenden Truppen.

Hier sieht man flußaufwärts ins Neajlovtal bis zu der ungefähr 4 km entfernten Brücke bei Stilpu.

Bisher war dort nichts zu bemerken gewesen, aber nunmehr überschreiten einzelne Reiter in fliegender Hast den Talgrund, gleich darauf jagen Fahrzeuge im Galopp heran und dann beginnt ein wildes Durcheinander. Offenbar staut sich jetzt die Masse an der schmalen Brückenstelle und bildet einen wirren Knäuel, aus dem

nur Einzelne in nördlicher Richtung davonstürzend sich wieder loslösen.

Und nun kommen dichte Massen von Fußgängern, die in fliehender Eile auf den Fluß zustürzen, um nach kurzem in ihm zu verschwinden. Nur wenige tauchen am anderen Ufer wieder auf, um im eiligen Laufe die Hänge des Norduferst hinanzustürmen.

Da schlagen auch schon die ersten Granaten in dieses wilde Durcheinander, unsere 10 cm-Batterien sind es, die nunmehr, unbekümmert um das von Norden her auf sie niederprasselnde feindliche Feuer, ihre verderbenbringenden Geschosse in die in rasender Flucht dahinstürmenden Feinde von der Flanke hineinschleudern.

Lange Zeit dauert dieses Bild völliger Auflösung, bis endlich die deutschen Truppenteile der Kavalleriedivision Goltz und die 11. bayerische Infanterie-Division selbst den Fluß überschreiten und die Verfolgung fortsetzen.

Freilich die Angriffe auf Chirculesti selbst hatten deshalb nicht aufgehört. Noch heulten die feindlichen Granaten von Norden her auf die Ortschaft zu und der hier stehende Angreifer machte neue Anstrengungen, näher heranzukommen, um seine geworfenen Teile zu entlasten und die hier stehenden deutschen Truppen am Eingreifen zu hindern.

Aber was schert jetzt das feindliche Feuer die Verteidiger, die ihre Befreiung vor Augen sehen! Mag auch noch mancher einer tödlichen Kugel zum Opfer fallen, die Schlacht ist gewonnen, in blutiger, aber siegreicher Abwehr haben die hier stehenden Truppen das Ihrige mit dazu beigetragen, um dem Feinde einen schweren Schlag zu versetzen, indem sie die Angriffskraft seiner Truppen lähmten.

Der mit großen Worten angekündigte Angriff der 1. rumänischen Armee ist zerschellt, die letzte kampfkräftige Truppe, die vorwärts der Umwallung Bukarests dem deutschen Angriffsgeist ein Ziel setzen sollte, ist vernichtend geschlagen.

Wohl war es der 217. Infanterie-Division versagt gewesen, gleich den anderen deutschen Divisionen siegreich vorzustürmen, aber im dreitägigen harten Abwehrkampfe hatte sie diesen Erfolg unter schweren Opfern miterringen helfen. —

Wenige Tage nachher ergab sich die Festung Bukarest ohne Kampf. Der südliche Teil Rumäniens mit der Hauptstadt war damit in die Hände der Verbündeten gefallen. Ein großer Teil des rumänischen Feldheeres war vernichtet.

War den Siegern damit wohl noch kein entscheidender Erfolg vergönnt, so war doch die Österreich drohende Gefahr bereits endgültig abgewendet.

Der erste große Abschnitt des rumänischen Feldzugs hatte sein Ende erreicht.

Der Mineur in Flandern.

Von Oberstleutnant Otto Füßlein,
damals Kommandeur der Mineure der 4. Armee.

Vom Mineur in Flandern soll ich Euch erzählen? meinte Hansjörg zu seinen Freunden. — So hört denn! Tagelang könnte ich berichten über die Kämpfe im Boden drin mit Erde, Schlamm und Feind, über stillen Opfersinn und Heldenmut, von dem viele nichts ahnen, die über Tage ihren Mann gestanden in Dreck, Blut und Eisen. Ein Divisionspfarrer sagte mal am Grabe eines Mineurs, der unten im dunkeln Stollen durch feindliche Sprengung zu Tode getroffen worden war: „Er ist zwar nicht auf dem Felde der Ehre gefallen . . . .!" — Urteilt selbst, ob der Tod fürs Vaterland unter der Erde nicht mindestens so heilig und ehrenvoll ist wie der im Schützengraben, in der Luft und auf dem Wasser!

Ihr alle habt im Frühjahr 1916 den Heeresbericht vom 27. März gelesen, der mit den Worten beginnt: „Heute früh beschädigten die Engländer durch eine umfangreiche Sprengung unsre Stellung bei St. Eloi (südlich von Ypern) in einer Ausdehnung von über 100 m." Flüchtig liest mancher darüber hin; in der Erinnerung dessen, der's mitgemacht, werden da wieder gegenwärtig die plötzliche furchtbare Erschütterung des Bodens, eine gewaltige, turmhohe schwarze Wolke, aus der flammende Lohe emporzüngelt, ein Regen von Erde, Holz, Eisen und Körperfetzen, der sich aus der Wolke auf die Umgebung ergießt, und vier schwarze gähnende mit Menschenleichen übersäte Trichter, die da zum Himmel klaffen, wo früher die deutsche Stellung gewesen war. Und wie aus dem Boden gespien, tauchen aus dem verwehenden Qualm Hunderte von braungrünen und schwarzen Gestalten auf, die Trichter zu besetzen. Ihr kennt die sich nun entspinnenden, hin- und herwogenden, bewunderungswürdigen Kämpfe mit Handgranate, Kolben und Seitengewehr, bis der Gegner wieder hinausgeworfen ist. Aber habt Ihr auch mal gedacht an den Mineur, der unten im Dunkel, in Schlamm und Wasser arbeitete unentwegt, um das Unheil der Sprengung von den Kameraden abzuhalten? An die Braven, die im Boden zerquetscht, erstickt, vergiftet den Heldentod für Euch starben? Deren stilles Grab nie ein Freund, eine Mutter finden wird?

Als die gewaltige Feldschlacht von der Nordsee bis zum Schweizer Jura ohne endgültige Entscheidung verebbte und die lange Kampf-

front infolge der Erschöpfung beider Gegner erstarrte im Stellungskrieg, lebten all die Mittel des Festungskriegs wieder auf, die man längst zum alten Eisen geworfen wähnte: Da man über Tage nicht an den Feind herankam, versuchte mans unter der Erde. An wichtigen Stellungspunkten, meist beherrschenden Höhen, grub man sich, wie der Maulwurf dicht unter der Erdoberfläche, an den Feind heran — in engen Gängen aus Schurzholz, damit der Boden nicht nachstürzte — und suchte dessen Gräben in die Luft zu sprengen, so den Sturmtruppen eine Bresche zu bahnen in die Mauer der Verteidiger. Wie über Tage mit Spaten und Axt, mit Drahtschere und Sprengladung, kam auch unter Tage, gleich den Zeiten des Großen Friedrich, der Pionier, der Bahnbrecher, wieder zu Ehren. Zahllose solcher Gänge oder Stollen laufen auf den Feind zu, in denen unter dem Feinde die Sprengladung angebracht wird, aus denen aber auch das Ohr, das in der Erde das Auge ersetzt, erlauschen muß, ob der Gegner nicht sich in gleicher Weise zu nähern sucht. Ein quer zu den Angriffsstollen vor unsrer Stellung im Boden sich entlang ziehender Gang, die Galerie, soll verhindern, daß der Feind unerkannt zwischen uns durch und unter unsre Stellung fährt. So wars in Flandern an der Yser und am Yperkanal, bei la Bassee, in den Argonnen, an der Combreshöhe. Immer tiefer ging man von beiden Seiten, weil man den Gegner über sich besser hört als unter sich und weil man da sicherer vor Geschoßeinschlägen war. So entwickelten sich mehrere Stockwerke von Abwehr- und Angriffsstollen untereinander. Wir aber in Flandern gerieten beim Tiefergehen bald aufs Wasser.

Kennt Ihr den flandrischen Boden? Auf langgestreckten, flachgewölbten Höhenzügen, durch sanfte Mulden, über weite fast ebene Flächen liefen die Stellungen hin. In der angeschwemmten und abgelagerten, fruchtbaren obersten Erd- und Lehmschicht sammelte sich oft, namentlich im Winter, das Wasser in den Gräben, noch viel mehr in den nur ein bis zwei, später vier Meter unter der Oberfläche liegenden Minengängen, diese nach und nach verschlämmend. Stellt Euch mal vor, was es hieß, stunden- und tagelang dort unten im Wasser, in schlechter Luft und bei mangelhafter Beleuchtung zusammengekrümmt zu arbeiten. Die Stollen waren nämlich gebaut in kleinem Schurzholz, das sind Bretterrahmen von 60/90 oder 80/120 cm lichter Weite. Auf Händen und Knien kriechend, schleppten wir Werkzeug, Holz und Säcke vor Ort. Lautlos mußte alles vor sich gehen, auch das Arbeiten. Im harten Lehm und Ton war das unendlich mühsam; da war keine Spitzhacke zu brauchen, nur das Sticheisen nahm mählich Handvoll um Handvoll Erde weg, die vorsichtig aufgefangen und leise in Sandsäcke verfüllt wurde, alles, ohne im engen Stollen anzustoßen, bei kümmerlicher Beleuchtung, oft beim Scheine eines Nachtlichts. Denn anfangs gabs draußen noch keine elektrischen Grubenlampen, und Karbid benutzten

wir ungern, weil es uns das bißchen Luft noch ganz verdarb. Lüftungsrohre in den engen Gängen anbringen, ist ein zweischneidiges Schwert, denn — so willkommen die frische Luft ist — Blechlutten machen immer Lärm, tragen jedes Geräusch als lauten Schall weiter und verraten uns dem Feinde; Papplutten halten in den nassen Bodenschichten nicht lange aus. Und bei alledem nun schnell vorwärts arbeiten, Sack auf Sack leise wegschleppen, durch Engigkeit und Schlamm Hunderte von Metern zurück, die niedrigen, schlüpfrigen Treppenschächte hinauf in den Graben; dann wieder leise einen neuen Rahmen setzen ohne Pochen und Schurren, dazwischendurch horchen, ob der Feind seinerseits arbeitet oder gar lädt! Das war ein mühsamerer Dienst als im Schützengraben oben! Und unser Schurzholzstollen war kein fester Unterstand! Gerade bei den anfänglichen, nicht tief gelegenen Gängen schlug manche Granate durch und versperrte den Mineuren den Rückweg, wenn sie nicht unter dem wie ein Kartenhaus zusammenbrechenden Schurzholz verschüttet oder erschlagen wurden. Und mit Schlimmerem drohte noch die feindliche Sprengung. Doch davon später.

Wenn wir nun in Flandern tiefer wollten, kamen wir bald ins Wasser, wie ich Euch sagte. Ihr fragt: Gabs denn da nirgends festen, trockenen Boden? Freilich, aber nur unterm Wasser. Das geht so zu: Unter der obersten, etwa 4 Meter starken Erd- und Lehmschicht kommt ein grünlicher, ganz feiner, stark zerriebener Sand, der Ypernsand, eine Meeresablagerung; in ihm sind oft wagrechte dünne Tonbänke eingeschaltet. In zwanzig bis fünfundzwanzig Meter Tiefe beginnt unter dem Ypernsand, nach und nach mit diesem sich mischend, schließlich, je tiefer man gelangt, ganz rein, der Yperton. Das ist in trocknem Zustand ein schwarzgrüner, steinharter, vollkommen wasserundurchlässiger Ton, aus dem im Frieden schöne, schwärzliche Töpferwaren gefertigt werden. Wird er feucht, z. B. schon durch die Luft im Stollen, so wird er weich und zäh, ist auch dann aber nur schwer geräuschlos abzustechen; mit hartem Poltern fallen die Brocken auf das wiederhallende Schurzholz, wenn der Mann vor Ort nicht aufpaßt, und melden dem Feinde, wo wir sind. — Da bin ich nun schon im Ton, damals aber waren wir erst im Wasser. Denn alles Wasser, das von oben durchgesickert ist, hat sich seit Jahr und Tag über dem Ton und auf den eingelagerten Lehmschmitzen im Ypernsande gesammelt und steht meist bis an die oberste Erdschicht heran, im Winter bis in diese hinein. Selbst die hohen, breiten Rücken, auf denen die ehemals stolzen Orte Paaschendaele, Bezelaere, Wijtschaete, Meesen liegen, wo wir in den Boden hineingehen müssen, sind bis oben angefüllt mit Wasser. Nur in tief ausgewaschenen Tälern, wie im Grunde vor Ypern, wo die englische Stellung liegt, und südlich im Tale der Douve, fehlt diese nasse Schwemmsandschicht. So war der Engländer bei St. Eloi gleich in den festen Ton hineingefahren mit seinen Stollen; und

liefen diese mal voll Wasser, so zog er Gummianzüge von Kopf bis zum Fuß an und setzte leistungsfähige elektrische Pumpen in Betrieb. Als aber unser Kommandeur der Mineure auch gute Pumpen verlangte, kam ein neunmalweises feines Herrchen aus Berlin: Sie brauchen doch keine so starken Pumpen!? — Da führte ihn unser Kommandeur erst in einen ganz trockenen Betonschacht, wie wir sie seit 1916 durch den Schwemmsand hindurch abteuften; daß der erst in zähem Kampfe durch Wasser und Schlamm hatte hindurchgetrieben werden müssen, ging jenem nicht ein: Na also, ja wunderschön trocken! — Dann aber führte man ihn in einen fünfzig Meter tiefen Holzschacht; den wasserdichten Anzug lehnte der in feiner Straßenuniform strahlende Herr ab: Der Schacht ist ja pulvertrocken! — Und nun mußte er vor dem Kommandeur die hölzernen Fahrten — so nennt der Bergmann die festen Leitern im Schacht — hinunter. Bald fings an, sachte zu regnen; bald kams dicker; schließlich wollte der Herr nicht mehr weiter. Aber der Kommandeur drängte, denn er mußte zu einer auf die Minute verabredeten Horchpause hinunter. So blieb jenem nichts übrig als weiter und weiter zu klettern in einem Traufregen, der schließlich zum Sturzbach wurde. Schimpfend und fluchend stieg er dann wieder empor, indes unser Kommandeur mit stillem Schmunzeln in den Stollen kroch. Binnen kurzer Zeit hatten wir unsre Pumpen, und kein Weiser aus der Blechschmiede, wie wir die liefernde Heimatsbehörde nannten, ließ sich wieder blicken. Sie hat uns noch oft Stoff zum Lachen gegeben und dadurch wohlgetan. So einmal, als sie uns statt der Hängezeuge — das sind die Meßgeräte des Markscheiders, die an die Meßschnur gehängt werden — für die neu aufgestellten Mineurkompagnien — Hebezeuge, d. s. schwere eiserne Flaschenzüge, lieferte. Leicht hatte sies freilich nicht, denn alle Truppen verlangten eine Unmasse von Baustoffen, Geräten und Maschinen; wir Mineure im besonderen brauchten Schurzholz in den verschiedensten Größen, Grubenhölzer, Zement, Sand, Schotter, Eisenstangen, Draht; Pumpen, Lüfter, Haspel mit Hand- und Kraftantrieb; Lampen, Kraftmaschinen und Umschalter, Leitungen, Horchgeräte und was weiß ich alles. Später stellten wir ja vieles in unsern großartigen Mineurwerkstätten her, die in Tourcoing eingerichtet wurden: Blechmäntel für Betonschächte, eiserne Tübbinge, Betonsteine, lautlos arbeitende Förder- und Hängebahnen und dergleichen mehr. Damals aber, im Frühjahr 1916, hatten wir nur dasselbe wie die andern Truppen, und keine eigentlichen bergmännischen Geräte und Baustoffe, deren man jedoch, namentlich in Schlamm und Wasser, dringend bedarf, zumal, wenn es schnell vorwärtsgehen soll.

Und es hieß rasch vorankommen. Denn jene Sprengung bei St. Eloi hatte bewiesen, daß der Engländer, begünstigt durch das Ansetzen seiner Stollen nahe am Ypernton, einen gewaltigen Vorsprung vor uns hatte. Hellhörig gemacht durch die Erfahrung bei

Eloi, hörten die Kämpfer des XXIII. Reservekorps in nächtlicher Stille am Bayernwald, bei Hollandsche Schuur und Alfweg Cabaret (d. i. Gehöft) den Feind unter sich arbeiten, ja selbst sprechen. Im Handumdrehen sollte der Mineur helfen. Und er half. Mitten im Schlamm und Trümmerfeld der Stellung ging er mit Sturzschächten senkrecht hinab, bis das Wasser Halt gebot. Das war ein Arbeiten wie auf dem Vulkan, denn jeden Augenblick konnte ja der Engländer, der unten uns genau hören mußte, sprengen; dazu von oben ständiges Granat- und Minenfeuer, das den Schacht im Entstehen zu vernichten drohte. Schnell wurde eine starke Ladung eingebracht und — kaum zwölf Stunden nach der Entdeckung des Feindes — gezündet: In allen Fällen hatten wir sicher den Gegner getroffen, denn statt des fünf Meter tiefen Schachtes entstand überall ein weit tieferes Loch; Wasser und Schlamm hatten uns unterstützt, den Sprengdruck fortgepflanzt und den feindlichen Stollen eingedrückt, ja sie waren offenbar nachgedrungen und hatten die ganze Minenanlage hier wie bei St. Eloi ersäuft und verschlämmt. Jetzt galt es, dem Gegner den Rang abzulaufen, ehe er seine Stollen wieder frei hatte. Wahrscheinlich würde er noch tiefer kommen als bisher. Bei St. Eloi hatte der Feind uns selbst den Weg bereitet durch die Schwemmsande hindurch: die Trichtersprengungen hatten den Boden in den Trichterwänden so fest zusammengepreßt, daß wir mit Treppenstollen schnell hinunterkamen in den Ton, und als wir dort am 31. Juli 1916 den Gegner zuerst wieder erhorchten, hatten wir schon eine Menge Stollen vorgetrieben, die feindwärts, wie ein Torpedonetz ums Kriegsschiff, dreißig bis vierzig Meter tief um die Trichter herum in den Boden hingen. Und ganz deutlich hörte man in den Stollenörtern: Da, rechts vor uns! dort links, wohl schon neben uns, klopft und arbeitet der Feind. — Nun schnell ihm zu Leibe mit der Sprengung! Schon wurde geladen. Da kam der Kommandeur nach vorn und lag mehrere Stunden mit dem Kompagnieführer, Oberleutnant Steinmetz, auf der Lauer. Ich sage Euch, solch stundenlanges Horchen ist übel, und in dem Falle dachten wir noch, der Kommandeur hielte das Laden unnütz auf. Alles im Graben und in den eigenen Stollen muß sich ruhig verhalten; auch die Luftzubringer arbeiten nicht; es ist eine Luft zum Ersticken. — Endlich nach 2½ Stunden gehts leise zurück, und oben im Trichter sagt der Kommandeur: Da wollen wir mal nach zwei bis drei Wochen sprengen! — Dieser Befehl war eine gewaltige Anforderung an den Mut und die Selbstverleugnung der Leute: Stillhalten, auf die Gefahr hin, daß der Gegner uns abquetscht; stilliegen oder nur ganz leise, sorgsam weiterarbeiten, indes jener seinen Stollen näher und näher herantreibt! Jetzt ist er über uns, fast meint man ihn durch die Tonwand zu sehen, so deutlich hört man ihn gehen, Boden abstechen, Säcke füllen und wegtragen, selbst heftig atmen bei der anstrengenden Arbeit in schlechter Luft. Jeden Augenblick meint man,

die Decke müsse durchbrechen und man dem Feinde Auge in Auge gegenüberstehen. Aber er fährt weiter, immer über unserm Stollen entlang. Endlich nach drei Wochen durften wir sprengen. Und nun begriffen wir das Wort des Kommandeurs: Hätten wir damals gesprengt, als wir den Feind erhorchten und er noch einige Meter vor uns war, so hätten wir zwar seinen Stollenkopf eingedrückt, aber noch viel mehr von unserm eignen Stollen zerstört, und beim Neuvorarbeiten hätte jener den Vorsprung gehabt. Jetzt gelang es uns, seinen Stollen in etwa achtzig Meter Länge zu vernichten, weil er vierzig Meter an uns vorbeigefahren war; vielleicht hatten wir die ganze Belegschaft mit abgequetscht, da wir ihn bis zuletzt gehen hörten. Und während er dann aufwältigte, trieben wir unsern unzerstörten andern Stollen auf seiner andern Seite vorwärts. — Dieser Vorgang gab uns Mineuren allen eine Ruhe, daß wir viele Wochen lang den Gegner neben und hinter uns erhorchen konnten, ohne ängstlich zu werden. Wir hatten gelernt, den Feind auch ohne Auge, nur mit dem Ohr zu beobachten; und Erkennen gibt Sicherheit.

Ihr möchtet erfahren, das sehe ich Euch an, wie wir denn so genau horchen konnten?! Ihr wißt alle, daß fester Boden und Wasser den Schall besser fortpflanzen als Luft. So hört man unten im Stollen das Einschlagen eines Pfahls im Schützengraben dreißig bis vierzig Meter darüber so deutlich als stände man daneben. Loser Sand ohne Wasser dagegen leitet den Schall schlecht. Allmählich lernt das Ohr die Geräusche unterscheiden, die aus dem Boden dringen, nach Art, Entfernung und Richtung: Das ist im Schützengraben! — Aber jenes leise Klopfen? Ein Schurzholzrahmen wird drüben eingesetzt. Vorsichtig hackt jetzt jemand rechts Boden ab. Da links arbeitet ein andrer mit dem Sticheisen — eben fallen ihm ein paar Brocken Erde herunter. Dazwischen ein Surren, weit ententfernt: der elektrische Lüfter ist im Gang. Dann wieder ein stoßweises Surren: Aha, er verwendet hinten Bohrmaschinen! — So gewinnen die Geräusche Leben für den mit ihnen Vertrauten. Man lernt Freund und Feind unterscheiden nach den Gewohnheiten; überzeugt sich auch durch zeitlich und der Zahl nach verabredete Klopfzeichen, welches Klopfen eigne Arbeiten und wo unsre Nachbarstollen sind. Mechanische und elektrische Horchgeräte unterstützen dabei das Ohr, indem sie mittels eines Schallverstärkers auch leise Geräusche deutlich wahrnehmbar machen. Wer nicht Bescheid weiß, hört natürlich die merkwürdigsten Sachen, namentlich wenn nach einer feindlichen Sprengung die Leute kribblig geworden sind. So behauptete ein Zugführer in seinem Unterstand dauernd feindliches Minieren zu hören; der Mineuroffizier hörts auch, merkwürdigerweise immer siebzehn Schläge. Er will dann mit dem Kompagnieführer sprechen; dabei zählt er zufällig siebzehn Stufen zu dessen Unterstand. Eine Horchprobe ergab, daß der Zugführer immer das

Minieren gehört hatte, wenn jemand die Treppe hinab oder hinauf ging. Nach den großen feindlichen Sprengungen im Juni 1917 hörten die Leute gar kilometerweit hinter der Front Minieren unter den Unterständen; poch, poch — poch, poch! Und was wars? Schwere Geschoßeinschläge in der Umgebung, bis auf 1 km im Umkreis: erst der Aufschlag auf den Boden, dann die Detonation in der Erde, die sich in dem wässerigen Untergrund fortpflanzten und als Schlag gegen die Sohle des Unterstands wirkten.

Freilich vorn in den ersten Linien lag nach den Nachrichten vom Feinde und nach Beobachtungen die Möglichkeit vor, daß der Gegner unsre Stellung vielfach schon unterminiert hatte. Später erfuhren wir, daß er seit Frühjahr 1916 mit zahlreichen Minen unter unsern Stellungen auf den Höhen des Wijtschaetebogens fertig war. Wer von Euch mal in Flandern gekämpft hat, kennt ja den hohen Bergrücken nordwestlich Waasten, gekrönt von den schmucken Dörfern Wijtschaete und Meesen; das herrliche Kloster aus weichem, rötlichem Sandstein in Meesen, in dessen Kellern so mancher Mineurunterstand lag, bildete mit seinen malerischen Bögen und gewaltigen Mauertrümmern weithin ein Wahrzeichen. Nach Westen zweigt von dem Rücken die Höhe von Spanbroekmolen ab, deren Ausläufer hinüberleiten zu dem alles überragenden Kemmelberg, dem berüchtigten Ausguck der Engländer, der so bös in unsre Stellungen hineinblickte. Nördlich und südlich dieses Ausläufers ziehen sich vor dem Wijtschaeterücken tiefe Mulden hin, in denen die englischen Stellungen lagen, während die unseren sich von der Eisenbahnhöhe 60 über den Kanal zur flachen Nase von St. Eloi, über den Bayernwald und die Hollandsche Schuur nach Spanbroekmolen hinauf, von da am Hang zum Backhof und Weihnachtshof an der Douve entlang ziehen. — Wie nun dem Gegner, der offenbar unsre flachen, wässerigen Sicherungsanlagen, aus denen wir seine ersten Stollen bekämpft, längst unterfahren hat, schnell beikommen? Später meinten erleuchtete Geologen, wir hätten hinter dem Wijtschaeterücken in die Tiefe gehen und mit Stollen von mehreren Kilometern Länge dem Feinde auf den Pelz rücken sollen; ja sogar den Kemmel mit seinen Ausgucken und Batterien wollten sie so in die Luft sprengen. Stellt Euch mal vor, was solche Tunnel im Frieden schon für Arbeit machen; geschweige denn mit kriegsmäßigen Mitteln, im feindlichen Feuer, das ständig auf den Ausgangspunkten und Nachschublinien lag. Wir wären vielleicht 1925 ans Ziel gekommen! und nun gar den Kemmel in die Luft sprengen, einen Berg von 1 qkm Ausdehnung und 150 m Höhe! Mit einem Stollen von 6 km Anmarsch, ohne die Verzweigungen zum Sprengen! — Unser Ziel durfte nur sein, schnell unsre Stellungen zu schützen. Da galt es also, durch die Schwemmsandschichten hindurchstoßen in den Ton. Mit hölzernen Schächten war das meist nicht zu machen wegen des ungeheuren Wasserandrangs. So teuften wir Betonsenkschächte ab.

Da baut man über einem kranzförmigen Eisenschuh mit scharfer Schneide die Schachtwände zwischen Blechschalen auf, aus Eisengeflecht und Stampfbeton; nimmt man dann innen im Schacht und unterm Schuh den Boden weg, so senkt jener sich durch sein Gewicht, und oben baut man die Betonwände immer höher. Gelt, das klingt ganz einfach? Aber wenn Ihr Euch vorstellt, daß alles, Eisenschuhe, Eisenstangen, Sand, Zement, Betonsteine und Gerät erst auf der Vollbahn, dann der Schmalspurbahn hinter die Stellung, endlich auf der Förderbahn und durch Träger in die Stellung geschafft werden müssen durch zerschossene, schlammige Gräben und im feindlichen Feuer; wenn Ihr bedenkt, daß wir nicht wie daheim in Ruhe und Sicherheit den Schacht ansetzen können, sondern daß der Feind jede Bewegung beobachtet; daß wir im offenen Graben, der nur mit Reisig und dergleichen eingedeckt ist, den Schacht aufbauen und absenken; daß das feindliche Feuer die Baustoffe durcheinander wirbelt, die Mineure tötet, ja den begonnenen Schacht mehrmals vernichtet — dann werdet Ihr ermessen, welch mühsames Werk solch ein Schacht war. Und sank er nun glücklich ab, dann drang der Schwemmsand mit Macht, oft sprungweise mehrere Meter hoch, ein, so daß die Mineure sich knapp auf den Fahrten retten konnten; Pumpen und Haspel, die Schlamm und Wasser herausbeförderten, versagten häufig. Dann wieder blieb der Schacht stecken, in Tonbänken oder auf sonst einem Hindernis, und mußte durch aufgelegte Gewichte — immer im Graben, ohne sichtbaren Aufbau! — oder durch Winden wieder in Gang gebracht werden. Aber es gelang, dank der Pflichttreue der Mineure und ihrer Führer, und entgegen den Gutachten heimischer Sachverständiger. Erst vorn in den Gräben, später wegen der steten Kämpfe um die vorderen Linien weiter rückwärts, wurden die Betonschächte, stellenweise auch Blechschächte und solche aus Eisentübbingen, abgesenkt, bis wir in den Ton kamen. Bei der großen Tiefe mußten an Stelle der Handpumpen elektrische treten; dafür wie nachher für die Förderanlagen hieß es Kraftstationen, Umschalter bombensicher einbauen in den rückwärtigen Linien, Leitungen nach vorn strecken, und alles im feindlichen Feuer immer wieder herstellen und erneuern.

Endlich waren wir im Ton; der Schacht schloß das Wasser ab. Nun erst konnten oben Schacht und Maschinenraum bombensicher eingedeckt werden. Weiter gings in die Tiefe mit Holzbau. Jetzt war eine neue Schwierigkeit, den geförderten graugrünen Ton, woran der Gegner im Gegensatz zum braunen zerschossenen Erdboden unsre Schächte hätte erkennen können, fortzuschaffen. Nacht für Nacht schleppten Hunderte von Trägern die Sandsäcke mit dem verräterischen Inhalt weg und verteilten sie rückwärts auf den Grabenwänden. — Hatten wir endlich die nötige Tiefe erreicht, um die feindlichen Gänge unterfahren zu können, vierzig bis fünfzig Meter, so gings ans Vortreiben der Stollen. Ohne Pause, bei Tage

und bei Nacht, arbeiteten wir dem Feind entgegen. Und bald hieß es Vorsicht. Denn fast überall wußten wir, der Gegner ist da und lauscht angespannt, wo wir kommen, immer auf dem Sprunge, zu sprengen, und uns in der Tiefe ein stilles Grab zu bereiten. Horchpausen wurden eingeschaltet. Alle Arbeit schweigt, selbst der auf Strümpfen gehende Sandsackträger hält inne; er hat keine Gummistiefel wie der Engländer, aller Gummi wird für die U-Boote nötiger gebraucht. Dumpf schlägt an unser Ohr das Krachen feindlicher Geschosse im vordersten Graben. Leises Klopfen! Das ist der Feind! Bald aber schweigt auch er, da er unser Schweigen erkannt hat. Und weiter gehts rastlos, leise, leise. Jetzt sind wir — vom Schacht Ferdinand aus, südlich Spanbroekmolen — unter der eignen Linie, dann endlich unter der feindlichen. Selten ist ein Geräusch vom Feinde zu hören; er ist fertig und macht höchstens Ausbesserungsarbeiten in seinen Stollen. Da, horch!? was ist das? Nebenan etwas wie Möbelrücken, als schleppe der Feind schwere Lasten. Dann regelmäßiges Laufen wie von vielen Leuten, langsam vor, lebhaft zurück. Der Feind ist am Laden! — Entschluß! Der Kompagnieführer befiehlt, auch unsrerseits zu laden. Mehrere Nächte hindurch sind hinten am Füllort schon Sprengmunition, Hölzer und gefüllte Sandsäcke zum Verdämmen vorsorglich bereitgelegt worden. Jetzt werden die schweren Kisten nach vorn gebracht, in die ausgearbeiteten Minenkammern verstaut, die elektrische Zündleitung und — für den Fall des Versagens — eine Reservezündleitung verlegt, dann mit Spreizhölzern und Sandsäcken die Ladung nach hinten abgedämmt. Jeder faßt zu, ob Kompagnieführer, Bergoffizier, Steiger oder Mann, denn auf jede Minute kommts an. Nur vorn unter der Ladung klopft es weiter; ein aufgehängter Fäustel, an langer Schnur von einem Mineur bewegt, hämmert gegen den Boden, um den Feind zu täuschen, so als wenn wir vor Ort weiter arbeiteten. Endlich ist alles fertig: 15000 kg Sprengmunition sind bereit, im Umkreis von hundert Metern alles zu zerschlagen, was an feindlichen Stollen vorhanden ist. Die Ladung ist nicht stark genug, um die vierzig Meter hohe Erddecke wegzuschleudern; es ist eine Quetschmine. Immerhin wird auch der feindliche Graben zusammenrutschen. — Unsre Grabenbesatzung wird zurückgezogen; auch der letzte Mineur entsteigt dem Schacht. Nochmals wird die Zündleitung mit dem elektrischen Leitungsprüfer nachgesehen. Dann ein Druck auf den Knopf des Zündkastens! — Eine gewaltige Welle erschüttert nach dumpfem Knall weithin den Boden, als wollte das Erdreich einstürzen; dann bricht aus der feindlichen Stellung, da, wo wir den Eingang zu den Minengängen des Gegners vermuten, eine schwarze Wolke, mit feuriger Lohe durchsetzt: Die feindlichen Stollen sind getroffen, zusammengebrochen und ausgebrannt. Was an Leben noch darin war, muß vernichtet sein. Nach Jahr und Tag lesen wir im Bericht des Marschalls Haig, daß erst in fünf-

monatiger Arbeit die Stollen so weit haben aufgewältigt werden können, daß die Zündleitung zu der abgequetschten Ladung wieder hergestellt werden kann.

Freilich nicht immer geht es so günstig. In mühevoller Arbeit haben wir am Weihnachtshof zwei ältere Holzschächte, Heinrich I und II, bis in den Ton hinuntergebracht und sind mit den Stollen ziemlich weit vor. Kein Laut verrät, daß der Feind da ist; nur die graugrünen Sandsäcke drüben im Graben besagen, daß der Gegner hier miniert. Da stößt der Mineur vor Ort in Heinrich II auf eine Sandpackung. Der herbeigerufene Bergoffizier vom Dienst, Obersteiger, Steiger und drei Mann machen sich daran, die Sandsäcke wegzunehmen, denn dahinter muß eine feindliche Ladung stecken. Fieberhaft wandern die Sandsäcke von Hand zu Hand zurück. Jetzt zeigt sich ein metallenes Rohr. Das muß die Zündleitung sein! Mit Drahtschere und Brechwerkzeugen versucht der Bergoffizier sie zu durchschneiden — da, ein Donnern und Beben! Eine heiße Stichflamme schlägt den Arbeitenden ins Gesicht, über sie herein brechen Rauch, Erdbrocken und Hölzer in den eigenen Stollen und dieser über ihnen zusammen. Gerade sind Kompagnieführer und Bataillonskommandeur im Begriff, in den Schacht hinabzusteigen, da zeigen ihnen Erschütterung, Knall und ausströmende Stickgase, was unten geschehen ist. Zwar eilen sie noch die Fahrten hinunter, aber die Gase betäuben alle, mühsam werden sie, schwer gasvergiftet, an die Erdoberfläche zurückgebracht, wo jetzt ein wahrer Regen von feindlichen Geschossen niederhagelt: der Feind sucht jede Hilfeleistung zu verhindern. Aber keiner läßt sich beirren. Schnell ist das Rettungsgerät zur Stelle; mit Rauchmaske und Sauerstoffatmer bewaffnet, steigt der Kompagnieführer wieder hinab. Aber er stößt in halber Tiefe nur auf ein wirres Trümmerfeld von Schurzholz und Erde, durch das langsam Wasser emporquillt: der Stollen ist ersoffen; die Qualen der sechs Tapferen sind zu Ende. Sie sind gefallen auf dem Felde der Ehre mit dem Bewußtsein: Hier gilts Sieg oder Tod! Ihr Sieg war, die feindliche Ladung unbrauchbar zu machen, die unsre Gräben und damit unzählige Tapfere oben vernichtet hätte. Ihr Opfertod war deren Rettung, denn über sie hinweg blies die Ladung, nun nicht mehr verdämmt, durch unsern Schacht aus.

Im Nachbarschacht Heinrich I aber sind die Mineure schon wieder eifrig beim Horchen. Und richtig, da vor ihnen ist der Feind! Er will, während er uns an den Rettungsarbeiten weiß, unbemerkt einen zweiten Stollen laden, um auch Heinrich I zu vernichten. Jetzt heißts abermals, ihm zuvorkommen! Durch die engen frisch zerschossenen Gräben muß die Munition vor in den besonders engen und schlüpfrigen Schacht, dann kriechen wir durch den ebenso engen und noch nasseren Stollen zum Blindschacht, dort wieder hinab mit den Kisten und durchs Wasser vor Ort. Wieder faßt alles an, was

nicht bei Heinrich II zu schwer gasvergiftet worden ist; keiner will ausruhen. Es gilt, die Kameraden zu rächen! Vierundzwanzig Stunden nach der englischen Sprengung zünden wir. Die treffliche Wirkung ergab sich deutlich erst nach Monaten, als der westliche Stollen vom neuen Betonschacht Hermann sich dem Feinde näherte. Ein mächtiger Wassereinbruch füllte unsren Stollen; mit Mühe gelingt es, ihn auszupumpen. Da finden wir den zerschlagenen feindlichen Minengang, darin abgequetschte Mineure. Der Engländer ist hier nie wieder erschienen; er hatte die deutschen Mineure auf dem Posten gefunden.

Ihr meint, das muß ja eine prächtige, tapfere Schar gewesen sein, die solches leistete. Stimmt, Ihr Freunde! Aber mühsam erst aus einem Nichts geschaffen. Seit 1890 gabs in der Ausbildung des deutschen Heeres keinen Minenkrieg mehr. Nur ältere Pionieroffiziere kannten noch etwas davon, so wie er, seit Friedrich dem Großen fast unverändert, auf den Übungsplätzen betrieben worden war. Von Grund aus mußte er im Weltkrieg neu erlernt werden. Als in Flandern der Minenkrieg begann, gab es dort keine Mineurtruppe. Aus Freiwilligen der Stellungstruppen wurden Mineurkompagnien aufgestellt, vorwiegend aus Bergleuten und Fachhandwerkern, unter Berg- und andern Ingenieuren oder sonst geeigneten Offizieren. Zu Lehrgängen hinter der Front war keine Zeit. Im Kampfe mit Erde, Wasser und Feind lernten wir Schächte abteufen, Stollen vortreiben, sprengen, horchen und was sonst beim Minieren vorkam, namentlich mit Maschinen umgehen. Besprechungen unsrer Offiziere und Unterricht in den Kompagnien machten Einzelerfahrungen zum Gemeingut. Bald aber wurden die Bergleute aus der Heimat angefordert. Schließlich hatten wir — zuletzt waren in Flandern fünfzehn meist selbst aufgestellte Mineurkompagnien tätig — fast keine Handwerker und Bergleute mehr, die Offiziere waren — außer wenigen Bergingenieuren und Steigern — Rechtsgelehrte, Lehrer, Postbeamte und Studenten. Aber der Geist der Aufopferung und Hingabe, den ich Euch schilderte, belebte alle. Immer schwerer wurde auch unser Kampf. In dem aufgewühlten Lehmboden lief das Wasser überhaupt nicht mehr ab. Mehr und mehr zog sich der Minenkrieg auch nach Norden in die Ebene des Yserkanals. — Jede Kompagnie hatte einen bestimmten Frontabschnitt zu sichern, z. B. Else, Gudrun; im Namen sollte ein Erinnern liegen an die, für die wir kämpften. Die flachen Stollen waren nach dem Abschnitt benannt, z. B. Else 4, Gudrun 3, während die Tiefschächte männliche, die Trichter Städtenamen trugen, also Eberhard und Erfurt, Gunther und Greifswald. So konnten wir uns aus vorderster Linie, ja selbst im Stollen unter dem Feinde, durch Fernsprecher nach hinten verständigen, natürlich in Decksprache: „Fritz hat in Augsburg Kesseltreiben veranstaltet, rote Adelheid Schrotschuß, ein Huhn," hieß auf deutsch: „der Engländer hat im Trichter Augs-

burg gesprengt, Stollen Adelheid 9 leicht gequetscht, ein Verwundeter." — Oder es ruft an: „Doppelhochzeit von Dora verschoben, blauer Bräutigam ankommt erst grün!" Daraus entnimmt der Empfänger: „Doppelsprengung in Dora verschoben, Munition für Dora 5 kommt erst um 11 Uhr an." — Nicht leicht hatten es unsre Führer gegenüber den Kampftruppen. Diese einschließlich der Führer bis oben hin mußten die neue Truppe erst kennen und gebrauchen lernen. Argwöhnisch beobachteten die meisten unser Schaffen und erst ganz allmählich gelang es, das Mißtrauen in die neue Waffe zu beseitigen und Verständnis für sie zu wecken. Ich glaube, es gehörte viel Freudigkeit und Opferwille seitens unsrer Führer dazu, in Fällen, wo wir nach Lage der Dinge feindliche Sprengungen nicht verhindern konnten, gegenüber verständnisloser Kritik nicht bitter zu werden, sondern zu lachen. Halb im Scherz, halb im Ernst kam dieser Gegensatz zum Ausdruck, wenn wir nur die „Maulwürfe" genannt wurden, während wir beim Aussteigen aus dem Schacht in den Schützengraben sagten: „da wären wir ja wieder in der Etappe!"

Während alle Kompagnien weiter rückwärts das zweite tiefe Treffen mit Beton- und Eisenschächten anlegten, führten sie vielfach in dem vorderen, flacheren Treffen einen Kampf bis aufs Messer. Trichter entstand oft neben Trichter. Aus ihnen versuchte der Mineur aufs Neue in die Tiefe und vorwärts zu dringen. Da und dort stieß man auf feindliche Gänge, drang in ihnen, nur mit Pistole und Handgranate bewaffnet, vor, bis Nahkampf über den Besitz entschied, nahm feindliche Ladungen aus, machte Stollen durch geballte Ladungen ungangbar und dergleichen mehr. Ein unheimliches Gerät war dabei der Erdbohrer, der ein Bohrloch von zwanzig bis vierzig Meter Länge und zwanzig Zentimeter Weite bis in die Gegend der feindlichen Anlagen vortrieb; dann wurde eine torpedoähnliche Ladung vorgeschoben und gezündet, die den gegnerischen Stollen zerquetschte. In den Erikastollen vor Zillebeke nahm ein braver Mineur vier solche Ladungen schnell entschlossen aus, bis die fünfte ihn während der Arbeit zerschmetterte. In den Trichterstellungen auf der Eisenbahnhöhe 60 wurden die Flora- und Freiastollen fortgesetzt so gequetscht. Der Feind suchte uns dadurch, wenn auch vergeblich, zu täuschen über seine Arbeiten in großer Tiefe. Gern hätten wir diesen unterirdischen Kampf im oberen Treffen aufgegeben; aber dann hätte der Feind sich ungestört oben der wichtigen Höhe nähern und die Gräben selbst sprengen können. Besonders schlimm war der Kampf im flachen Treffen im Abschnitt Adelheid westlich Frezenberg, den die altbewährte Mineurkompagnie 352 unter Leutnant Schmölling — 1918 gefallen — und die neu errichtete 413 (Leutnant Albrecht) verteidigten. Hier waren nach und nach fast alle flachen Anlagen südlich der Bahn Roeselaere—Ypern gesprengt worden, um in schnell

vorgetriebenen Ersatzstollen dem Engländer Boden abzugewinnen. Nur an die Schächte Abel und Albrecht war der Feind noch nicht herangekommen. Albrecht, ein altes Loch, hatte alle üblen Eigenschaften, die eine Minieranlage nur haben kann: im kleinen Schurzholz war man erst auf 8 m Tiefe gegangen und hatte später an den Stollen noch einen Blindschacht von 7 m Tiefe angehängt. Dank der Engigkeit, vieler Windungen und Ecken sowie alten Schlamms war die Luft, trotz künstlicher Bewetterung, schlecht; Wasser gab es in Hülle und Fülle, da alles in Holz gebaut war. Seit Anfang Mai 1917 war die Anlage ersoffen; erst Ende des Monats gelang es, den Schacht wieder befahrbar zu machen. Da meldeten die Horchposten den Feind: er war am Kopf unsres Stollens vorbeigefahren und näherte sich dem ersten Kampfgraben, wo auch das Stollenmundloch von Albrecht lag. Jetzt galt es, so schnell als möglich sprengen. Das Ziel war nur zu erreichen, wenn die ganze Kompagnie zum Laden herangezogen wurde und alle ihre Kräfte anspannte. In Zentnerkisten statt kleinerer, handlicherer kommt die Sprengmunition nach vorn, weil keine andere Packung vorhanden ist. Die Lüftungsluten müssen aus Stollen und Schacht entfernt werden, damit die Leute die Kisten vorbringen können; das macht die Luft unten für sie, die ständig in Schweiß gebadet sind, schier unerträglich; Abblasen von Sauerstofflaschen bringt nur zeitweise Hilfe, denn die Kriegssprengstoffe entwickeln übelriechende Dämpfe. Niemand hält länger als eine halbe Stunde aus; vielfach brechen die Leute beim Arbeiten bewußtlos zusammen und müssen von den Kameraden zutage geschleppt werden. Die draußen Schaffenden drängen sich zur Ablösung. Eiserne Energie, ein Wille, das Werk zu erzwingen, feuert alle an. Endlich ist die Ladung eingebracht, sie soll verdämmt werden. Da stellt sich heraus, daß die im Stollen bereitgelegten gefüllten Sandsäcke aus Kriegsstoff durch die Feuchtigkeit zermürbt und nicht verwendungsfähig sind; oben im Graben müssen neue gefüllt und vor Ort gebracht werden. Das ist nur bei Nacht möglich; so muß der Kompagnieführer nach halbvollendetem Werk sich — schweren Herzens — entschließen, die Sprengung auf die nächste Nacht zu verschieben. Der Feind mußte uns gehört haben, solch Massenbetrieb im engen Stollen kann nicht geräuschlos gehen. Sprengte man aber mit ungenügender Verdämmung, so blies die Ladung nach uns aus, ohne den Feind empfindlich zu treffen. — In der nächsten Nacht beginnt das Schaffen der Heinzelmännchen aufs Neue. Wird der Feind uns bis zum Ende kommen lassen? Mit doppeltem Eifer ist jeder dabei. Endlich — 3 Uhr morgens ist alles fertig: die Erde erbebt und wankt in den Grundfesten. Der feindliche Graben, darin ein großer Betonunterstand, versinkt im Schlamm, der auch den gegnerischen Stollen in sich begräbt. Unsre Stellung ist auf lange Zeit wieder gesichert.

Ganz anders, lautlos und unbedingt unerkannt, muß das

Laden vor sich gehen, wenn die Sprengung einen Angriff über Tage einleiten soll. In unendlicher zäher Maulwurfsarbeit hat die Pionierversuchskompagnie bei Hooge ihre Stollen in Schlamm und Wasser bis unter die feindliche 2. Linie vorgetrieben und 10000 kg Ladung eingebracht. Trommelfeuer liegt seit 3 Uhr nachmittags am 6. Juni 1916 auf den feindlichen Stellungen. Um 4^{55} zündet die Nachbarkompagnie eine Mine, dadurch die Aufmerksamkeit und das Feuer des Gegners ablenkend. Langsam kriechen die letzten Minuten dahin, erfüllt von der Sorge, daß im letzten Augenblick die Zündleitungen zerschossen werden könnten. Noch 1 Minute! — noch 30 Sekunden! — Endlich ein letzter Blick auf die Uhr, der Sekundenzeiger rückt: „Los!" — Ein Schwanken wie bei einem Erdbeben wirbelt die Mineure im Schachteingang durcheinander, drüben in der englischen Stellung erhebt sich eine massige dunkle Wolke; Erdbrocken, Steine und Häusertrümmer des ehemaligen Dorfes Hooge prasseln hernieder. Und schon ist unsre Infanterie drüben in den Trichtern, die einen zusammenhängenden Graben von 120 m Länge und 40 m Breite, bei 15 m Tiefe, bilden. Siegesjubel belohnt den stillen Heldenmut der Mineure, die schon wieder in den Trichtern an der Arbeit sind, neue Sicherungen vorzutreiben. Nach Monaten finden wir die englischen Stollen, jetzt hinter uns, mit den abgequetschten tapferen Gegnern.

Aber nicht nur unter Tage kämpft der Mineur. Ich erwähnte schon den wechselvollen Kampf in den Trichtern und Stollen an der Eisenbahnhöhe, im flachen Treffen. Graugrüne Sandsackmassen etwa 200 m hinter der feindlichen Stellung deuten daraufhin, daß der Feind auch im tiefen Treffen ankommt. Richtig quetscht er uns, dicht am Bahneinschnitt unter der 1. Linie, den Eisenschacht Faust zusammen. Bis der Ersatz in die Tiefe getrieben ist, muß die feindliche Arbeit verhindert werden. Zusammen mit stürmender Infanterie dringen vier Streiftrupps der als Mineure eingesetzten 1. Reserve-Kompagnie Pionier-Regiments 24 nach kurzem Vorbereitungsfeuer in die englischen Linien. Schwer beladen mit fertigen Sprengladungen und Gerät mußten sich die Trupps unter Unteroffizier Meny, Fahnenjunker Olligs, Gefreiter v. Dannwitz und Unteroffizier Einig durch Schlamm und Drahthindernisse des feindlichen Stellungsgewirrs im Abwehrfeuer durcharbeiten. Planmäßig werden die Gräben abgesucht nach Stolleneingängen, deren fünfzehn gefunden werden; acht sind sicher Minengänge, zum Teil noch mit hartnäckigen Verteidigern besetzt. Ein unheimliches Gefühl, in solchen feindlichen Stollen einzudringen, über Treppen und Schächte, dann unter die eigne Stellung, immer in dem Gedanken, ob man auch wieder herauskommt aus dem Gewirr, ehe der Feind wieder vorstößt und uns den Rückweg abschneidet, oder ob er gar eine fertige Mine von fern her zündet, dieweil wir unten sitzen. Da und dort müssen Bergleute aus Wales im Nahkampf im Halbdunkel überwältigt werden;

sie werden als Gefangene zurückgebracht oder in ihren Stollen durch unsre Sprengungen vernichtet. Eine Ladung unter unsrer Stellung wird ausgenommen und zurückgetragen; damit und mittels der selbst mitgeschleppten Ladungen in Holzkästen werden die gegnerischen Stollen und Schächte an mehreren Stellen abgequetscht, so daß sie zusammenbrechen und ersaufen. Wir hatten für einige Wochen Ruhe unter der Erde. — In ähnlicher Weise müssen uns Vorstöße der Infanterie mit Mineuren entlasten am Bayernwald, wo sich Pionier Sloffa, und bei Alfweg Cabaret, wo sich die Gefreiten Breinig und Neumann, sowie Pionier Sygulla der Kompagnien 321 und 322 besonders auszeichnen. Manches Eiserne Kreuz 1. Klasse ist der Lohn.

So wird in stillem, unentwegtem Kampf geschafft von Hetsas und Boesinghe, wo wir unter dem Kanal hindurch bis unter die feindliche Stellung vorminieren, über St. Julien und Hooge bis zum Wijtschaetebogen und zur Douve. An der Doppelhöhe 60 reicht Etzel schon bis unter die Höhe, um dereinst den Sturm durch gewaltige Sprengung vorzubereiten. Bei St. Eloi haben wir wieder und wieder den Feind unter dessen Stellungen abgequetscht. Südlich des Bayernwaldes vernichten wir — vorwärts der eigenen, aus dem Schlamm zurückgezogenen 1. Linie — durch umfangreiche Sprengungen die feindlichen und eignen unterirdischen Anlagen, während die neue Sicherung schon durch die Schwemmsande hindurch und dem Feinde entgegen getrieben ist. Vor der ganzen Front werden an den wahrscheinlichen Annäherungswegen feindlicher Sturmwagen mächtige Hindernisse in Gestalt tiefer Trichter durch Sprengungen vor unsern Linien hergestellt, in mühseliger Arbeit vorgeschobener Streiftrupps der Mineure.

Der Sommer 1917 kommt heran. Alle Anzeichen über und unter Tage deuten darauf, daß der Gegner einen gewaltigen Angriff auf den Wijtschaetebogen plant. Sturmstellungen werden da und dort ausgehoben; die graugrünen Sandsackpackungen über Tage vermehren sich nicht mehr, und unter Tage ists still geworden: der Gegner ist fertig! Nur an der Spanbroekmolenhöhe arbeitet er noch eifrig, offenbar an der Wiederaufwältigung der Stollen, die — seit Jahr und Tag sprengbereit — im Februar von uns zerstört worden sind. Unser Kommandeur wird vom Generalkommando gefragt, ob man wegen der zu erwartenden Sprengungen, auf die er selbst hingewiesen, weil wir aus Mangel an Kräften nicht überall in die Tiefe gekommen sind, die deutschen Stellungen zurückverlegen solle. Er verneint, denn wenn die vorderste Linie, wie befohlen, nur dünn besetzt ist, und wenn die Truppe — nach dem ausgegebenen Merkblatt — vorbereitet ist darauf, daß ihr auch die ärgste feindliche Sprengung nur ein Zeichen sein dürfe: Achtung! der Gegner kommt! — dann können allenfalls vorn geringe Verluste entstehen da, wo es uns trotz aller Aufopferung nicht gelungen

ist, den über einjährigen Vorsprung des Gegners im Minenkrieg einzuholen. Die Stellung ist wohl zu halten, da der Feind nur an ganz wenigen, meist genau gekannten Punkten in, sonst nur vor unsrer Stellung sprengen kann. Nur die Bayern südlich der Douve, die gewarnt sind, daß der Gegner auch bei ihnen miniert, die aber die eignen Stollen haben versaufen lassen, müssen sich vorsehen, denn wahrscheinlich sitzt der Engländer durchweg unter ihrer Stellung.

Wochenlang schon liegt im Mai feindliches Trommelfeuer auf unsern Stellungen im Wijtschaetebogen und dahinter; allnächtliches Sperrfeuer hagelt ständig auf sämtliche Anmarschwege. Durch große Sprengungen sollen die feindlichen unterirdischen Anlagen im letzten Augenblick nach Möglichkeit vernichtet, die Eingänge der eigenen Schächte und Stollen zerstört werden. In der Nacht vom 27. zum 28. Mai ergeht dazu der Befehl: „Bergrutsch!" — Auf den zerschossenen Straßen können Lastkraftwagen die Sprengmunition nur bis etwa zehn Kilometer hinter die Stellung heranbringen; Pferdefuhrwerk und Trägertrupps müssen sie vorschaffen durch das zerwühlte Gelände, durch Schlamm und Hindernisreste. Bei unerträglicher Luft — die Leitungen zu den Lüftern sind zerstört — geht es ans Laden und Verdämmen. Nach halbstündiger Arbeit schleppen sich die Mineure kaum noch atmungsfähig durch Stollen und Schacht zurück, um sich an der frischen Luft im Eisenhagel zu erholen; viele müssen, nicht mehr imstande, die vierzig Meter tiefen Schächte emporzuklettern, hochgeseilt werden. Und trotzdem melden sie sich nach kurzer Pause freiwillig wieder zur Arbeit. Pünktlich am 31. Mai zeigen gewaltige Erschütterungen des Bodens und hohe Staubwolken über der feindlichen Stellung an, daß der Gegner getroffen ist. Freilich, nur teilweise konnten die feindlichen Zündleitungen, die in eisernen Rohren verlegt sind, zerschmettert werden. Später aufgefundene englische Berichte besagen, daß es dem Gegner in krampfhafter Arbeit erst am 6. abends gelungen ist, die zerstörten Leitungen zu finden und wiederherzustellen. Die englischen Ladungen aus Sicherheitssprengstoff sind jedoch, unempfindlich gegen Stoß und Druck, nicht mit hochgegangen bei unsern Sprengungen. — Der Mineur hat sein Letztes getan; das eigne, mühsame Werk von Jahren ist durch ihn selbst vernichtet worden. Er gesellt sich den Verteidigern über Tage zu, um mit seinem Leib wie die andern Tapferen den Wall zu halten, wenn der Gegner stürmt.

Und am 7. Juni morgens um 4, nach auffallend ruhiger Nacht, kommt er, kommt mit einem gewaltigen Beben der Erde, als sollte sie einstürzen. Vom Eisenbahneinschnitt, wo wir endlich Faust und Frauenlob — immer über dem Feinde arbeitend, gewärtig, jeden Augenblick in die Luft zu fliegen — niedergebracht haben, über St. Eloi, wo wir an einer Stelle später als er in die Tiefe gelangt sind, ihn deshalb nicht erkannt und gesprengt haben, weiter über

Spanbroekmolen bis zum Backhof, und endlich südlich der Douve, vor unsern Linien, an wenigen Stellen auch mitten darin, öffnen sich krachend 24 gewaltige Schlünde und speien Feuer, Wasser, Erde und dunkle Wolken empor. Klatschend schlagen die Brocken im weiten Umkreis zu Boden und lassen den Schlamm der Trichter aufspritzen. Und wie eine Hölle bricht der Eisenhagel von Neuem aus dem Himmel, als wolle er alles Lebende vernichten. Doch deutscher Mut verzagt nicht. Unentwegt halten die Tapferen stand, verzweifelt wehren sie alle Anstürme ab. Da werden sie von hinten umfaßt und eingeschlossen: Südlich der Douve ist der Engländer über die Sprengstellen weg durchgebrochen und stößt den Verteidigern des Wijtschaetebogens in den Rücken. Wütend stürzen sich die Einen mit dem Kolben auf den neuen Feind, feuern die Andern mit dem Maschinengewehr in die Anstürmenden hinein, bis sie gleich den vom Sturmwasser umtosten Eichen des Bergwaldes einer nach dem andern gefällt werden.

So mancher Mineur hat mitgeblutet im Kampfe Mann gegen Mann, ausharrend in treuer Pflichterfüllung wie all die Braven, die geblieben sind unten im dunkeln Stollen, im stillen, ewigen Grab, für Deutschlands Größe und Zukunft. Unser mühsames Werk ging verloren. Aber stolz gedenken wir Mineure unsrer Kämpfe, denen es zu danken ist, daß der Sturm erst jetzt kam, weil wir den Gegner unter der Erde so lange fernhielten. Daß der Feind nicht schon im Sommer 1916, während der Kämpfe um Virten und an der Somme, die flandrischen Höhen wegnahm und sich ein Sprungbrett schuf, um die deutschen Linien zu durchbrechen und unsern U-Booten zu Leibe zu gehen, das ist mit das Werk der deutschen Mineure in Flandern!

Das war der Mineur, der stille Kämpfer in der Erde!



Der Fall von Görz.

Von Oberstleutnant **Walter Adam**,
damals Generalstabshauptmann beim k. u. k. 16. Korpskommando.

Als Italien seinem Bundesgenossen den Krieg erklärte, hatten die k. und k. Truppen im Norden die verlustreichen Einleitungsschlachten in Rußland und Galizien hinter sich, hatten die Schrecken des Karpathenwinters ertragen, hatten Gorlice mitgeschlagen und standen nun neuerdings auf galizischem Boden in harten Kämpfen.

Im Südosten hatte Potioreks kleine Armee im Dezember 1914 Serbien räumen müssen. Die Truppen waren damals unter der Last übermenschlicher Anstrengungen vor einem zahlenmäßig überlegenen Gegner zusammengebrochen und zum Teil kampfunfähig zurückgekehrt. Aufgefüllt und ausgeruht, wurden sie während des Winters der Reihe nach auf dem nördlichen Kriegsschauplatze eingesetzt.

Nur das 15. und 16. Korps, dann schwache Kräfte in Bosnien waren zurückgeblieben und sicherten die Grenze.

Österreich-Ungarn hatte im Mai 1915 zunächst keine anderen nennenswerten Streitkräfte als diese, um den Krieg gegen die gesamte, vollkommen unversehrte italienische Armee zu beginnen.

Auch diese Kräfte konnten nur eingesetzt werden, wenn man es wagte, auf einen Schutz der serbischen Grenze zu verzichten.

Gegen Italien standen entlang der vielfach gegliederten Reichsgrenze vom Meere bis zum Stilfser Joch nur Landsturm, Standschützen, Gendarmen und Finanzposten. Dahinter so gut wie nichts.

Italien hatte sich also den Augenblick zum Losschlagen gut gewählt. Nie und nirgends ist ein ausgeruhtes Millionenheer unter so günstigen Umständen in den Kampf getreten, wie das italienische von 1915.

Man brauchte kein Phantast zu sein, um von einem „Marsche nach Triest", einem „Spaziergang nach Wien" zu sprechen.

Dieser Überblick über die Gesamtlage ist notwendig, um zu erfassen, welch großen Entschluß es kostete, die Verteidigung bis an den Isonzo vorzuschieben und im Zuge dieser Verteidigungslinie auch noch auf das rechte Ufer zu greifen, um Görz zu halten. Strategische Erwägungen reichten da nicht aus. Nur das Vertrauen in

die gewaltige moralische und fachliche Überlegenheit des österreichisch-ungarischen Soldaten über den italienischen konnte den kühnen Entschluß reifen lassen. Wenn es gelingen sollte, mußte fürs erste ein Österreicher zwanzig Italiener aufwiegen.

Ein paar Zahlen: Als Feldzeugmeister **Wurm**, der Kommandant des 16. Korps und spätere Kommandant der 2. Isonzoarmee bei Görz eintraf, um dort die Leitung des Abschnittes zu übernehmen, hatte er auf seiner ganzen Front von Auzza (am mittleren Isonzo) bis hinunter zum Meere, auf mehr als 50 Kilometer also, nicht mehr als 12 **Bataillone**, darunter die Hälfte Landsturm, und nicht mehr als 13 **Batterien**, darunter die Hälfte mit alten, ausgedienten Kanonen.

Hart an der Grenze aber, auf drei Marschstunden entfernt, standen 9 **italienische Divisionen mit 123 Bataillonen und gewaltiger Artillerie** zum Vormarsche bereit.

Dennoch zögerte der Feldzeugmeister keinen Augenblick, den ungleichen Kampf unmittelbar an der Grenze aufzunehmen. Und die Truppen warteten mit einer Gelassenheit ohnegleichen auf den Ansturm des Riesenheeres. Sie sollen nur kommen.

Und sie kamen am 24. Mai, zehn Stunden nach der Kriegserklärung. Aber nicht im Sturm, wie wir dachten, sondern wie eine vorsichtige Erkundungstruppe, die sich zögernd an eine Festung herantastet. Erst am 26. Mai hörte die Isonzofront zum ersten Male ein mächtiges, anhaltendes Artilleriefeuer. Am 27. **erfolgte der erste Angriff.**

Im „**Brückenkopf von Görz**" standen damals zur Verteidigung des 9 Kilometer langen Höhenzuges vom Monte Sabotin über Oslavia und Podgora: **Ein** Marschbataillon des Infanterieregiments Nr. 47 und **vier** Kompagnien Landsturm. **Ein** anderes Marschbataillon und **eine** Kompagnie Radfahrer lagen in Görz. **Vier** Feldkanonenbatterien und **eine halbe** Gebirgshaubitzbatterie machten die Artilleriekraft der Verteidigung aus. Das war alles.

Und diese braven Truppen waren es, die ganz allein den ersten Angriff des italienischen Heeres abwehrten. Nicht ein Zoll Boden ging verloren.

Dabei sind alle Meldungen, Görz wäre noch vor Kriegsausbruch zu einer hochmodernen **Festung** ausgebaut worden, nichts als leeres Gerede. Tatsächlich war an Gräben und Deckungen nicht viel mehr vorhanden, als sich die dünnen Landsturmformationen, die im Grenzschutz gestanden waren, mit der Zeit selbst hergerichtet hatten. Erst im Laufe der fünfzehn Verteidigungsmonate, unter ununterbrochener Einwirkung des Feindes, wurde die technische Einrichtung des Brückenkopfes gebaut und zu einem hohen Grad der Vollendung gebracht. Insbesondere hatte man in späterer Zeit ein ganzes System unterirdischer Kavernen gebohrt, die es der Besatzung ermöglichten, auch im schwersten Artilleriefeuer nahe an der Verteidigungs-

linie zu bleiben und sofort nach dem Aufhören der Artillerievorbereitung zum Nahkampf hervorzubrechen. Im Mai 1915 aber hatte man nicht viel mehr als ein paar bescheidene Gräben.

Nach den ersten Mißerfolgen des Angreifers dauerte es fast zwei Wochen, bis er sich zu erneuter Tätigkeit aufraffte. Die 47er auf dem Monte Sabotin hatten ihm gleich von Anfang an die Lust verdorben.

Nach zwei Wochen war es aber schon zu spät. Die k. und k. 58. Division war mit allen Teilen vom südöstlichen Kriegsschauplatze eingetroffen und an diesem Brennpunkt der Isonzofront eingesetzt worden. Die Truppen hatten sich mit der Örtlichkeit vertraut gemacht, die Stellungen waren einigermaßen verbessert worden, die Befehlsverhältnisse hatten sich gefestigt, die Verbindungen klappten und kleine Teilerfolge stärkten das Selbstvertrauen und die Zuversicht.

Immerhin war es aber nur eine Division. Eine der besten zwar, die die k. und k. Armee hatte, aber doch nur eine. Sie wurde zeitweise verstärkt, zeitweise geschwächt, aber nie ganz aus der Front genommen. Diese eine Division war es, die durch ein Jahr und zwei Monate die Stadt Görz gegen alle Anstürme des italienischen Heeres gehalten hat. Ihr Kommandant war General Baron Zeidler, ihr Stabschef Oberstleutnant v. Pohl. Aber unzählige Namen wären zu nennen, wenn alle genannt werden sollten, denen aus dem großen Lorbeerkranze ein Blatt gebührt.

Nicht weniger ruhmvoll als die Verteidigung war der Fall von Görz.

Vor Beginn der Sommeroffensive 1916 mußte die Isonzofront zahlreiche Truppen nach Tirol abgeben. Überdies wurden Bataillone erster Linie gegen Landsturm ausgetauscht. Im Görzer Brückenkopf blieben nur 4 Bataillone erster Linie und 5 Bataillone Landsturm. Weit dahinter 7 andere, zum Teil sehr erholungsbedürftige Bataillone als Reserve für den ganzen Korpsabschnitt. Für die artilleristische Verteidigung kamen rund 100 Geschütze in Betracht, meist leichtes Feldmaterial.

Solange die Tiroler Offensive im Gange war, konnte man diese arge Schwächung der Isonzofront ruhig ertragen. Nach allen Erfahrungen mit der italienischen Führung brauchte man nicht zu befürchten, daß der Feind unseren Vorstoß aus Südtirol mit einem Vorstoß auf Laibach und Triest beantworten werde.

Anders, als die Offensive in Tirol zum Stillstand gekommen war. Die venetianische Ebene hat zahlreiche Eisenbahnen und ein dichtes Netz vorzüglicher Straßen. Über Nacht beinahe konnte der Feind Truppen von der Alpenfront an den Isonzo werfen. Eine gleichartige Truppenverschiebung auf unserer Seite aber mußte den

weiten Umweg über Laibach und das Pustertal nehmen und war auf eine einzige Eisenbahnlinie gewiesen.

Jetzt war es dringend, der Isonzofront zurückzugeben, was man ihr genommen hatte und noch einiges dazu. Nach den bisherigen Isonzoschlachten konnte man die notwendige Mindestbesatzung für eine nachhaltige Verteidigung ziemlich genau ausrechnen. Es fehlte viel.

Da kam im Norden der Durchbruch von Luck. Das war die dringendere Not. Sie mußte zuerst gebannt werden und die Isonzofront mußte warten.

Über den Feind wußte man, — was Front und nahe Reserven betrifft — genug. Unserer 58. Division standen fünf feindliche Divisionen gegenüber. Die vorderste Frontlinie war von 7 Regimentern besetzt. Wenn man also von einer sechsfachen Übermacht spricht, so dürfte man die Stärke des Gegners eher unter- als überschätzen. Aus Erfahrung wußte man, daß die italienische Artillerie stark genug war, um unsere Stellungen tagelang unter Trommelfeuer zu halten und die Reserveräume weit hinter der Front wirksam zu beschießen. Die italienischen Zeitungen sprachen von 7000 Geschützen.

Unsere Karten lagen offen vor dem Feinde.

Wenige Tage vor der Schlacht war der dalmatinische Fähnrich Colja übergelaufen. Er hatte nicht nur die Stellungspläne mitgenommen, sondern wochenlang sorgfältig alles aufgeschrieben, was dem Feinde irgendwie von Nutzen sein konnte. Die Italiener ließen die Skizzen und sonstigen Angaben vervielfältigen und an die Offiziere austeilen. Wir fanden diese Blätter bei Gefangenen und konnten daraus ersehen, daß der Verrat lückenlos war.

Verraten und gegen eine mindestens sechsfache Übermacht, — so mußten wir in den Entscheidungskampf eintreten.

Am 6. August früh morgens brach das Artilleriefeuer los, unterstützt von Minenwerfern, die in solchen Massen zum ersten Male auftraten. Der ganze Brückenkopf und die Stadt selbst standen in Rauch, Staub und Flammen. In wenigen Stunden waren die Hindernisse eingestampft, die Gräben zu flachen Mulden geebnet, die Telephonleitungen zerstört. Und um 4 Uhr 30 nachmittags ging die Infanterie zum Angriff.

Der erste Einbruch erfolgte auf dem Monte Sabotin, hoch oben, ganz auf dem rechten Flügel des Brückenkopfes. Gefangene italienische Offiziere haben selbst erklärt, daß vier Regimenter und zwei Bataillone, im Ganzen also vierzehn Bataillone gegen das eine österreichische Landwehrbataillon III/37 angesetzt wurden. Die Stellungen waren längst zu Staub und Schotter zermalmt. Das Artilleriefeuer saß hageldicht und machte jede Verbindung und Be-



fehlgebung unmöglich. Flieger und Standbeobachter meldeten immer wieder, es sei nichts zu sehen als eine entsetzliche Wolke von Rauch und Feuer.

Die kleine Besatzung kauerte in den Felskavernen und wartete auf den Augenblick, wo der Feind sein Artilleriefeuer nach rückwärts verlegt, um der Infanterie die Bahn frei zu geben. In diesem Augenblick hatte nach gewohnter Übung die Besatzung aus den Kavernen vorzubrechen und im Handgemenge, Mann gegen Mann, den Sturm abzuwehren.

Diesmal kam es anders. Die Italiener hatten präzise Minenwerfer ganz nahe herangebracht und konnten so noch während des Vorgehens ihrer Sturmtruppen unsere Linien unter dichten Explosionen halten. Mit dem Aufhören des Feuers war dann auch schon die Infanterie in unseren Stellungen und vor den Kavernen.

Standhalten konnte unser tapferes Landwehrbataillon den vierzehn italienischen Bataillonen nicht mehr. Aber weggefegt wurde es darum noch lange nicht. Es krallte sich am halben Hang fest und kämpfte weiter.

Bis zum Abend waren wir noch an zwei anderen Stellen in ähnlicher Weise zurückgedrängt. Dennoch klammerten sich die Truppen, wo es nur ging, an ihre Stellungen. In dem schmalen Streifen zwischen der ursprünglichen Verteidigungsfront und dem Isonzo ergab sich ein gewundenes, ziemlich wirres Durcheinander eigener und feindlicher Linien.

Es kam zu erbitterten Teilgefechten, die einzig von der untersten Führung und den Kämpfern selbst getragen wurden und nur in der einen Richtung ein gemeinsames Ziel hatten: dem Feind das Vordringen bis zum Isonzo zu verwehren. Es gab halbzerfetzte Bataillone, die ohne Rast und Verpflegung, abgeschnitten nach allen Seiten, immer neuen Angriffswellen standhielten, um einen Fleck Boden zu behaupten für den Fall als doch noch Entsatz käme. Der Ort Podgora, der tagsüber verloren gegangen war, wurde in einem nächtlichen Sturm zurückgenommen und mehr als tausend Gefangene marschierten auf das österreichische Ufer.

Inzwischen hatte das Korpskommando einen Versuch eingeleitet, den Monte Sabotin wieder in die Hand zu bekommen. Aus dem weniger gefährdeten Frontteil im Norden des Brückenkopfes wurden mit Mühe und Not drei schwache Bataillone herausgelöst, rasch gesammelt und gegen den Sabotin in den Kampf geworfen. Es war aber schon zu spät. Auf halbem Hang stieß der Angriff auf starken, frontalen Widerstand und als er auch in flankierendes Artilleriefeuer und Rückenfeuer geriet, zerbröckelte er. Nur mehr der Einsatz ganz unverbrauchter Truppen, — einer Brigade etwa — hätte die Lage entscheidend verbessern können. Wir hatten aber keinen einzigen Mann zur Hand.

Dennoch hielten sich die tapferen Soldaten der 58. Division noch einen vollen Tag am Westufer. Was diese dezimierten Truppen in tausend Einzelkämpfen an Tapferkeit und Zähigkeit vollbrachten, spottet der Beschreibung. Diese Leistungen sind doppelt hoch zu werten, als auch der einfache Kämpfer schließlich erkennen mußte, daß hier nicht mehr um den Sieg, sondern nur mehr um Zeitgewinn gerungen wurde.

Tatsächlich war auch das Opfer nicht umsonst gebracht, denn die Führung gewann Zeit, um an verschiedenen anderen Stellen der italienischen Front einzelne Bataillone loszulösen und gegen das Wippachtal in Bewegnug zu setzen. Wenn sie auch für die augenblickliche Gefechtslage viel zu spät kamen, so waren sie doch bei den Kämpfen um die zweite Linie schon zur Stelle und verhinderten einen katastrophalen Ausgang der Schlacht.

Erst in der Nacht zum 8. August wurde die endgiltige Räumung des Brückenkopfes und die Sprengung der Brücken befohlen. Am 8. vormittags gingen die Reste der 58. Division hart am östlichen Ufer in Stellung und widerstanden dort neuerdings. Görz lag jetzt schon unmittelbar in der Verteidigungslinie. Hinter den letzten Patrouillen flog auch die berühmte Brücke von Salcano, die in einem einzigen, geschwungenen Bogen von 92 Metern Länge den Isonzo überspannte, in die Luft.

Die italienische Führung versäumte noch einmal eine große Stunde. Denn was wir da knapp vor Görz dem nun schon mehrere Korps starken Angriffsheere entgegenzustellen vermochten, war ausgebrannt.

Man rechnete nicht mehr mit geschlossenen Einheiten, sondern nur noch mit Gewehren. Da sammelte ein Leutnant fünfzig Mann, besetzte einen Abschnitt und unterstellte sich einem Major, der nebenan zehn Mann gesammelt hatte. Wohl näherten sich schon einzelne Reservebataillone dem Gefechtsfelde, aber sie kamen in schwachen Einzelkolonnen und Transporten heran, waren durch Gewaltmärsche in glühender Hitze völlig erschöpft und durften nicht unbedacht in den Kampf gestellt werden, denn sie waren die einzige und letzte Hilfe.

Die Artillerie war zum guten Teil außer Wirksamkeit. Sie hatte im Brückenkopf ihre Stellungen so weit als nur möglich vorgeschoben, um in die Tiefe wirken zu können. Nun waren aber die 22 Rohre, die im Brückenkopf eingebaut waren, gesprengt und alle übrigen Geschütze mußten fast gleichzeitig zurückgezogen werden. So konnte der Gegner in geschlossenen Kolonnen auftreten, ohne nennenswerte Verluste zu erleiden. Die italienische Artillerie aber konnte ruhig in den alten Stellungen bleiben, denn der bisherige Geländeverlust betrug nicht mehr als höchstens 2000 Schritt in die Tiefe.

Im Ganzen: Die Kampftruppe war auf eine dünne Linie von Einzelkämpfern herabgesunken, schwache, ermüdete Reserven waren erst im Anmarsch aus verschiedenen Richtungen und die Artillerie war so gut wie außer Wirksamkeit: Der Weg nach Osten stand offen.

Der improvisierte Widerstand der Österreicher am Uferrand des Isonzo schüchterte die Italiener so sehr ein, daß sie ungeachtet ihrer Überlegenheit und ihrer bisherigen Erfolge am 8. August keine größere Unternehmung wagten. Ja es geschah das Unglaubliche, daß die Handvoll abgehetzter, todesmatter Verteidiger aus eigenem Antrieb zum Gegenangriff schritt, als sich kleine italienische Trupps am Ostufer festzusetzen begannen.

So stand es am 8. abends: Görz hatten wir noch, aber der Brückenkopf war verloren und an eine dauernde Verteidigung der Flußlinie war nicht zu denken. Der Isonzo, während des größten Teiles des Jahres ein ernstes Hindernis, war infolge des niedrigen Wasserstandes furtbar geworden und so gelang es den Italienern doch, sich am linken Ufer kleine Brückenköpfe einzurichten. Und jeden Augenblick konnte er mit einer gar nicht berechenbaren Übermacht losbrechen. Es war klar geworden, daß der Widerstand vorwärts von Görz nur mehr nach Stunden zählen konnte.

Die Verteidigungslinie lag hart am Fuße der vom Feinde beherrschten Höhen. Vorbereitet war sie fast gar nicht; die notdürftigste Ausgestaltung hätte Wochen beansprucht. Der Raum dahinter flach, deckungslos und vom Feinde leicht mit Feuer zu beherrschen. Jede Bewegung war eingesehen. Das Vorbringen der Verpflegung war nur mit schweren Verlusten möglich. Es mußte rechtzeitig daran gedacht werden, eine bessere Stellung zu beziehen, auch wenn der Feind zunächst vom Angriff ablassen sollte.

Die Reserven waren soweit herangekommen, daß sich im Laufe der Nacht etwa 5 Bataillone und einige Ersatzkompagnien fühlbar machen konnten. Das Korpskommando verzichtete darauf, sie vorn einzusetzen. Jeder Augenblick konnte dort eine kritische Wendung bringen und damit die Gefahr, daß die frischen Kräfte verzettelt wurden. Es wäre ja dann nichts mehr geblieben, um die Stellung östlich von Görz zu besetzen.

So neigte sich der Kampf um die Stadt dem Ende zu.

Um 6 Uhr nachmittags befahl Generaloberst von Boroević den Rückzug in die zweite Stellung. Mit Einbruch der Nacht wurden die Bewegungen angetreten und bis zum 9. August morgens ohne ernste Störung beendet. Görz war verloren.

Eine Anzahl tollkühner Patrouillen war — zum Teil aus eigenem Antrieb — in der verlassenen Stadt zurückgeblieben. Sie erledigten die ersten feindlichen Abteilungen, die von Norden her eindrangen. Die ganze Nacht hindurch wurde in den Straßen ge-

plänkelt. Ein Maschinengewehrkommandant, den die Räumung der Stadt tief erbitterte, ließ während des Rückzuges auf halbem Wege noch einmal Kehrt machen und zurückmarschieren. Er kam in die Stadt hinein und traf im Morgengrauen eine italienische Abteilung, die sich mit Zivilbewohnern verbrüderte. Er feuerte seine letzten Gurten in die Masse und nahm erst dann endgiltig Abschied.

Noch bis in die Mittagsstunden knatterte es in den Vororten. Da kamen aber schon von allen Seiten die „Sieger". Sieger zwar, die in fünfzehn Kriegsmonaten noch keine eroberte Stadt gesehen hatten, aber immerhin Sieger. Es war also vorbei.

Mit den Trümmern der vordersten Linie und mit den fünf Bataillonen der Reserve hatte man inzwischen die zweite Linie knapp östlich von Görz besetzt. Für die zwölf Kilometer lange neue Front hatte man im Ganzen 6600 Gewehre.

Durch alle weiteren Wechselfälle des italienischen Krieges hat diese Linie wie eine Mauer aus Stahl gehalten, bis endlich im Herbst 1917 der Feind bis zur Piave zurückgeworfen wurde.

Schon am 9. August setzte er einen tiefgegliederten Angriff von 6 Divisionen an. Aus erbeuteten Befehlen konnte diese Stärke einwandfrei festgestellt werden. Leichen über Leichen türmten sich vor unseren Stellungen. Aber alle Versuche, die kaum entstandene Front zu durchstoßen, blieben ergebnislos. Mit dem „Siegeszug" war es ein für allemal zu Ende.

Bis in die zweite Augusthälfte dauerte der Kampf weiter. Nicht weniger als zwanzig Regimenter hatte der Feind schließlich in dem engen Wippachtale angesetzt und 17 bis 20 Regimenter standen knapp dahinter als Reserve.

Die Österreicher hatten es aber inzwischen auf die gleiche Anzahl von Bataillonen gebracht, so daß der Feind nur mehr eine dreifache Überlegenheit an Infanterie besaß. Da hatte er nichts mehr zu hoffen.

Das k. und k. 16. Korps hat in den zehn Tagen dieser Schlacht 233 Offiziere und 18325 Mann verloren; darunter sind 77 Offiziere und 6369 Mann „vermißt". Da wir bei dem etappenweisen Rückzug nicht alle Toten und Verwundeten bergen konnten, ist die Zahl der Gefangenen weit geringer zu bemessen. Dem angreifenden Feind wurden aber 86 Offiziere und 4200 Mann an Gefangenen abgenommen. Die Gegenüberstellung dieser Gefangenenzahlen gibt dem Kundigen ein klares Bild des Heldentums und der Energie der Verteidigung.

Mit der Eroberung von Görz hatte Italien nach fünfzehn Kriegsmonaten zum ersten Male einen Erfolg, der sich in die Welt posaunen ließ. Wie oft auch Cadorna von großen Siegen gemeldet hat, es



bedurfte jedesmal sehr genauer Karten, um das Fortschreiten des Marsches auf Triest bemerken zu können. Das Regenwetter des Generalissimus war bei Freund und Feind berühmt und lächerlich geworden.

Aber Görz galt als eine Fahne. Freilich, Militärs nahmen den Zirkel zur Hand und berechneten, daß die italienische Armee bei unerhörten Verlusten ihre Front in kurzer Breite um drei bis fünf Kilometer vorgeschoben hat, ohne daß auch nur an der Isonzofront, geschweige auf dem italienischen Kriegsschauplatze im allgemeinen, eine fühlbare Änderung der Lage eingetreten wäre. Aber der Name „Görz" war längst ins Volk gedrungen. Er konnte die fast erloschene Kriegsbegeisterung neu entflammen. Das allein war die Bedeutung des Sieges für Italien.

Und aus gleichgerichteten Gründen wurde in unserem Lager der Verlust von Görz sehr hart empfunden. Nicht nur die heldenmütige Besatzung, sondern die ganze Armee trauerte um die verlorene Stadt.

Dennoch bleiben die blutgetränkten Höhen des Brückenkopfes von Görz ein ewiges Denkmal des Ruhmes der alten, österreichisch-ungarischen Armee. Den Erfolg hatte damals wohl der Feind. Aber wo zehn gegen einen stehen, kann Ehre und Ruhm nur bei dem einen sein.



Die Infanterie-Nachrichtentruppe im Felde.

Von Karl Wollenzin,
im Felde Vizefeldwebel und Führer der Nachrichten-Abteilung
des Reserve-Infanterie-Regiments 201.

Genau so freudig, wie bei Kriegsausbruch die Berliner Freiwilligen zu den Waffen eilten, so stellten sie sich dem neuaufzustellenden Fernsprechtrupp zur Verfügung, und gingen mit großem Eifer an die für manchen recht ungewöhnliche Ausbildung. Am 1. September 1914 bestand der Fernsprechtrupp des Reserve-Infanterie-Regiments 201 aus 6 Trupps zu 4 Mann und einem Führer, insgesamt also 25 Mann. In kurzer Zeit mußte die technische Ausbildung vollendet sein, und es gehörte eine ziemlich große Energie und Standhaftigkeit der neuen Mannschaft dazu, den Tornister zu schleppen, der mit 1000 Meter Infanteriekabel und allerhand sonst nötigen Sachen belastet war, wie Schraubenzieher, Zangen, Stangen, Handschuhe, Isolierband usw. Dazu kam noch am Koppel eine schwere Batterie und dabei mußte man große Märsche ausführen und unterwegs die für die Führung so wichtigen Telephonleitungen bauen. Nach beendeter Ausbildung rückte das Regiment im Oktober 1914 ins Feld. Gleich bei den ersten Tagesmärschen zeigte es sich, daß dem einen oder anderen Fernsprecher doch der schwere „Affe" mächtig zu schaffen machte. Und wenn der Fernsprecher abends todmüde ins Quartier kam, fing seine eigentliche Tätigkeit erst an. Da hieß es sofort Leitungen zu den Stäben bauen, die oftmals sehr entfernt lagen, da mußte der Weg hingemacht werden, dann wieder zurück; auf dem Hinwege wurden die Leitungen gebaut, die mit einer etwa 3½ Meter langen Stange an Bäumen, Häusern usw. festgelegt wurden. Dadurch hatte der Fernsprecher jeden Tag 6, 8, ja sogar 10—12 Kilometer mehr zu marschieren, als der Infanterist. Am nächsten Tage, wenn weitermarschiert werden sollte, mußte der Fernsprecher denselben Weg nochmals machen, um die am Tage vorher gebauten Leitungen wieder abzubauen. Als wir die erste Fühlung mit dem Feinde bekamen, mußten die Leitungen unter steter Rücksicht auf den Feind gebaut werden. Oft setzte feindliches Schrapnellfeuer auf die bauenden Trupps ein, und wie der Blitz lag alles im Chausseegraben. So kamen wir endlich bis nach Eessen, dem letzten Dorf vor Dixmuiden. Als die Kompagnien in Stellung gegangen waren, die Fernsprecher sämtliche erforderlichen Leitungen gebaut hatten, begann der ununter-

brochene Tag- und Nachtdienst am Apparat. Das Unangenehmste für den Fernsprecher war, bei Nacht und Nebel auf Leitungspatrouille zu gehen, wobei zu berücksichtigen ist, daß der Fernsprecher sich kein Licht machen durfte; er mußte den dünnen Draht im Dunkeln finden, wozu eine genaue Kenntnis über die Lage des Drahtes erforderlich war. Dann machte sich der Fernsprecher auf den Weg, um trotz des feindlichen Feuers die zerschossenen Leitungen zu flicken und wir haben oft bewundert, mit welchem Mut und mit welcher Todesverachtung dies geschah. Nicht immer waren die Leitungen zerschossen, manchmal waren sie auch durch deutsche Fuhrwerke zerrissen, ja es gab sogar rücksichtslose Kameraden, die in Verkennung der Wichtigkeit des Telephons sich ein Stückchen Draht aus der Leitung schnitten, um damit irgend eine Sache zuzubinden, ein Paketchen, das sie in die Heimat schicken wollten, usw. Und immer wieder mußte der Fernsprecher seine Ruhe opfern, um für Verständigung zu sorgen. Schon bei den Kämpfen um Dixmuiden hatte es sich gezeigt, daß der vorhandene Fernsprechtrupp viel zu klein war, um für die Zukunft allen Anforderungen zu genügen. Wir gingen also sofort daran, uns weitere tüchtige Leute auszubilden, um erstmal den Trupp zu vergrößern, dann aber auch, um ausgebildeten Ersatz zur Verfügung zu haben. Der Fernsprechtrupp wurde im Laufe der Zeit immer mehr und mehr vergrößert, so daß wir bald 15 Trupps zu 4 Mann hatten. Außerdem wurden die inzwischen gemachten Erfahrungen mit Lichtsignaltrupps verwertet, und jedem Infanterieregiment sechs Ausrüstungen für diese zur Verfügung gestellt. Da hieß es nun wieder geeignete Leute hierfür zu finden und auszubilden. Noch später kamen dann die Etelstationen (Erdtelegraphen) hinzu, ferner Brieftauben, Meldehunde, kleine Funkenstationen usw., so daß nach und nach der einstige Fernsprechtrupp von 24 Mann zu einer Nachrichtenkompagnie von 140 Mann heranwuchs. Die Leitung dieses großen und vielseitigen Apparates lag in den Händen des Abteilungsführers, das waren meist Offiziere oder Portepee-Unteroffiziere. Zur Unterstützung dieses Abteilungsleiters war eine größere Anzahl tüchtiger Truppführer nötig; auf diesen Truppführern, die aus Unteroffizieren oder auch Gefreiten bestanden, lastete, wenn die Trupps eingesetzt waren, eine große Verantwortung, da die einzelnen Trupps selbständig arbeiteten, und nicht immer in der Lage waren, sich genaue Weisungen von der Leitung zu holen. Da mußte eben eigener Entschluß, Mut und Tapferkeit ersetzen, was sonst durch die Führung veranlaßt wurde.

In winterlicher Ruhe kamen wir im Februar 1917 in dem alten französischen Städtchen Bourgogne, einige Kilometer nördlich Reims an, gingen nachts in Stellung und lösten die darin befindlichen Sachsen ab. Von der Stellung hatte man eine wunderbare Aussicht auf Reims; man konnte die Häuser, die Kathedrale usw. mit

bloßem Auge erkennen. Das Gelände war durchweg eben, und gut zu übersehen; mit Ausnahme des höher gelegen Forts Brimont, eines kleinen, daran anstoßenden, auf Hügeln gelegenen Waldes und des Bois de Soulains. Wir übernahmen von den Sachsen die von ihnen gebauten Leitungen und begannen unseren Nachtdienst. Bei Prüfung des Fernsprechnetzes am nächsten Tage zeigte sich, daß dieses größeren Ansprüchen nicht genügte, und sofort machten wir uns an die Arbeit, ein neues, praktischer angelegtes Netz zu bauen unter teilweiser Zuhilfenahme des vorhandenen. Im Laufe von drei Wochen wurden hier von uns etwa 30 Kilometer Doppelleitung eingebaut, zum Teil starkes Artilleriekabel, das für diesen Zweck besonders angefordert war. Inzwischen waren die Blinker (Lichtsignalisten) nicht untätig geblieben, sondern hatten die für ihre Zwecke günstigsten Stellen erkundet, und sich mit ihren Geräten zum Teil eingerichtet. Da eine direkte Lichtverbindung von der Front zum Regiment infolge der Bodenverhältnisse nicht möglich war, mußte eine Zwischenstation errichtet werden, die die Lichtsprüche von der vordersten Linie aufnahm, und durch einen zweiten Apparat rückwärts zum Regiment gab. Als vorteilhaft hierfür erschien uns Fort Brimont, das hoch gelegen, eine Aussicht nach allen Seiten gestattete. Außerdem mußte das im rechten Regimentsabschnitt liegende Bataillon durch eine Zwischenstation verbunden werden, die auch bald in der Nähe des Schlosses Brimont an einem Waldabhang gefunden wurde. Mit allem Hochdruck wurde an der Einrichtung dieser Station gearbeitet, um sie einigermaßen sicher zu machen; dann wurden alle Lichtsignalstationen mit Fernsprechleitungen verbunden, um eine Nachrichtenübermittelung durch die andere ergänzen zu können.

Während wir diese Arbeiten in größter Ruhe und ungestört ausführten, rüstete sich der Feind zu einem großen Schlage, der Frankreich endlich den langersehnten Erfolg bringen sollte. Der Monat März war zu Ende, als plötzlich ein fürchterliches Trommelfeuer einsetzte, das volle 14 Tage dauerte. Schlag auf Schlag folgten die Einschläge der schweren Granaten, und wir hatten den Eindruck, daß das Fort Brimont in einen Trümmerhaufen verwandelt würde. Ein unheimliches Gefühl, an das wir aber bereits aus früheren Schlachten gewohnt worden. Man ist gegen die einschlagenden Granaten vollständig wehrlos und kann nichts weiter tun, als warten, bis alles vorbei ist. Man muß nur Glück haben, und nicht gerade da stehen, wo solch ein unheimliches Ding niedersaust. Gott sei Dank war der Schaden, den er erste Tag des Trommelfeuers angerichtet hatte, nicht groß und so sahen wir den kommenden Beschießungen mit Ruhe entgegen. Infolge des starken Feuers während des Tages war der französischen Artillerie wohl die Munition etwas knapp geworden, denn während der Nacht ließ die Beschießung bedeutend nach. Anscheinend benutzten die Franzosen die Dunkelheit, um neue Mengen von Munition heranzuschaffen.

In der Frühe des nächsten Tages setzte das Feuer mit noch größerer Wucht ein. Oft flogen die bis zu einem Meter langen Sprengstücke der Granaten pfeifend und surrend oder unheimlich zischend über unsere Köpfe weg, ohne daß wir sonderlich darauf achteten, da uns der Anblick der stark beschossenen Stellung zu sehr in Anspruch nahm. Was wir da sahen, war so gewaltig, daß es sich nicht beschreiben läßt. So etwas kann man nur erleben. Die Franzosen schossen aus ihrer vordersten Artillerielinie mit Batterien bis zu 28 cm-Kaliber und von weiter rückwärts her kamen die schwersten Geschosse heran. Das Fauchen und Herabsausen der Haubitzgeschosse, das Zischen der Flachbahngeschosse, das Aufschlagen der Granaten und die Detonation beim Krepieren, dann das Bellen der springenden Schrapnells und das Dröhnen unserer eigenen schweren Geschütze — das war ein Lärm, als ob die Hölle losgelassen wäre. Und wie wurden die Werke und all das in der Nähe liegende Gelände mitgenommen! Die Bergkuppen wurden abgetragen, tiefe Krater ausgestampft. Unser schön angelegtes Fernsprechnetz wurde arg mitgenommen.

Eben war die Leitung noch im Gang, da — rrumms! — sitzt der erste Treffer auf dem Unterstand. Alle Lichter sind verlöscht, die Leitung natürlich unterbrochen.

Schnell wieder Licht und der erste Störungstrupp macht sich fertig. Anzug: Stahlhelm, Gasmaske, Drahtschere, Isolierband und ein Streckenapparat. Noch eine kurze Unterweisung — dann eilen sie hinaus.

Am Stolleneingang einen Augenblick Halt, ob auch draußen die Luft rein ist und ihnen nicht gerade eine Ladung aufs Dach hagelt. Dann gehts in gebückter Haltung in kurzen Sprüngen querbeet, immer an der „Strippe" lang.

Draußen hat sich's verändert. Das feindliche Artilleriefeuer liegt schwer auf dem Gelände. Da heißt es, die Ohren aufmachen. Aber die Fernsprecher und Meldeläufer sind alle Krieger, die schon manches mitgemacht haben und wissen, wie die Kugeln fliegen.

Da kommt eine Lage angeritten — vier Granaten der französischen Feldartillerie. Kaum hört man den Abschuß und das Pfeifen, da sind sie auch schon da, daß Steine und Funken spritzen, und das Herz klopft, wie bei einem gefangenen Vögelchen.

Die beiden Fernsprecher sind nicht mehr zu sehen. Jeder hat sich blitzschnell in ein Granatloch gedrückt, und nun warten sie den Segen ab.

Drei, viermal wiederholen sich die Lagen in rascher Folge, immer 50 Meter weiter springend.

Kurze Pause. —

Raus aus dem Loch, weiter die Leitung entlang!

Da ist ein ganzes Stück herausgeschossen. Schnell wird geflickt, mitgehört: Leitung in Ordnung.

Auf dem Rückweg gibts noch einige Lagen zu überstehen, dann sind sie wieder da. Mit Schwung kommen sie in den steilen Stollengang hinein, mehr gefallen als gegangen, denn oben wird's gerade wieder ungemütlich.

So arbeiten die tapferen Störungstrupps fieberhaft und jedesmal mit Einsetzen der ganzen Persönlichkeit an der Instandhaltung der Leitung.

Schließlich ist aber der Draht in so viele Fetzen zerschossen, daß kein Flicken mehr hilft, sondern streckenweise vollständiger Neubau erforderlich ist. Dazu muß aber das Abflauen des feindlichen Feuers abgewartet werden.

Inzwischen muß der Meldeläufer die Sache machen. Bei der vordersten Truppe erhält er seine Meldung — im Granattrichter mit Bleistift auf Meldekarte geschrieben. Wie er am besten und schnellsten damit zum Regiment kommt, ist seine Sache. Mit Blick und Gefühl windet er sich — sprungweise von Deckung zu Deckung — durch die zahllosen Granateinschläge.

Schweißtriefend und außer Atem, aber lachenden Antlitzes präsentiert er stolz seine Meldung.

Schnell wird die Meldung für die Brigade fertig gemacht und ein neuer Meldertrupp ging dahin ab.

Auch sie haben keinen leichten Weg. Endlos lang und gerade ist das erste Stück Laufgraben, dauernd unter Feuer und versperrt mit vielen Leichen. Im Laufschritt gehts hindurch. Dann ein ganzes Stück über freies Feld, über einen Bach auf einem langen Laufsteg, dann wieder ein Stück Feld und endlich in den Wald. Hier schlagen die Granaten nur noch vereinzelt ein. Aber auch sie finden ihr Ziel. Gerade am Waldeingang liegen zwei tapfere Krankenträger mit ihrer Last im Tode vereint. Nun noch durch einen tiefen Laufgraben und die Meldung ist bei der Brigade.

Eine halbe Stunde später machen die Melder mit neuen Brigadebefehlen denselben Weg wieder zurück.

Es waren prachtvolle Menschen unsere Melder und Fernsprecher. Auf ihnen ruhte letzten Endes die Möglichkeit der Truppenführung im Großkampf. Dessen waren sie sich auch bewußt. Ruhig und entschlossen nahmen sie ihre Befehle entgegen. Ihr Auge blickte den Offizier sicher an und sagte ihm: „Wir vertrauen Dir, daß Du uns nicht unnötig durch dieses Höllenfeuer schickst. Was wir tun können, um die Meldung an ihren Bestimmungsort zu bringen, das werden wir tun." Und sie haben nie versagt.

Hin und wieder, wenn es die abziehenden Granatschwaden gestatteten, setzten auch unsere Lichtsignalstationen ein, die bis dahin ebenfalls auf ihren Plätzen tapfer ausgehalten hatten. Vor allen der Kriegsfreiwillige Unteroffizier Betche, der die auf dem Fort Brimont eingesetzten drei Lichtsignalstationen leitete; er war von Beruf Mechaniker aus Schwerin in Mecklenburg und hat sich in diesen



Schurig



Oblt. Berr



von Schleich-Zarnosz



Lengmann



Franz Schauwecker



Karl Wollingen

schweren Tagen um die Erhaltung der Lichtverbindung besonders verdient gemacht. Einen nicht minder schweren Stand hatten die etwa 100 Meter nördlich des Schlosses von Brimont eingesetzten Fernsprecher und Lichtsignalisten. Das Schloß, längst ein Trümmerhaufen, hatte einen sehr tiefen, massiv gemauerten Keller, in den von unserer Führung einige Kompagnien als Reserve gelegt wurden. Diese Reserven hatten wohl die zahlreichen französischen Flieger, die uns täglich besuchten und uns ihre Grüße von oben heruntersandten, ausgekundschaftet, und demzufolge lenkte die französische Artillerie ihr Hauptaugenmerk auf diesen Keller. Allerschwerstes Kaliber wurde hierauf verschossen, und bald zeigte sich auch, daß der Keller auf die Dauer diesen schweren Geschossen nicht widerstehen konnte. Infolgedessen wurden die Reserven herausgezogen und anderwärts untergebracht. Der Franzose aber schoß nach wie vor mit unheimlicher Wucht dorthin, und gefährdete dadurch immer mehr die oben erwähnte Fernsprech- und Lichtstation, die mit dem Unteroffizier Püschny als Führer und den Mannschaften Gabor, Wolschon und Neubauer besetzt war. Püschny, Kriegsfreiwilliger, der seit Anfang des Krieges ununterbrochen beim Regiment war, stammte aus Berlin und war von Beruf Gärtner. Ein sehr tüchtiger Unteroffizier, der seinen Leuten stets mit gutem Beispiel voranging, und Unbeschreibliches an Mut, Unerschrockenheit und Tapferkeit leistete; er war auch hier unermüdlich tätig, um seinen Trupp immer und immer wieder aufzumuntern, und die Leitungen ständig in Ordnung zu halten. Allerdings konnte er das nur leisten mit diesen prachtvollen Leuten, die, durch sein hervorragendes Beispiel angefeuert, alles einsetzten, um ihre schwere Pflicht zu erfüllen. Was dieser Trupp und die ihn später Ablösenden alles zu ertragen gehabt haben, das läßt sich mit Worten überhaupt nicht schildern. Immer wieder und immer wieder sausten ihnen die Sprengstücke um die Ohren, Tag und Nacht war ihr Unterstand in Gefahr, eingeschossen zu werden, und doch ist von ihnen nie eine Klage laut geworden. Einige Tage, nachdem diese Lichtsignalstation in Betrieb genommen war, ist wohl der Feind darauf aufmerksam geworden, da sie ja direkt zu unserer vordersten Stellung blinkte, also vom Feinde aus leichter erkennbar war, und vom selben Tage an lenkte er sein Artilleriefeuer auf den Waldabhang, an dem die Station eingebaut war. Zum Glück mit wenig Erfolg, wenn auch einige Volltreffer direkt vor den Eingang der Station niedersausten, einer sogar unmittelbar auf dem Unterstand krepierte, ohne jedoch einen größeren Schaden anzurichten. Nur ein großes Loch wurde in die Decke gerissen, das in der folgenden Nacht wieder ausgefüllt wurde. Offenbar hat der Feind den Ort der Station nur vermutet ohne ihn direkt ausfindig zu machen. Immerhin war von diesem Tage an die Station äußerst gefährdet, und ein jeder war heilfroh, wenn die Ablösung kam, und er aus dem unheimlichen Loche heraus konnte. Nicht minder

schwierig war es, diesen Trupp mit Essen und Lebensmitteln zu versorgen, da die Essenträger jedesmal stark beschossen wurden, und so manchesmal ist es vorgekommen, daß wohl die Essenträger bei dem Unterstand ankamen, das von ihnen mitgeführte Essen jedoch infolge des öfteren Hinlegens unterwegs zum Teil ausgeschüttet war. Aber auch da versagte die Kameradschaft nicht; das noch vorhandene Essen wurde unter die Leute redlich geteilt. In solchen Fällen war es schlecht für Leute wie Wolschon, der allein mindestens zwei Kochgeschirre verputzen konnte; der an größere Quantitäten gewöhnte Magen mußte sich dann mal mit einer kleineren Portion benügen. Es war eben Krieg und man konnte nicht wie bei Muttern zu Hause einfach sagen: „Ich bitte noch eine Portion." Aber der Magen ist wie der Mensch ein Gewohnheitstier, und gewöhnt sich auch an kleinere Portionen.

Als nun die Franzosen, in der Meinung, uns durch das schwere Trommelfeuer mürbe gemacht zu haben, endlich zum Angriff vorgingen, da zeigte es sich, was der deutsche Infanterist wert war. Denn im gegebenen Moment erhob sich alles wie ein Mann und der Feind wurde im Nahkampf abgeschlagen. Hier und dort hatte er wohl einige Vorteile errungen, die jedoch für das Ganze ohne Bedeutung waren. Infolge des plötzlich einsetzenden Angriffes konnte der in vorderster Linie untergebrachte Fernsprechtrupp des Unteroffiziers Siegel sich nicht mehr in Sicherheit bringen und wurde von den Franzosen gefangen. Unser armer „Moritz", wie Siegel von allen Kameraden genannt wurde, war und blieb verschwunden, bis wir später aus der Gefangenschaft von ihm hörten. Zu diesem Trupp gehörte auch der Gefreite Steffens aus Westfalen; er versuchte noch nach rückwärts zu gelangen, büßte aber diesen Versuch mit dem Tode, da er hinterrücks von den Franzosen erschossen wurde.

Während des ganzen französischen Angriffs hat unsere Nachrichtenübermittelung vorzüglich gearbeitet.

Mitten in diesen schweren Kämpfen wurde unsere Division abgelöst und wir marschierten nach den Argonnen, wo wir einige Wochen der Ruhe pflegten. Hier wurde nun eifrig an der Vervollständigung des Materials gearbeitet, alle fehlenden Sachen ergänzt, Ersatzleute eingestellt, um die Nachrichtentruppe wieder voll gebrauchsfähig zu machen. Die größte Freude für die Leute war, als kurz nach Eintreffen in Varennes einige zu Gefreiten ernannt, andere für ihr tapferes Verhalten zu Unteroffizieren befördert, wieder andere durch Verleihung des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet wurden. Ebenso groß war der Jubel bei denen, die sich bald darauf anschickten, auf 14tägigen Urlaub zu Muttern zu fahren. Für die Zurückbleibenden gab es dann auch noch eine kleine Überraschung, da es häufig in der Kantine von Varennes gutes deutsches Bier gab, das wir leider allzulange entbehrt hatten.



Fliegertod.

Von † Hans Berr,
damals Oberleutnant und Führer der Jagdstaffel 5.

Ich liege im Bett und träume — halb wachend, halb schlafend. Soeben — 6^{30} früh — hatte ich auf der Turmwache angefragt — Antwort: „Zerrissene Wolkendecke — bis auf 800 m herunter — Flugbetrieb beim Gegner nicht wahrscheinlich — Wind steif aus NO." — So, aus NO.? Und jetzt um 6^{30} früh schon kräftig? Das ist bedenklich — dann hat er über Nacht von West über Nord nach NO. gedreht — binnen Minuten kann der Himmel reingefegt sein. Ein Blick aufs Barometer auf dem Nachttisch: Es ist gefallen — steht fast auf Sturm. Gott sei Dank — in den letzten Tagen war viel los. Also lassen wir noch eine Stunde Ruhe im Schloß. — Andere Seite — Augen zu — Gedanken auf den Ruhepunkt konzentriert — auf die Liebste, die Einzige zu Haus — eine Villa im Schnee — ein Schlafzimmer — ein Bett — ein paar weiche Arme winken aus NO. — NO.? — NO.? — Ach so — der Wind steht ja aus NO. (— wenn ich noch etwas wüßte, was mir ebenso gleichgültig wäre —) — jetzt greifen sie nach mir — schlingen sich um meinen Hals — ein paar rote Lippen nähern sich den meinen — eine warme Brust, ein schlanker Körper drängt sich an mich — — — rrrr — rr — rr — rr — Aber Liebste, was ist denn — — rrrr —. Ich fahre auf — zum Teufel — das Telephon. Ich nehme den Hörer vom Nachttisch: „Hier Turmwache. Es klart rapide auf. Über uns bereits blauer Himmel." Danke bestens, altes Scheusal. — Rrrrr —: „Hier Vermittlung: Flugmeldestelle C — meldet 7^{45} ein feindliches Geschwader von 8 Maschinen von A — auf D —!" Linke Hand Klingelknopf: Bursche. Rechte Hand Telephon: „Geschäftszimmer!" „Sämtliche Motoren sollen laufen! Sämtliche Herren 7^{55} auf den Platz — es ist jetzt 7^{48}! Schluß." Raus aus dem Bett — addio, Liebste — rein in die Sachen. In sämtlichen Zimmern im Schloß — an sämtlichen Gruppenständen auf dem Platz — bei den Werkmeistern — in der Schlosserei — der Waffenmeisterei — Motorenwerkstatt — beim Sanitätspersonal — usw. usw. erhebt sich ein ohrenbetäubender Lärm — die elektrische Starkstromklingel-Alarmeinrichtung rast — Tote werden wach. Dazu heult die Sirene auf dem Turm. — Türenschlagen — Trampeln im Schloß — hastende Gestalten im Park — vorbei am Hundezwinger, Hühnerstall, Gerätehaus, Tennisplatz, Gewächshaus, Gemüsegarten —

7[54] bin ich an der Halle 2 auf dem Platz. Sämtliche Herren sind schon da. „Guten Morgen, meine Herren. 7[45] ein feindliches Geschwader von A— auf D—. 9 Maschinen starten. Ich bitte die und die Gegend zu beachten. Theiller, Sie führen das Geschwader. Ich bitte, die Rangierung zu befehlen. Start sofort. Danke sehr, meine Herren. Hals- und Beinbruch — auf Wiedersehen!" Plin bum—pf —rrum — ist während dieser Worte der letzte Motor neben mir angesprungen. In langer Reihe stehen die Maschinen — kreuz und quer gedreht — damit der Luftzug nicht in die Hallen gefegt wird — sämtliche Propeller laufen — die Motore laufen langsam in gleichmäßigem Ton. — Ich trete nach vorn — ich kann nicht mit — ich habe noch keine Maschine — bitter. — In der Mitte steht der Offizier vom Startdienst mit der roten Flagge und paßt auf. — Die Herren an die Stände — Gesicht eingeschmiert — Sachen an — vermummt, bis kein Stückchen Fleisch mehr schimmert — ran an die Maschine — rauf — rein. Anschnallen! Knüppel, Seitensteuer probiert usw. Mit gräßlichem Brüllen heult der erste Motor auf: Vollgas — die anderen folgen — jede Verständigung auf dem Platz jetzt ausgeschlossen. Gas wird weggenommen — wieder zahm und gemütlich wispern die Motore vor sich hin — anscheinend zahm und gemütlich — der langsam herumhauende Propeller hat immer noch Kraft genug, einen Menschen von oben bis unten in zwei Teile zu spalten. — Rattack — tack — tack — tack schmettert die Probegarbe der ersten Maschine in das zunächst liegende Schießloch — unmittelbar folgen die anderen. Hui—gin reißt ein Querschläger aus — weiß der Teufel, wohin. — Fertig! Der Offizier vom Startdienst hebt die Startflagge — deutet ganz nach rechts — winkt: Ab! Die erste Maschine gibt Gas — rast von dannen — fort. Die nächste! Und so fort alle übrigen. Als letzter steht der Geschwaderführer, Theiller, allein da: er hat am Schluß zu starten. Der Offizier vom Startdienst hebt die Flagge. — „Einen Augenblick" schreit Theiller — nervös trete ich heran „Was ist denn los?" — am rechten unteren Tragdeck noch schnell etwas zu kleben — „schnell doch, schnell" ruft Theiller seinen Monteuren zu — fertig — die Flagge winkt — ich winke mit der Hand — Theiller winkt zurück — er gibt Gas — mehr — die Maschine bewegt sich vorwärts — rechts und links am unteren Tragdeck laufen die Monteure mit — die Geschwaderführerwimpel beginnt zu flattern — mehr Gas — die Maschine passiert die Schießlöcher, die Monteure lassen los — Vollgas — ab! Laut brüllt der Motor — die Maschine schießt vorwärts — jetzt drückt er — der Schwanz geht hoch — jetzt passiert er den Turm — Tempo erst etwa 100 km — hopla hebt er sie ab — drückt sie noch 10, 20 m gerade — hoi — jetzt zieht er und tritt gleichzeitig links etwas ins Seitensteuer und gibt Links-Verwindung — in meisterhafter Kurve schießt der Vogel steil nach oben. Jetzt drückt er wieder — nimmt die Maschine ganz herum — drosselt — und kommt zurück über den Platz

gefegt. Seine Herren oben nehmen Gas weg — stürzen sich herunter — rangieren sich — hängen sich an — jetzt sind sie beisammen die Maschine mit den 2 Wimpeln gibt wieder Vollgas — in tadelloser Gefechtsordnung braust das Geschwader von dannen. — Ich hatt' einen Kameraden. — Die Turmwache notiert: 8[10] Minuten.

8[35]! Das Geschwader schwimmt im Luftraum. Die Motore rasen gleichmäßig — das Brüllen kommt nicht mehr zum Bewußtsein. Die Luft ist ruhig — der Wind bläst gleichmäßig aus Nordost. Das Geschwader durchrast im 150 km-Tempo den Raum — es ist „auf Jagd". 18 Augen suchen aufmerksam umher — vorwärts, rückwärts, oben, unten — die Maschinen sind dazu in leise Pendelbewegung gesetzt — um nach unten und rückwärts sehen zu können — ohne dabei aus Geschwaderverband oder außer Kurs zu kommen — 5 Sekunden Unaufmerksamkeit kann Tod bedeuten. — 8[40] Minuten. Kurs: Süd-Nord. Der Höhenmesser des Geschwaderführers zeigt 3800 m. Vom Feinde nichts weit und breit. Da plötzlich — auf etwa 15 km rechts vorwärts Sprengwolken — Fliegerbeschießung — weit auf unserm Gebiet, also feindliches Geschwader da — die Sprengwölkchen setzen sich schnell fort Richtung Ost, also fliegt der Gegner noch zu uns hinein, ist noch nicht auf dem Rückfluge. —

Und kommt die Früh im blut'gen Kleid —
Gott grüß' Dich, grimmer Schwerterstreit
Dann magst Du, Tod, zum Reigen
Uns geigen. —

Die Maschine des Geschwaderführers dreht etwas nach rechts — nimmt die Nase tiefer: der Geschwaderführer „drückt". Das Geschwader tut sofort desgleichen — alles sieht die Sprengwolken — alles „drückt". Wie eine wilde Meute stürmt das Geschwader vorwärts. Die Augen hängen am Tourenzähler — der zeigte noch eben gemütlich 1300 bis 1360 Touren — jetzt ist er langsam hochgeschlichen auf 1500 Touren. Vorsicht — wieder etwas anziehen die Maschine — daß keine Kabel reißen — sie pfeifen schon laut — das Tempo dürfte jetzt 200 km betragen. Der Tourenzähler des Geschwaderführers geht jetzt auf 1600 — er bekommt etwas Abstand vom Geschwader. Jetzt ist er auf 5—6 km an den Sprengwolken — jetzt erkennt er den Gegner: Englisches Geschwader von 8 Maschinen. Er zieht am Drücker der Pistole vor sich — ein Sternsignal erscheint in der Luft: Angriff — „Diesseits einverstanden" denkt hinten der jüngste Leutnant und schaltet die Maschinengewehre ein — dann pumpt er schnell noch etwas Druck, denn das Manometer zeigt nur 1 Atmosphäre. So! — Die Engländer haben den Angriff mittlerweile erkannt und Richtung „zurück zur Front" genommen, um sich dem Angriff zu entziehen. Es ist zu spät — sie sind gestellt. — Der Geschwaderführer hat mittlerweile seinen Abstand vom Geschwader noch vergrößert — er hat die beste Maschine — um mehrere 100 m voraus rast er allein als erster an den Feind. Das Geschwader

hinterher. — Die Maschine mit den 2 Wimpeln ist jetzt auf 1 km heran — 1 km beim 200 km-Tempo — also ist er in etwa 20 Sekunden am Feind — der fliegt etwa 300 m tiefer und erwartet — gewissermaßen in der Verteidigung — den Angriff. Théiller nimmt Gas weg und stellt die Maschine steil auf die Nase — jetzt reißt er sie hoch und gibt wieder Gas — jetzt nimmt er den obersten Gegner ins Auge — er ist jetzt etwa ebenso hoch wie der, der von ihm wegfliegt. 300 m — 250 — 200 m — jetzt Achtung — Maschine etwas in die Kurve, um dem Gegner nicht in die Visierlinie und in die Geschoßgarbe zu fliegen — 150 m — er erkennt jetzt den feindlichen Beobachter — der hat den Kopf an seinem Gewehr, das auf den Angreifer zeigt — 100 m — aus dem Rohr des Gegners schlägt ein scheußlicher schweflich-grün-gelber Phosphorstrahl — hei, pfeift's am Ohr vorbei — ein eklicher Phosphorgestank steigt in die Nase — schieß nur, Schurke — Visierlinie — so, noch etwas links — etwas kürzer — so — etwas Gas weg — das Tempo ist zu groß — zu wenig Zeit zum Schießen — so — 50 m. — Die Daumen berühren die Maschinengewehr-Abzugsdrücker — wollen drücken — — — hui — hui — zin — eine Sekunde zu früh haut eine neue Garbe des Gegners herüber — schlecht gezielt, sehr schlecht — nur ein Geschoß trifft den Motor — stellt sich quer — rumms — mit wütender Gewalt wird Théiller ein Zentner schwerer Stein auf die Brust geworfen — getroffen! Blitzschnell nimmt er seine Maschine weg — nimmt Gas weg — stellt sie auf die Nase, stürzt sich nach unten — zieht an — gleitet — weiß Gott, das Biest hat getroffen — na 's ist aber ja wieder mal gut gegangen, denn du lebst ja noch mit Gottes Hilfe — denkt Théiller — Brust scheint bloß gestreift zu sein, aber am Arm und an der Schulter läuft's eklich heiß herunter — geben wir mal Gas, ob mein schöner Motor heil ist — jawohl, Gott sei dank — nun aber runter — Höhenmesser zeigt noch 3000 m — noch so hoch, scheußlich — bei diesem Blutbach — also Gas weg — gleiten — so — — — Gott, wie schön sich das heute gleitet — so ne schöne große Spirale ist doch was wundervolles — und wie die Sonne scheint — wie einem manchmal irgendwas Alltägliches besonders auffällt — 2000 m — 1500 m — 1000 m — ich werde ein paar Tage auf Urlaub fahren — Donnerwetter, etwas angreifend ist der Blutverlust doch — ich werde nachher einen Kognak trinken — 500 m — so, gleich sind wir unten — 300 m — mein liebes liebes Mädel wird sich schön freuen, wenn ich auf Urlaub komme — 200 m — zum Teufel, warum ziehst du mir denn plötzlich so am Höhensteuer, guter Vogel — ich kann dich ja kaum noch halten — seit wann bist du denn so kopflastig — na komm' nur wieder hoch — so — so — 100 m — ist das schön bei meiner kleinen Frau — sie ist so lieb — so warm — so weich — so über alle Maßen zärtlich ist sie — so beruhigend ist's, mit ihr, an ihr zu schlafen — 50 m — schlafen — schlafen — schlafen — schlaf . . . .

8[10] Minuten. Ich trete zu Theillers Monteuren: „Warum war die Maschine nicht fertig?" „Wir hatten am rechten unteren Tragdeck das und das noch gesehen und waren nicht ganz fertig geworden." „Das hätte früher geschehen können. Wenn mir das nochmal (!) vorkommt, gibt's ein Unglück. Euch ist's egal, ob die Herren oben Großmütter werden, bis der Geschwaderführer zum Starten kommt!"

10[05] Minuten. Ich stehe an Halle 2. „Das Geschwader kommt zurück — nur 7 Maschinen" tönt's laut vom Turm herunter. Nur 7? Nun — die fehlenden zwei werden hoffentlich noch nachkommen. — „Drei" schreit der Turmwachthabende. Die Monteure der Maschine „3" laufen über den Platz — in eleganter Spirale kommt die „3" angetänzelt — bis 50 m über den Boden — jetzt wird sie gerade genommen — noch etwas gedrückt — hui — laut pfeifend und zischend kommt sie über die Hallen gefegt — Richtung Mittelpunkt der Erde — jetzt wird sie aufgerichtet — so — noch etwas mehr — so — schwebt parallel zum Boden — jetzt wird der Schwanz runtergenommen — noch mal etwas hoch — wieder runter — die Maschine senkt sich — berührt den Boden — rollt — steht. Jetzt wird wieder Gas gegeben — die zwei hingeeilten Monteure packen an — die Maschine dreht — kommt schwerfällig zu den Hallen gerollt. Halt. Frühzündung wird weggenommen — wumtata — wumtata — wumtata stampft sich schüttelnd der Motor — pff mit befriedigtem Fauchen steht er still, nachdem Zündung weggenommen war. — — „7" hallt's vom Turm. Jetzt „A". Es folgen „2", „9", „B", „E", „4". — „Schluß" teilt er uns mit. „Wer fehlt?" „1" und „5", Leutnant Theiller und Offizierstellvertreter L. — Die Herren haben sich aus den Maschinen und Sachen geschält, treten heran. „Großes englisches Geschwader angegriffen — da und da — 8[40] Minuten eine feindliche Maschine abgeschossen — so und so usw." meldet Leutnant X. Noch ein weiterer Abschuß — brennend — aus dem englischen Geschwader ergibt sich. „Aber auch eine deutsche Maschine ist abgestürzt" meldet Leutnant Y. Großer Gott — wer? — Rrrr klingelt das Telephon in Halle 1: „Offizierstellvertreter L. da und da wegen angeschossener Maschine glatt gelandet." „Danke". Also Theiller — armer lieber Kerl. — Rrrr klingelt es wieder: „Hier xte Division da und da. Ein Leutnant Theiller X 5 hier abgestürzt aus 50 m Höhe. Maschine gänzlich unkenntlicher Trümmerhaufen — Leutnant Theiller völlig zerschmettert; — hat Brustschuß, der die Armschlagader rechts aufriß — Tod oder tiefste Bewußtlosigkeit muß bereits vor dem Sturz eingetreten sein. Unser aufrichtiges Beileid"! — — —

Helden reiten gen Walhall —
Grüß' mir droben, guter Kamerad —

Kritische Tage an Bord S. M. S. „Möwe".

Von Korvettenkapitän a. D. und Flügeladjutant Nikolaus Graf zu Dohna.

Bis zum März 1917 hatte die „Möwe" Glück gehabt. Bei der ersten Reise im Jahre 1915/16 hatte sie achtzehn Schiffe genommen, und auf der zweiten, die im November 1916 begonnen hatte, bis zum März des Jahres 1917 waren ihr bereits zwanzig Dampfer zum Opfer gefallen. Es war geglückt, jedes einzelne der feindlichen Schiffe vollständig zu überraschen und, falls es sich widersetzen wollte, im Nahkampf auf wenige hundert Meter in kürzester Zeit niederzukämpfen. Mit einem Schiffe wie die „Möwe", das keinerlei Panzer oder sonst irgendeinen Schutz hatte, war man darauf angewiesen, den Gegner zu überraschen. Wollte man sich auf ein Feuergefecht auf größere Entfernungen einlassen, so würde man wohl mit Sicherheit die meist schwach armierten Handelsschiffe zu guter Letzt niederkämpfen, aber jeder einzige unglückliche Treffer, selbst kleinen Kalibers, den der Gegner der „Möwe" beigebracht hätte, konnte diese kampfunfähig machen, ja vielleicht überhaupt vernichten.

Angenommen, eine Granate detonierte in der Maschine und beschädigte dort Hauptteile, so wäre die „Möwe" bewegungslos geworden und es wäre mir nichts weiter übrig geblieben, als das Schiff zu versenken und den Versuch zu machen, in Booten das nächste Land zu erreichen. Oder hätte eine Granate im Vorschiff, wo die Mannschaftsräume mit Holzwänden eingerichtet und wo fast sämtliche Vorräte und die Munition untergebracht waren, einen Brand verursacht, so wäre eine Rettung kaum mehr möglich gewesen. Daher mußte es meine Taktik sein, den Gegner zu überraschen und, falls er sich zur Wehr setzen wollte, im Nahkampf so schnell als möglich niederzukämpfen, ehe es ihm gelang, von seinen Waffen überhaupt Gebrauch zu machen. Zu diesem Zweck war das Schiff äußerlich so verkleidet, daß es aussah wie ein gewöhnliches Frachtschiff der Entente. Diese waren meist von oben bis unten schwarz angemalt, um in der Nacht möglichst ungesehen durch die Uboot-Sperrzonen zu kommen. Die in den Tropen verkehrenden Schiffe hatten meist die Aufbauten weiß gemalt, der Hitze wegen. Danach richteten wir uns eben auch. In den nordischen Gewässern erschienen wir schwarz, in den Tropen legten wir uns weiße Aufbauten zu. Allerhand Versatzstücke änderten im übrigen das Aussehen, je nachdem die Umstände es erforderten. Eine englische Zeitung behauptete später ein-

mal, wir müßten einen sehr geschickten Regisseur von Reinhard an Bord haben. Sehr erleichtert wurde das Unkenntlichmachen dadurch, daß es während des Krieges allgemein üblich war, gar keine Flagge zu setzen. Bei Annäherung an den Gegner blieb nur noch übrig, Fahrt und Kurs so einzurichten, daß ihm dabei nichts auffallen konnte. Darauf wurde allergrößte Sorgfalt verwendet, und ich kann wohl sagen, daß wir in der Kunst, uns harmlos dem Gegner zu nähern, im Laufe der Zeit eine gewisse Geschicklichkeit erreicht hatten. Denn wäre es notwendig gewesen, in Sichtweite des Gegners Fahrt oder Kurs zu ändern, so hätte dieser sofort Verdacht geschöpft und entweder zu entkommen versucht, oder er hätte sich auf große Entfernung auf ein Gefecht eingelassen, was ich aus den oben gesagten Gründen unter allen Umständen vermeiden mußte.

Die Neutralen waren durch Aufmalung der Nationalfarben auf die Bordwand schon von weitem kenntlich und wurden meist ganz unbehelligt gelassen. Kam jedoch ein Schiff ohne Flagge und Abzeichen in Sicht, so wurde es angesteuert, da es mit Sicherheit als der Entente gehörig angenommen werden konnte. Um nun ganz nahe heranzukommen, wurde dasselbe meist noch durch ein anscheinend versehentlich ungeschicktes Manöver kurz vor dem Passieren zum Ausweichen gezwungen. In dem Augenblick, wo dann der Gegner abdrehte, wurde auch mit der „Möwe" abgedreht, so daß nunmehr beide Schiffe dicht nebeneinander zu liegen kamen. Jetzt war der Moment gekommen, die deutsche Kriegsflagge zu setzen und alle Maskierungen der Geschütze und Torpedorohre fallen zu lassen, sodaß in den meisten Fällen dem Feinde nichts anderes übrig blieb, als sich zu ergeben. Bei dem geringsten Anzeichen eines Widerstandes, z. B. wenn man drüben Mannschaften an die Geschütze laufen sah, oder wenn zu bemerken war, daß der Gegner seine Fahrt beschleunigte, wurde sofort ein Warnungsschuß abgegeben, und wenn dann nicht deutlich zu erkennen war, daß der feindliche Kapitän sein Schiff zum Stehen bringen und keinerlei Widerstand leisten wollte, wurde mit allen Geschützen zunächst einmal das Geschütz zusammengeschossen, das die Engländer meistens auf dem Achterdeck aufgebaut hatten. Wenn der Feind versuchte, durch Funksprüche Hilfe herbeizuführen, wurde auch die Funkenbude zusammengeschossen, sodaß der Gegner meist in wenigen Minuten kampf- und wehrlos war. In dieser Beziehung konnte ich mich auf die guten Schießleistungen meiner Geschützführer durchaus verlassen. Natürlich gab es verschiedene Variationen. Begegnungen bei Nacht kamen auch vor. Da war natürlich besondere Vorsicht geboten, aber durch die Aufmerksamkeit der Besatzung und mit Hilfe meines guten Scheinwerfers war es mir gelungen, auch nachts einige Schiffe zu überraschen.

Bei der ersten Reise war ich noch einigen feindlichen Schiffen begegnet, die nicht armiert waren. Bei der zweiten Reise nur sehr

wenigen. Meist hatten die größeren Schiffe eine 12,5 oder eine 16 cm-Schnelladekanone auf dem Achterschiff stehen.

Also wie schon gesagt, bis zum März 1917 war diese Überraschungstaktik mit Erfolg durchgeführt worden, und noch nicht eine Granate war auf der „Möwe" eingeschlagen. Die Mannschaft hatte anscheinend das Gefühl, als ob es ganz selbstverständlich wäre, daß das immer so glückte. Ich war mit dem Navigationsoffizier und dem Steuermann vielleicht der einzige, der wußte, wie genau die Berechnung vorher gemacht werden mußte, damit es keinen Mißerfolg gab. Allergrößte Aufmerksamkeit vor dem Insichtkommen war eins der Haupterfordernisse. Dabei ist zu bedenken, daß wir manchmal vierzehn Tage lang nicht eine Rauchwolke zu sehen bekamen. Trotzdem durften die Ausguckposten niemals erlahmen; davon hing alles ab. Kam dann eine Rauchwolke, oder Mastspitzen über dem Horizont in Sicht, dann durfte kein Wölkchen mehr aus unserem Schornstein kommen, denn sonst waren wir verraten. Mit äußerster Genauigkeit mußte navigiert werden und mußten die Berechnungen über Kurs und Fahrtgeschwindigkeit des Gegners angestellt werden, denn ein einziger Fehler konnte alles verderben. An dem Gelingen war jeder einzelne beteiligt, das wußte auch ein jeder an Bord, und der genauen Arbeit aller Beteiligten ist es zu verdanken, daß das Glück bei uns blieb.

Der Anfang des März 1917 findet uns Nord-West steuernd einige hundert Meilen westlich von den Azoren. Die Passatzone liegt schon hinter uns. Wir kommen in starke Westwinde hinein. Der bisher wolkenlose Himmel bezieht sich, vor uns türmt sich eine dicke graue Wand auf. Dort werden wir das uns wohl bekannte Sturmwetter des Nordatlantik finden. Der weiße Tropenanzug wird umgetauscht mit dem blauen Winterzeug. Die ruhigen Zeiten sind vorüber, das Schiff fängt wieder an zu schaukeln, die Sonne verschwindet mehr und mehr, und bald sind wir drin im dicksten Regenwetter und starken Nordweststurm. Die Kälte nimmt schnell zu. Am 10. März stehen wir auf der Höhe der Neufundlandbank. Es ist dicker Nebel geworden, ein Wetter, das ich garnicht liebe. Hier nützt keine Aufmerksamkeit mehr, jeden Moment muß man auf überraschende Begegnung mit Schiffen gefaßt sein, denen man lieber ausweichen würde. Geschütze und Torpedorohre bleiben dauernd besetzt, man weiß nicht, wer da plötzlich aus dem Nebel auftauchen kann. Es ist Mittag 1 Uhr, ich habe eben zu Mittag gegessen und gehe danach wie gewöhnlich auf die Brücke. Mit langsamer Fahrt und wechselnden Kursen wird gesteuert. Wir stehen gerade auf der Verbindungslinie Neuyork—Englischer Kanal, und ich hoffe, hier noch gute Beute zu machen. Durch den dicken Nebel hindurch glaube ich an der Backbordseite einen Augenblick einen grauen Schiffskörper erkannt zu haben, der gleich hinter der dicken Nebelwand verschwindet. Ich lasse hart Backbord

drehen und den Maschinentelegraph auf „äußerste Kraft voraus" legen, um das Ding aus der Nähe anzusehen. Während wir gerade den Dreh aufgenommen haben, vertreibt der Wind die dicke Nebelwand, und ganz deutlich ist auf etwa 3000 Meter ein großer Dampfer mit 1 Schornstein zu erkennen, ganz schwarz gemalt, ohne Flagge, nach der äußeren Form offenbar ein Engländer.

Zweifellos hat er bemerkt, daß ich den Kurs änderte, um ihm zu folgen. Jedenfalls dreht auch er ab, und ich kann erkennen, daß er seine Geschwindigkeit erhöht, um uns auszuweichen. Das ist selbstverständlich, denn er befolgt die funkentelegraphische Warnung, die seit drei Monaten täglich zweimal in englischer und französischer Sprache über alle Weltmeere geht und etwa folgendermaßen lautet:

„Feindlicher Kaper gesichtet (folgt Datum, letzter Ort der Sichtung und Beschreibung) ist wahrscheinlich sehr schnell. Vorsicht!"

Das war übrigens nicht die einzige Vorsichtsmaßregel, die uns zu Ehren getroffen war. Ich habe später erfahren, daß viele Häfen der englischen Kolonien im Atlantik während des Winters 1915/16 und 1916/17 über Nacht abgeblendet wurden aus Furcht, die „Möwe" könnte sich den Spaß machen, einen dieser Häfen während der Nacht zu beschießen, was mir natürlich garnicht einfiel. Ein solcher Streich hätte nur dazu gedient, dem feindlichen Kreuzergeschwader, das die Aufgabe hatte, uns einzufangen, auf unsere Spur zu verhelfen. In diesem Falle war die Angst vor einer Beschießung wertvoller, als eine Beschießung selbst.

Nun zurück zu unserem Gegner. Das Schiff, ein Dampfer, der erheblich größer war als die „Möwe", lief mit größter Fahrt gegen den starken Sturm und die hohe See, die von Nordwest kam, an und es hieß nun, schnell einen Entschluß fassen, was zu machen sei. Ließ ich ihn laufen, konnte ich sicher sein, daß er, sobald ich außer Sicht gewesen wäre, funkentelegraphisch unsere Begegnung gemeldet hätte, denn mein Manöver konnte ihm keinen Zweifel lassen, mit wem er es zu tun hatte. Hätte ich sofort das Gefecht begonnen, so wären die Treffmöglichkeiten recht gering gewesen, denn bei der Verfolgung mit hoher Fahrt machte die „Möwe" sehr viel stärkere Bewegungen, als der größere Gegner, der fast ganz ruhig lag. Außerdem hätte ich nur das vorderste Geschütz ins Feuer bringen können, da ich ihn ja direkt verfolgen mußte, und wäre dem Gegner artilleristisch garnicht überlegen gewesen, denn ich konnte eine größere Schnelladekanone auf seinem Achterschiff erkennen. Ich beschloß also auf 2000 Meter heranzugehen, um ihn dann mit drei Geschützen und wenn nötig mit Hilfe der Torpedos möglichst schnell zu vernichten. Das alles waren Überlegungen eines Augenblicks. Ich ließ den Ingenieur heraufkommen um ihn über die Lage aufzuklären, damit das Maschinenpersonal und die Heizer orientiert wurden. Sie sollten alles daran-

setzen, um die höchste Geschwindigkeit zu erreichen, damit wir den Gegner noch vor Dunkelwerden einholten. Es begann nun eine regelrechte Jagd gegen die hohe See an. Ungeheure Sturzseen brachen über das Vorschiff und über die Brücke und hielten uns sehr auf, währenddessen der tiefgeladene feindliche Dampfer fast ganz ruhig lag. Zeitweise erschien die Verfolgung aussichtslos. Die laufenden Messungen ergaben langsam zunehmende Entfernung. Nach einer Stunde hatte der Gegner einen Vorsprung von etwa 4500 Meter. Inzwischen war aber bei uns der Dampf hochgebracht und die „Möwe" fing an, ihre höchste Geschwindigkeit zu entwickeln. Groß war meine Freude, als der Entfernungsmesser meldete, daß die Entfernung sich langsam verminderte. Gegen 1/24 Uhr waren wir nur noch 3500 Meter entfernt und in der folgenden halben Stunde kamen wir schnell näher. Als wir auf 2200 Meter heran waren, ließ ich sämtliche Geschützführer auf die Brücke kommen, zeigte ihnen das Hauptziel, das feindliche Geschütz, schärfte ihnen nochmals ein, daß alles davon abhing, dieses Geschütz so schnell wie möglich außer Gefecht zu setzen, da von einer Überraschung nicht mehr die Rede sein konnte. Durch das Glas konnte man deutlich erkennen, daß der Gegner das Geschütz besetzt hielt und einen größeren Vorrat von Munition herangeschafft hatte. Auf 2000 Meter herangekommen, legte ich die „Möwe" auf einen Kurs, der den drei Geschützen an Steuerbordseite zu feuern ermöglichte, ließ alle Maskierungen fallen, setzte die Kriegsflagge und das Flaggensignal mit dem Befehl für den Gegner, sich zu ergeben, und feuerte gleichzeitig einen Warnungsschuß.

Wie ich erwartet hatte, wurde der Warnungsschuß von der anderen Seite sofort mit einem scharfen Schuß beantwortet, der aber über unsere Köpfe hinwegging. Ich gab jetzt nur noch dem Artillerieoffizier den Befehl: „Feuer eröffnen" und ließ nun den Dingen ihren Lauf. Nachdem der Artillerieoffizier bereits mit der zweiten Salve die richtige Entfernung ermittelt hatte, gab er Befehl: „Schnellfeuer!" und wie ich das gewohnt war, zeigten auch diesmal die Geschützführer was sie konnten. Schuß auf Schuß schlug in das feindliche Achterschiff ein, in unmittelbarer Nähe des feindlichen Geschützes, jedoch zunächst ohne das Geschütz selbst, oder die Bemannung zu treffen. Auch der Gegner feuerte mit guter Geschwindigkeit, aber zunächst mit geringem Erfolg. Im Laufe des Gefechts konnte ich 37 Granaten in das feindliche Achterschiff einschlagen sehen. Nach einem dieser Treffer war deutlich zu erkennen, wie die Bemannung des feindlichen Geschützes über Bord geschleudert wurde. Das Geschütz wurde bald darauf wieder besetzt und der Gegner feuerte weiter.

Auf der „Möwe" schlug eine Granate auf dem Vorschiff ein, eine andere dicht unter der Brücke und eine dritte zertrümmerte

einige Geräte auf der Brücke selbst. Während des Gefechtes bekam ich aus der Maschine die Meldung, eine Granate sei im Kohlenbunker detoniert und habe eine Explosion der Kohlengase verursacht, infolge derer sämtliches Personal im Bunker und vor den Kesseln wegen Brandwunden außer Gefecht sei. Ein Maschinenmaat und ein Heizer seien gefallen, der größte Teil sehr schwer verbrannt, die Ersatzmannschaft sei bereits an den Kesseln, sodaß die Maschinen weiterarbeiten, und das Gefecht fortgesetzt werden konnte. Aus dem Hinterschiff, in dem der große Gefangenenraum lag, der augenblicklich mit etwa 400 Gefangenen besetzt war, kam die Meldung, daß der Raum dicht voll Qualm sei, die Gefangenen hätten versucht zu meutern und auszubrechen, der Raum sei jetzt mit der Panzertür verschlossen, jedoch läge Gefahr vor, daß die Gefangenen in dem dicken Qualm erstickten. Letztere Meldung wurde öfters wiederholt und dringlicher gemacht. Hätte ich jetzt, mitten im Gefecht, die Gefangenen herausgelassen, so wäre kein Zweifel gewesen, daß sie versucht hätten, sich des Schiffes zu bemächtigen, denn alle Mann waren auf Gefechtsstation, und ich hätte keine besondere Gefangenenbewachung stellen können. Also es blieb mir garnichts anderes übrig, als den Befehl zu geben: die Türen bleiben geschlossen, und ich will keine weitere Meldung über den Gefangenenraum haben, bis das Gefecht beendet ist. Nach etwa 20 Minuten wurde beobachtet, daß der Gegner achtern anfing zu sinken, außerdem stiegen dicke Qualmwolken aus dem Hinterschiff hervor; es war zu erkennen, daß ein großer Brand dort entstanden war. Das Geschützfeuer wurde langsamer und hörte schließlich ganz auf. Außerdem konnten wir sehen, daß die Rettungsboote drüben klargemacht wurden. Ich gab nunmehr den Befehl: „Feuer einstellen und die Maschine stoppen!" Der Gegner war niedergekämpft.

Inzwischen bekam ich genauere Meldungen über die beiden schweren Treffer, die wir bekommen hatten. Die Granate, die das Vorschiff getroffen hatte, war durch das ganze Schiff hindurchgegangen, hatte einen Unteroffizier und einen Mann getötet, war nahe der Bordwand der entgegengesetzten Seite detoniert und hatte dort ein großes und mehrere kleinere Löcher gerissen, durch welche Wasser in so großen Mengen eindrang, daß das Schiff schon begann, vorn tiefer zu gehen. Es war ungeheuer schwierig an das Leck selbst heranzukommen, da der Raum, in dem es sich befand, unter Wasser stand. Es war auch nicht möglich, von außen ein Lecksegel anzubringen, um so die Löcher zu stopfen, da der hohe Seegang ein Arbeiten außerhalb des Schiffes verhinderte. Zwar machte Leutnant v. Helmholz mit einem Matrosen wagehalsige Versuche, dem Leck von außen beizukommen, doch mußten beide schließlich gänzlich erschöpft wieder binnenbords geholt werden. Inzwischen war ein großer Balken in der Form des größten Lecks

zugehauen und nach außerordentlich mühsamen Versuchen war es gelungen, ihn in das Leck einzurammen, sodaß weiteres Einströmen großer Wassermengen zunächst verhindert wurde. Es war aber auch die höchste Zeit, denn schon war das Vorschiff bis zum Oberdeck gesunken und es hätte garnicht viel gefehlt, dann wäre es uns ebenso gegangen, wie allen unseren bisherigen Gegnern, nur mit dem Unterschied, daß kein Schiff in der Nähe war, um uns aufzunehmen.

Während die Versuche gemacht wurden, das Leck zu stopfen, war die übrige Mannschaft dazu abgeteilt worden, das Feuer zu löschen, das infolge der Explosion der Granate im Bunker entstanden war. Wegen des starken Qualms war es, trotz todesmutiger Versuche der Löschmannschaft nicht möglich, bis an den Herd vorzudringen. Das Feuer griff immer mehr um sich. Aus allen Ventilatoren des Mittelschiffes kamen zunächst starke Qualmwolken, bald auch helle Flammen hervor. Die Lage sah recht bedenklich aus. An ein direktes Löschen war nun garnicht mehr zu denken; es mußte der Versuch gemacht werden, das Feuer zu ersticken. Die vom Feuer ergriffenen Räume wurden zunächst von der Luft abgeschnitten und Dampf hineingelassen.

Endlich kam ich nun dazu, die Verwundeten zu besuchen. Ein trauriger Anblick bot sich mir. Vor der Offiziersmesse lagen sie in langen Reihen nebeneinander aufgebahrt, über 40 Mann, über und über schwarz von Brandwunden, darunter zahlreiche Inder, die in den Bunkern beschäftigt gewesen waren, von den Weißen garnicht mehr zu unterscheiden. Es ist allgemein bekannt, daß Brandwunden das schmerzhafteste ist, was es gibt, doch habe ich nicht von einem der Verwundeten einen Laut der Klage gehört; dagegen drückte mir jeder seine Freude aus, daß der Kampf glücklich beendet sei und wollte mir weismachen, daß seine Wunden garnicht weiter schlimm wären. Der Arzt sagte mir zwar gleich, daß vier der Verwundeten nahezu hoffnungslos seien. Zu regelrechter Behandlung so zahlreicher Brandwunden fehlten uns ja auch genügende Mittel. Die Kommandantenkajüte und die meisten Offizierskammern wurden in Krankenräume umgewandelt und alles wurde versucht, um den armen Verletzten ihre Leiden erträglich zu machen. Dieses wurde besonders dadurch erschwert, daß das Schiff in dem hohen Seegang entsetzlich hin und her geworfen wurde, sodaß es notwendig war, die Verwundeten fest zu binden, damit sie wenigstens einigermaßen ruhig liegen konnten. Die 25 Inder waren teils auch recht schwer verbrannt. Man konnte hier recht den Unterschied der Rassen betrachten. Die armen Kerls jammerten furchtbar und winselten unaufhörlich Gebete. Es ist natürlich etwas anderes, ob man für die eigene gute Sache leidet, oder für Fremde. Aber auch die Gesundgebliebenen hatten sich während des Gefechtes nicht gerade als Helden benommen. Es wurde

mir später erzählt, daß sie schon nach den ersten Schüssen in den Rettungsbooten saßen und Allah anriefen. Während der nächsten Tage waren sie wie umgewandelt; sobald eine Rauchwolke in Sicht kam, oder nur irgend jemand schneller als gewöhnlich lief, stürzten sie aus ihren Räumen heraus in die Boote. Erst allmählich fanden sie ihre alte Ruhe wieder.

Bei eintretender Dämmerung lagen die beiden Schiffe, die sich vor kurzem bekämpft hatten, ungefähr 1000 Meter voneinander in der hohen See treibend, beide in dicke Qualmwolken gehüllt. Bei uns waren alle Mann damit beschäftigt, die Lecks gründlich zu stopfen, das Feuer zu löschen und die große Zahl der Verwundeten zu verbinden. Die „Otaki" war längst von ihrer Mannschaft verlassen, drei Boote suchten sich offenbar der „Möwe" zu nähern. Die Besatzung hielt anscheinend den brennenden Gegner immer noch für sicherer, als ihre Boote, die bei dem hohen Seegang gewiß keinen angenehmen Aufenthalt boten. Ich gab Befehl auf die Boote zuzuhalten; sobald wir in die Nähe des ersten kamen, hielten die Insassen die Hände hoch und fingen ein fürchterliches Hilfegeschrei an. Sie wurden übergenommen, ebenso retteten wir die Besatzungen der beiden anderen Boote, die wir allerdings erst mühsam suchen mußten, da es unterdessen schon vollkommen dunkel geworden war. Der Kapitän der „Otaki" und etwa 20 Mann sind während des Gefechtes gefallen. Im ganzen wurden etwa 100 Mann, darunter ungefähr 20 zum teil schwer verwundete, übergenommen, bei dem hohen Seegang eine Arbeit von mehreren Stunden.

Die „Otaki" sank um 7 Uhr; es wurde bei uns kaum bemerkt, da alles mit Leckstopfen und Feuerlöschen vollauf beschäftigt war. Der Brand auf der „Möwe" nahm unterdessen dauernd an Umfang zu, von allen Seiten kamen alarmierende Meldungen: „Der Qualm dringt durch", „die Wände werden heiß", „die Decks fangen an sich durchzubiegen", „die Farbe fängt an zu brennen", „die Korkfüllung zwischen den Wänden fängt an zu schwelen" usw. Überall war dringend sofortige Hilfe erforderlich. Das ging so bis 1 Uhr nachts. Allmählich gelang es jedoch, das Feuer in dem Bunker, in dem es entstanden war, zu konzentrieren. Die Hälfte der Mannschaft wurde schlafen geschickt, auch ich habe von 1 bis 6 Uhr im Kartenhaus geschlafen. Dafür, daß unter mir ein Feuer brannte und dicker Qualm mit Dampf gemischt auf der Brücke stand, sogar noch recht gut. Unter Leitung von Offizieren wurden die Löscharbeiten fortgesetzt; ich konnte mich, wie immer, darauf verlassen, daß jeder Mann aufs äußerste seine Pflicht erfüllen würde. Mehr wie je wußte wohl auch jeder einzelne an Bord, daß es um das Leben ging.

Bei Hellwerden sah die Lage ganz günstig aus; der Qualm hatte nachgelassen, es schien so als ob das Feuer erstickt sei.

Ich gab nunmehr Befehl den Dampf in dem brennenden Raum abzustellen, um untersuchen zu können, ob das Feuer tatsächlich erloschen war. Alle Schläuche wurden klar gemacht und dann die Luken zur Brandstelle geöffnet. Zuerst sah alles gut aus, nur der abströmende Dampf kam heraus, dann konnte aber bald durch ein Loch in einer Wand eine helle Flamme beobachtet werden. Der leitende Maschinist sah nunmehr die Lage als hoffnungslos an. Viel Aussicht auf Rettung hatte ich jetzt auch nicht mehr; jedenfalls war es mir klar geworden, daß mit Dampf das Feuer nicht klein zu kriegen war. Ich gab daher den Befehl: „Dampf abstellen", um nochmals zu versuchen, dem eigentlichen Feuerherd zu Leibe zu gehen. Die Luken wurden wieder geschlossen, es wurde bald beobachtet, daß sich die Steuerbordwände abkühlten und die Hauptkitze sich an einer Stelle dicht an der Backbordwand entwickelte. An dieser fing die Farbe von neuem an zu brennen. Ebenso die Backbordseite der Wand vor dem Bunker; wenn das nicht zu verhindern war, dann war es überhaupt vorbei. Vor dem Bunker waren alle Wände aus Holz; Sprengmunition und andere Munition, die dort lag, wurde beschleunigt an Deck gebracht und die Holzwände, die an die Bunkerwand stießen, soweit es ging, weggerissen. Stundenlang arbeiteten die Mannschaften in Rauchhelmen im dicksten Qualm und größter Hitze. Viertelstündlich wurde eine neue Mannschaft zur Ablösung vorgeschickt, bis es gelungen war, die Ausbreitung des Feuers auf das Vorschiff zu verhindern. Nachdem nun der eigentliche Herd mit ziemlicher Sicherheit festgestellt war, wurden darüber mit dem Sauerstoffschneideapparat Löcher in das Deck gebrannt und durch diese von oben Wasser gegeben. Der Erfolg blieb nicht aus. Nach einigen Stunden konnten die ersten Löschmannschaften in den Raum, um das Feuer direkt zu bearbeiten. Es wurde festgestellt, daß große Kohlenhaufen im obersten Bunker, außerdem der ganze Vorrat an Kohlenkörben und Kohlensäcken abgebrannt waren. Ferner war der Wohnraum der Inder zum großen Teil ausgebrannt; die Kleider und das Bettzeug der Inder hatten den starken Qualm verursacht. Daß nicht die gesamten Kohlenvorräte in Flammen aufgegangen waren, ist kaum verständlich, denn in unmittelbarer Nähe der Brandstellen lagen große Kohlenhaufen vom Feuer unberührt. Über die Gründe hierfür zerbrach ich mir auch nicht lange den Kopf; jedenfalls ist mir der Moment unvergeßlich, in dem mir klar wurde: Du wirst das Schiff noch weiter fahren und vielleicht, wenn das Glück gut ist, bald den nächsten Dampfer versenken können.

Es war ein gutes Stück Arbeit in den nächsten Tagen das Schiff wieder herzurichten. Die Munition mußte wieder nach unten gebracht werden, die Kohle mußte umgeschaufelt werden, da aus manchen Stellen immer noch Rauch herauskam, und die Gefahr eines Kohlenbrandes immer noch nicht ganz beseitigt war. An



einzelnen Stellen fing es immer wieder an zu brennen, sodaß Feuerwachen Tag und Nacht tätig blieben. Feuerlärm, Einschlagen von Holzwänden, Spritzen, Qualm dauerte noch zwei Tage lang. Allmählich kam alles wieder in das alte Geleise. Mir war es recht angenehm, daß wir in dieser Zeit keinen Schiffen begegneten. Die Schußlöcher waren noch nicht ganz verkleidet. Der ausströmende Qualm hätte auch einiges Aufsehen erregen können. Dazu war durch das Feuerlöschen und durch die Lecks soviel Wasser in das Schiff gekommen, daß zwei Kessel gänzlich unter Wasser standen und ausgemacht werden mußten. Wir konnten nur noch recht geringe Geschwindigkeit entwickeln. Nach drei Tagen waren äußerlich und innerlich die meisten Schäden beseitigt, wir konnten wieder mit voller Geschwindigkeit laufen. Das Wetter, das bis dahin miserabel war, besserte sich.

Am Morgen des dritten Tages nach dem Gefecht erhielt ich die traurige Nachricht, daß zwei Heizer, die in meiner Kajüte lagen, während der Nacht gestorben seien. Die Brandstellen an der Haut waren doch zu groß gewesen, das Herz hatte allmählich zu arbeiten aufgehört. Um 11 Uhr gaben wir die Leichen der Gefallenen über Bord. Es war eine kurze und allen wohl unvergeßliche Feier. Alle Mann waren auf dem Achterdeck angetreten. Das Schiff lag gestoppt, die Flagge wurde halbstock gesetzt. Kapitänleutnant Wolff, der erste Offizier, las ein Gebet, dann wurden die Gefallenen über Bord gegeben, begleitet von dem Bootsmannspfiff, der nach Schiffsbrauch im gewöhnlichen Leben eine Ehrenbezeugung für an und von Bord gehende Offiziere ist. Ein feierlicher und trauriger Augenblick. Langsam ging die Maschine wieder an; die Flagge, die während der Trauerfeier halbstock geweht hatte, wurde wieder vorgeholt. Ich sprach noch einige Worte zu den Leuten und ermahnte sie, nie das Beispiel dieser ohne jede Klage gefallenen Helden der „Möwe“ zu vergessen. Gleichzeitig sprach ich der gesamten Mannschaft, in erster Linie den Verwundeten, für die vorzügliche Haltung während des Gefechtes und für die hervorragend geleisteten Arbeiten beim Löschen des Brandes und beim Stopfen der Lecks meinen Dank aus.

Mit großer Fahrt geht es nun nordwärts der Heimat zu. Ich hoffte stark, daß wir noch Schiffen begegnen würden, um zu zeigen, daß die Schäden des letzten Gefechtes die „Möwe“ keineswegs zwingen, die Fortführung des Handelskrieges aufzugeben. Sehr viele Schiffe kann ich allerdings nicht mehr versenken, denn wir leiden wieder einmal an erheblicher Übervölkerung in den Gefangenenräumen. Der Offizier, der die Aufsicht über die Gefangenen hat, meldet mir, es sei unmöglich, noch mehr Leute in den Raum hineinzustopfen.

Aber wirklich unmöglich sind nur sehr wenig Dinge in dieser Welt.

Aus den Kämpfen südöstlich Przemysl im Mai 1915.
Ein Ehrentag österreichisch-ungarischer und deutscher Feldartillerie.

Von Generalmajor d. R. Hugo Kerchnawe,
damals k. u. k. Oberst und Kommandant des k. u. k. Feldkanonenregimentes Nr. 16
(später Feldartillerieregiment Nr. 27 und 127).

Seit zwei Tagen waren wir — d. h. die österreichisch-ungarische 27. Infanterie-Division und das deutsche „Beskidenkorps" — nach einem beinahe atemraubenden Siegeszuge aus den Karpathen heraus nun vor der neuen russischen „Hauptstellung" festgerannt.

Wir hatten es nicht glauben wollen und es für eitle Großsprecherei gehalten, als die zahlreichen Gefangenen nach dem Nachhutgefechte von Czyski erzählten, „aus dem großen Walde würde man uns noch herauslassen, aber dort habe man seit vielen Wochen eine so starke Stellung gebaut, daß wir sie nicht nehmen würden". Wir glaubten nach den Zeichen der Auflösung der uns bisher gegenübergestandenen Truppen, bei dem schon sehr bemerkbar gewordenen Munitionsmangel der russischen Artillerie an keinen ernstlichen, länger dauernden Widerstand der Russen mehr, die sich doch auch an der Sanlinie nicht mehr zu halten vermocht hatten.

Aber wir hatten den zähen Willen der russischen Obersten Heeresleitung unterschätzt und vor allem wieder die ihr zur Verfügung stehende große Überzahl, die es ihr erlaubte, abgekämpfte Verbände herauszuziehen und aufzufrischen, sich immer wieder neue Reserven zu schaffen und immer wieder neue Stellungen zu bauen und vorzubereiten.

Als wir am Spätnachmittage des schönen 15. Mai aus der vier bis sechs Kilometer breiten Waldzone nördlich der Blozewkaniederung hervorgetreten waren, hatten wir uns einem ansehnlichen Gewirre frisch ausgehobener Schützengräben mit teilweise schon recht weit gediehenem Drahthindernisse gegenüber gesehen und zahlreiche erdbraune Männchen waren beschäftigt, Graben und Hindernis noch weiter zu verstärken, was sie dann allerdings bleiben ließen, als die ersten rotweißen Schrapnellwölkchen über ihnen auftauchten.

Kurzerhand hatte sich unser Divisionär, Feldmarschalleutnant Kossak, der auch jetzt noch nicht an einen wirklich nachhaltigen russischen Widerstand glauben wollte, entschlossen, die Russen anzugreifen und das links von uns vorrückende deutsche Beskidenkorps um Unterstützung gebeten. Rechts von uns sollte das aus seiner östlichen Marschrichtung gegen Norden abdrehende österreichisch-ungarische 4. Korps angreifen, wobei angenommen wurde, daß es diesem

Korps gelingen werde, den östlichen Flügel der russischen Aufstellung zu umfassen.

Das war, wie gesagt, vor zwei Tagen gewesen, am 15. Mai.

Doch bald zeigte sich, daß es die Russen mit ihrem Widerstande hier ernst meinten und daß die Gefangenen von Czyski nicht grundlos großgetan hatten.

Als ich meine Batterien nördlich der Waldzone in Stellung gebracht hatte (die ganze Divisionsartillerie der übrigens nur 9 Bataillone zu durchschnittlich 600 Gewehren starken Division bestand nur aus 2 leichten Feldkanonen-Batterien meines Regimentes und einer kombinierten leichten Feldhaubitzbatterie, ferner einer Gebirgskanonenbatterie, alle anderen waren in Retablierung oder im Anmarsche aus derselben) war ich mir darüber klar, daß der geplante Angriff heute wohl nicht mehr durchgeführt werden könne. Die angesetzten Kräfte schienen an sich gegenüber der ausgedehnten und stark besetzten russischen Stellung zu schwach und die wenigen Stunden, die bis zum Einbruche der Nacht noch übrig waren, zu kurz, um mit meinen wenigen Batterien diesen Angriff noch einigermaßen gründlich vorbereiten zu können.

Diese Ansicht sollte sich auch als zutreffend erweisen.

Die eigene Infanterie schob sich noch am Abend überall auf etwa 7—800 Meter an die russischen Stellungen heran und grub sich dort flüchtig ein. Zum Angriffe kam es an diesem Tage nicht mehr. Weder bei unserer Division, noch beim deutschen Beskidenkorps und am allerwenigsten natürlich beim 4. Korps, das ja den weitesten Weg zurücklegen mußte, um mit dem Gegner in Gefechtsfühlung treten zu können.

Über Nacht aber hatte sich das Bild verändert. Man sah die Russen nirgends mehr schanzen, alle Hindernisse waren geschlossen und verstärkt, und außer einer zahlreichen, sehr regsamen und anscheinend mit hinreichender Munition versehenen leichten Feldartillerie traten auch mehrere schwere russische Batterien in Tätigkeit, darunter zwei sieben- oder achtzöllige, sehr rasch feuernde schwere Haubitzbatterien, die ihre sehr gut funktionierende amerikanische Munition anscheinend gar nicht schonen mußten. Denn „Iwan der Grausame", wie der deutsche Soldatenwitz die groben Dinger bald nannte, feuerte reichlich mit Sechserlagen nicht nur auf alles, was sich im Umkreise von zehn oder elf Kilometern ohne seine Zustimmung im Gelände zu kreuchen oder fleuchen erlaubte, sondern auch auf alles, was auch nur Rauch oder Staub zu machen sich erkühnte.

Unter diesen Umständen gab es kein einfaches Überrennen des Gegners mehr, wie dies gegen die feindlichen Nachhutstellungen in der letzten Zeit in Übung gekommen war; da hieß es planmäßig angreifen.

Die Infanterieführer gaben alsbald auch ihre Absicht auf, den tagsvorher befohlenen Angriff durchzuführen und begnügten sich

damit, die Schützenlinien überall bis auf wenige hundert Meter an die russischen Stellungen heranzuschieben. Unter dem Schutze der Nacht sollten sich jene dann überall auf Sturmentfernung den russischen Gräben nähern und am nächsten Tage, am 17. Mai, sollte der Sturm, vor allem auf den vorspringenden, besonders stark ausgebauten Stellungsteil bei Lutkow, durchgeführt werden. Infolge der Schwäche der eigenen Division wurde ein Teil unserer Front von der benachbarten deutschen 25. Reserve-Division übernommen; Verstärkung an Artillerie war schon tagsvorher zugewiesen worden.

Diese letztere, 3 Batterien — 1 fahrende, 1 reitende Feldkanonen- und 1 leichte Feldhaubitzbatterie der Ersatzabteilung des Feldartillerie-Regimentes Nr. 73 —, war bereits am 16., um die Mittagsstunde rechts von meinen Batterien in Stellung gegangen, ebenso fuhr eine schwere deutsche Feldhaubitzbatterie rechts rückwärts derselben auf.

Meine Batterien hatte ich hinter einer sanften Bodenwelle, auf der ich auch an einer leicht vorspringenden Waldecke meinen Beobachtungsstand wählte, aufgestellt, ein bis zur Höhenlinie hinaufreichender, auf der feindwärtigen Seite gelegener hochstämmiger Wald diente außerdem als Maske, besonders bei größerer Rauch- und Staubentwicklung und gegen das in der Abenddämmerung weit sichtbare verräterische Mündungsfeuer. Das Ausheben von Deckungen verbot ich, nur Masken gegen Fliegersicht wurden gestattet und kleine Deckungsgruben seitwärts der Geschütze, doch mußte die ausgehobene Erde weit hinter den Geschützen verstreut, mit Reisig bedeckt und mit Wasser begossen werden.

Die Batterien waren gegen Sicht vollkommen gedeckt, das feindliche leichte Flachbahnfeuer konnte ihnen wenig anhaben. Gegen das schwere Steilfeuer waren die Deckungen nutzlos, wenn die Batterien einmal entdeckt waren, — und dieses Entdecktwerden zu verhindern, schien mir das Wichtigste.

Die drei später ankommenden deutschen Feldbatterien, die nur mehr rechts von meinen Batterien Platz fanden, entbehrten des Schutzes durch den Wald, außerdem war dort die deckende Welle noch flacher. Ich riet daher dem Abteilungsführer, einem sehr gemütlich aussehenden, aber im Dienste sehr forschen Hauptmann a. D., die beiden Kanonenbatterien lieber hinter der Mulde und die Haubitzbatterie im Talgrunde in Stellung zu bringen und empfahl ihm, ebenfalls keine Deckungen auszuheben und den Boden vor den Mündungen — trockener Ackerboden — mit Zeltbahnen bedecken und fleißig spritzen zu lassen. Denn „Iwan der Grausame . . .“

Er aber legte Iwan dem Grausamen herzlich wenig Wert bei, verachtete ihn und die ganze russische Feldartillerie anscheinend sehr gründlich und blieb bei der von ihm gewählten Aufstellung und beim Ausheben von Deckungen. Dies letztere ging sehr flink. Bald legte

sich ein schöner einstweilen noch ein bißchen feuchter Erdwall im Halbkreis vor jedes Geschütz. Es sah recht hübsch aus...

Und einstweilen schadete es auch nicht weiter. Die deutschen Batterien benützten den Nachmittag um sich einzuschießen und da sie für einen großen Teil der Ziele die Elemente von meinen Batterien übernehmen konnten, so war die Schießerei nicht allzu heftig. Sie machten sich noch nicht sehr bemerkbar und — Iwan und seine kleineren Genossen, die ja auch noch meine Batterien suchten, begnügten sich einstweilen damit, mit ihren Eisenvögeln die Gegend abzutasten — allerdings ohne Erfolg.

Aber am anderen Tage wurde es brenzlicher.

Der am 17. vormittags eintreffende telephonische Angriffsbefehl der Division übertrug die eigentliche artilleristische Unterstützung des Angriffes auf den feindlichen Frontteil bei Lutkow einer aus mehreren Batterien des 4. Korps gebildeten Gruppe unter Oberstleutnant Joch, die aber nur frontal gegen den angegriffenen Frontteil wirken konnte. Meine Gruppe sollte nur mit einer Batterie flankierend unterstützen, im übrigen den gegenüberliegenden Frontteil niederhalten. Die Gebirgsbatterie wurde als Begleitbatterie dem den Angriff führenden Infanterie-Brigadier direkt unterstellt.

Mir schien diese artilleristische Vorbereitung — Oberstleutnant Joch hatte unter seinen 7 bis 8 Batterien nur 1 schwere Haubitzbatterie, sonst vornehmlich leichte Feldkanonen — in Anbetracht der Stärke der feindlichen Stellung sowie der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit zu gering und ich entschloß mich daher das Feuer aller meiner acht Batterien (ich hatte im Laufe des 17. vormittags eine ebenso unerwartete als mir hocherfreuliche Verstärkung erhalten) auf den anzugreifenden Stellungsteil zu vereinigen und forderte die bereits mehrfach erwähnte, hinter meinen Batterien aufgefahrene schwere deutsche Haubitzbatterie auf, ihr Feuer ebenfalls dorthin zu richten, welcher Aufforderung sie sofort nachkam.

Ich möchte hier erwähnen, daß Dinge wie „Zusammengefaßtes Feuer", „Trommelfeuer", „Sperrfeuer", „Feuerwalze" und dergleichen mir und meinen Unterkommandanten vollkommen gangbare Begriffe waren, die wir wohl bereits viele Dutzend Male erfolgreich angewendet hatten, wenn auch die Ausdrücke hiefür damals noch nicht erfunden oder noch nicht üblich waren.

Wie bereits erwähnt, hatte ich im Laufe des Vormittags des 17. eine ebenso erwünschte als unerwartete Verstärkung bekommen. Während ich mich einmal umwendete, um zu sehen, ob das Streufeuer der russischen schweren Artillerie etwa in meinen Batterien Schaden anrichtete, gewahrte ich, daß sich über dem Waldwege, auf dem wir gekommen waren, eine Staubwolke rasch gegen unsere Stellungen vorbewegte. Bald darauf meldete mir der Leutnant i. d. R. Ocskay (ein direkter Nachkomme des bekannten durch Jokay verherrlichten Kuruczenführers) das Eintreffen der Batterien Nr. 4 und 5,

die aus ihren Retablierungsstationen in Oberungarn bei Beginn der Maioffensive aufgebrochen, dem Regimente nachgeeilt waren.

Es handelte sich nun darum, die beiden Batterien mit heiler Haut aus dem Walde heraus in Stellung zu bringen, denn der Weg lag im Wirkungsbereich „Iwans des Grausamen", der außerdem auf den Austritt des Weges aus dem Walde eingeschossen war.

Ich wies den beiden Batterien Stellungen rechts neben den drei deutschen Batterien an, befahl aber, daß nur die Stäbe in rascher Gangart den Weg fortzusetzen und dabei zu trachten hatten, so viel als möglich Staub zu machen, besonders beim Austritt aus dem Walde, sich aber sogleich aus dem Staube zu machen, wenn Iwan zu böllern beginne. Die Batterien selbst hatten auf einer Schneuse rechts abzubiegen und dann über den Wiesengrund im Schritt den Weg fortzusetzen. Auf ein Viertelstündchen mehr oder weniger kam es hier nicht mehr an, wohl aber darauf meine bewährten zwölf Kugelspritzen und ihre braven Leute ganz in Stellung zu bringen.

Die List gelang vollkommen. „Iwan der Grausame" fiel auf den am Wegaustritt durch die hin- und hergaloppierenden Reiter aufgewirbelten Staub glücklich hinein, diese selbst aber entzogen sich flink seinen groben Lagen und die Batterien erreichten unbelästigt die angewiesenen Stellungen, wo sie keine Deckungen aushoben, dafür aber fleißig aus dem nahen Bache Wasser trugen und vor den Mündungen aufspritzten.

Ich aber drückte meiner bewährten Stütze, dem Kommandanten der zweiten Division,[1]) dem eisernen, im ärgsten Feuer stets unbewegten Major Thiel und meinen braven Batteriekommandanten, die ich seit langen Wochen nicht gesehen hatte und die mir nun so unverhofft Hilfe in entscheidender Stunde brachten, bewegt die Hand. Nun waren wir fast vollzählig; das verstärkte mächtig unsere Zuversicht.

Von meiner Absicht der Feuervereinigung auf den Stellungsteil von Lutkow machte ich dem Oberstleutnant Joch Mitteilung. Und alsbald legte sich eine schwarz-weiß-graue Erd- und Rauchwolke auf diesen, aus der die Garben der schweren Granateinschläge mächtige Erdfontänen gegen den Himmel warfen, während über dem Ganzen ständig die zierlichen rotweißen Wölkchen unserer Schrapnells schwebten, so daß kein fürwitziger russischer Kopf sich hervorzustrecken wagte.

Unter dem Schutze dieses Höllenfeuers schoben sich nun die eigenen Infanterielinien, die während der Nacht den feindlichen Stellungen nicht viel nähergekommen waren, immer mehr an diese heran.

Einen solchen Eingriff in seine vermeintlichen absoluten Herrscherrechte glaubte aber „Iwan der Grausame" nicht dulden zu dürfen.

[1]) Damalige österreichische Bezeichnung für „Abteilung".

Er hatte — wohl in Erinnerung der gesehenen Staubwolken (meiner vorgetrabten Batterien) — zuerst kotzengrob einige seiner Sechserlagen auf den hinter meinen linken Batterien gelegenen Weiler Jordanowka geschleudert. Erfolglos. Da mochten seine Beobachter den vor meinen deutschen Kanonenbatterien dicht aufwirbelnden Staub (die Deckungen waren schon ganz abgetrocknet und begannen sich durch das heftige eigene Feuer zu lockern) und darinnen wohl auch in der schönen Mittagsbeleuchtung die aufblitzenden Schüsse bemerkt haben. Zwei gutliegende Probelagen auf die deckende Linie, wo Major Thiel mit seinen Beobachtern saß, dann eine anscheinend ganz richtige Distanzzugabe und Lage auf Lage schmetterte auf die beiden wackeren Batterien, besonders auf die etwas weiter vorn befindliche reitende Batterie. Im Nu waren beide in Rauch und Staub und Feuer gehüllt — außer Iwan beteiligte sich anscheinend auch eine 15 cm-Haubitz- oder Mörserbatterie an dem grausamen Spiel —. Dicke Erdfontänen spritzten auf, Geschütze sprangen in die Höhe, Munitionswagen wurden umgeschleudert, Menschen wirbelten in der Luft, auch die beiden Beobachtungsstände, der meinige und der des preußischen Abteilungsführers, sowie meine zunächst stehende Batterie Nr. 1 bekam etwas ab — aber unentwegt wurde das Feuer fortgesetzt. Es war Grundsatz bei uns, wenn man vom russischen Feuer erwischt wurde, eher lebhafter weiter zu feuern als das Feuer einzustellen, weil der Russe, nach sich selbst urteilend, dann vermeinte, daß sein Feuer falsch läge und es verlegte. Denn *er* stellte in solchen Fällen *immer* das Feuer ein.

Und so wurde Iwan auch jetzt irre. Eine kleine Weile klopfte er noch in der Gegend der beiden Batterien herum, dann verlegte er das Feuer weiter rückwärts in die Talsohle.

Um die Batterien, die jetzt eine kleine Atempause machten — was Iwan in seinem Glauben, *nun* die Njemacky endlich bei der Falte zu haben, nur noch mehr bestärkte —, begannen Rauch und Staub sich zu senken. Man sah die Leute die Geschütze in Ordnung bringen, den Staub von ihren Kleidern klopfen ... „Was geschehen?" fragt der Abteilungsführer durch den Fernsprecher.

„Nee, einige Leute sind ein bißchen in die Luft geflogen, haben sich aber weiter nichts gemacht, nur der Kopf brummt ihnen noch ein wenig und an zwei Geschützen ist einiges Kleinzug kaput gegangen, es macht aber nichts, sie können schießen."

Es war aber doch was geschehen, wenn auch nicht in den Batterien selbst.

Während „Iwan der Grausame" auf die beiden Batterien lostrommelte und nebenbei auch unsere Beobachtungsstände liebevoll bedachte, saß der Wachtmeister der reitenden Batterie, eine blonde Siegfriedsgestalt mit hellen blauen Augen, neben meinem Ordonnanzfeuerwerker im Straßengraben und meinte, „nun diesmal haben sie uns aber ordentlich".

Als das Feuer nachließ, ging er zurück in die Bauernhütte, wo er seine Schreibereien hatte. Bevor er sie anfing, dachte er wohl noch rasch einen angefangenen Brief an seine Frau zu vollenden.

„Wir werden sehr heftig von russischer schwerer Artillerie beschossen, es macht uns aber nichts"... Wieder dieselben Worte, dieselben, die sein Batteriechef dem Abteilungsführer zur Antwort gab. Es sollten seine letzten Worte sein. „Rasch tritt der Tod den Menschen an..."

Vor uns auf einer Welle lag ein Bataillon der 25. Reserve-Division im heftigsten Kreuzfeuer. Es hielt sich musterhaft, und das stramme, soldatische Benehmen der Verwundeten, die Schneid der Zug- und Gruppenführer, die unablässig ihre Mannschaften aneiferten, erregte die anerkennende Bewunderung meiner Leute, die das alles auf wenige 100 Meter durch unsere fünfzehnfachen Doppelfernrohre genau beobachten konnten.

Dieses Bataillon hatte anscheinend um Blessiertenwagen gerufen. Und alsbald kamen auch zwei deutsche Blessiertenwagen im schlanken Trabe den sandigen Weg herauf, der über unsere Beobachtungsstände direkt zum Bataillon führte. Daß weiter links, durch den Wald, ein anderer Weg völlig gedeckt bis knapp hinter die Schützenlinie führte, wußte der Führer offenbar nicht. Wir, ganz mit dem Feinde und der Beobachtung unseres Feuers beschäftigt, bemerkten das Unheil erst, als das Wagengerassel uns umblicken ließ. Mein Ordonnanzfeuerwerker, ein braver Deutschböhme, der aber den Namen des berühmten Hussitenführers Žižka trug, und ein deutscher Kanonier fielen den Vorauspferden des vorderen Wagens in die Zügel und brachten die Wagen zum Stehen, die ich sogleich auf den anderen Weg ablenken ließ. Aber es war zu spät. Iwans Beobachter hatten den Staub und vielleicht auch schon die vordersten Pferde bemerkt. Sie hielten sie wohl für Protzen oder Bespannungen der eben von ihm halb oder ganz „vernichteten" Batterien, die nun die Reste in Sicherheit bringen sollten. Das wollte er ihnen gründlich versalzen. Alsbald schmetterten seine Lagen auf den Weg hinter uns, auf dem die Wagen eben umgekehrt waren, und überschütteten unsere Beobachtungsstände (offene Erdlöcher von Zweidrittel Mannstiefe; nur der deutsche Abteilungsführer hatte auch einen Beobachterschild) mit Staub, Erdklumpen, Baumästen, aber auch mit zahlreichen Sprengstücken von der Größe einer Walnuß bis zu jener von menschlichen Gliedmaßen, hüllte nun uns in eine Wolke von Erde, Staub und Rauch, so daß man uns beim Divisionskommando verloren gab und dann, 50 zu 50 Meter zugebend, „verfolgte" er die bereits abgebogenen Wagen mit seinem Feuer. Die erreichte er nun freilich nicht. Aber es schlug unten am Weg in die Bespannungen der deutschen Kanonenbatterien ein und verursachte dort einige Verwundungen von Leuten und Pferden und zwei Granaten fuhren auch in das ruthenische Bauernhäuschen, wo der Wachtmeister



schrieb, während zwei junge dralle Ruthenenmädchen ihm bewundernd bei dieser schwarzen Kunst zusahen.

Als ich nach Einbruch der Dunkelheit meine Hütte aufsuchte, da standen von dem Häuschen nur mehr Herd und Schornstein und die Grundmauern. Daneben lagen auf drei Zeltbahnen drei armselige Klümpchen von Kleider- und sonstigen Resten. Das waren vor wenigen Stunden drei blühende junge Menschen gewesen. Aber unversehrt war der unvollendete Brief an die junge Frau daheim: ....„Es macht uns aber nichts."

So war nun auch der 17. Mai zu Ende gegangen, ohne daß unsere Infanterie überall auf Sturmentfernung herangekommen war. Die Russen waren zäh und trotz unseres Feuervorhanges meldeten sich ihre Maschinengewehre und Schützen doch sogleich, wenn sich unsere Infanterie zu einem „Sprung vorwärts" erhob. Und vor dem Fall der Stellung von Lutkow, welche die Annäherung an die angrenzenden Stellungen flankierte, war an eine Wegnahme dieser letzteren nicht zu denken.

Im Felde muß man Geduld lernen, besonders in einem solchen mit unzulänglichen Mitteln unternommenen Feldzuge, wie es dieser letzte war, dank der Knauserei der Herren Politiker und der Kurzsichtigkeit der leitenden Staatsmänner der überfallenen Mittelmächte.

Aber Gottes Mühlen mahlen langsam und auch hier mußte die Stunde der Entscheidung reifen. Deutsche Kanoniere und die Kanoniere der altberühmten, vielbewährten österreichischen Artillerie brechen schließlich jeden Widerstand, wenn sie genug Munition haben. Und die hatten wir diesmal — beinahe hätte ich in Erinnerung an dunklere Tage gesagt „ausnahmsweise"...

Am grauenden Morgen des 18. Mai setzten wir unser Zerstörungswerk fort und nun war unsere Infanterie auf Sturmentfernung heran.

Die Brustwehren der russischen ersten Linie waren so ziemlich eingeebnet, das Hindernis wies ansehnliche Lücken auf. Es mochte gegen Mittag sein, da rief mich der Führer der Sturmgruppe, Generalmajor Urbarz, zum Fernsprecher.

Der Sturm würde in einer halben Stunde beginnen. Die Hauptsache wäre, daß meine flankierende Unterstützung genau funktioniere — ob ich guten Einblick hätte? Ich konnte das bejahen. Und —, ja und dem verteufelten Iwan, dessen grobe, in so rascher Folge geschleuderten Dinger den braven Ungarn, Slowaken und Ruthenen der Angriffsgruppe mächtig auf die Nerven ginge, dem solle vorerst das Maul gestopft werden.

Das war nun freilich weit leichter gesagt als getan. Wo steckte denn eigentlich der Kerl? — Unseren Fliegern (wir hatten damals nur sehr wenige, sie waren armeeunmittelbar; ihre Parkplätze waren dementsprechend so weit, daß kein Einvernehmen zu erzielen war) hatte das Wetter nie gepaßt und wir hatten wohl versucht mit

unseren damals noch recht primitiven Mitteln (Meßtrupps gab's damals noch nicht) Iwans Standpunkt festzustellen; aber ob das stimmte? Iwan war wohl, im Vertrauen auf seine große Entfernung von uns, unvorsichtig genug gewesen, auch bei Abenddämmerung und bei Nacht zu schießen und wir hatten die Feuererscheinungen am nächtlichen Himmel angeschnitten und gefunden, daß die Schußrichtung mit den Furchen der auftreffenden mächtigen Geschosse übereinstimmten, wir hatten auch aus dem Unterschied zwischen abendlicher Feuererscheinung und Schall festgestellt, daß sein Standpunkt etwa 6400 bis 6700 Meter von unseren Beobachtungsständen sein müsse und ihn dementsprechend auf der Karte fixiert — aber genügte das alles, um ihn regelrecht zum Schweigen zu bringen? Wir hatten immerhin im Lauf des vorherigen Tages, wenn er besonders lebhaft wurde, die Gegend dieses vermutlichen Standpunktes mit einigen Lagen abgestreut und dabei die Genugtuung gehabt, daß er dann jedesmal das Feuer einstellte. Wir schienen mit unseren Geschossen also immerhin in eine ihm bedrohlich scheinende Nähe gekommen zu sein. Dieser Versuch konnte, wenn der Grausame unsere stürmende Infanterie unter Feuer nahm, wiederholt werden, mehr nicht.

Es kam aber einigermaßen anders. Als unsere Infanterie, gefolgt von deutschen Reserven, um die Mittagsstunde auf Lutkow und die Höhe 298 nordwestlich davon zum Sturm ansetzte, brachen aus dem seit- und rückwärts der angegriffenen Stellungsteile gelegenen Orte Tamanovice drei russische Bataillone zum Gegenangriff gegen die linke Flanke der Angreifer vor, während die russische schwere Artillerie die ganze Macht ihres Feuers auf uns, besonders auf die beiden deutschen Kanonenbatterien, auf meine Batterie Nr. 1 und auf die Beobachtungsstände legte; ein Feuer, das jenes vom Vortage womöglich noch an Heftigkeit übertraf. Es war ein bedenklicher Augenblick. Um so mehr als unserer angreifenden Infanterie dieser Gegenangriff durch das Gelände vorderhand verborgen bleiben mußte und eine rechtzeitige Verständigung der ersten Linie bei den durch das feindliche Feuer teilweise gestörte Fernsprechverbindungen nicht mehr möglich schien.

Aber die Russen hatten dennoch die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Wir ließen Iwans Feuerschauer über uns ergehen und setzten unverweilt mit dem zusammengefaßten Feuer aller meiner acht Batterien und der deutschen schweren Haubitzbatterie zu einem vernichtenden Feuerschlag auf die Gegenangriffsgruppe ein. Es wurde aus den Rohren hinausgejagt, was das Zeug halten wollte. In wenigen Minuten war die ganze Gruppe zersprengt und flutete in wirren Haufen, vom Schrapnellfeuer der Kanonenbatterien verfolgt, nach Tamanovice zurück. Die Haubitzbatterien aber setzten unverweilt zum Feuer auf den angegriffenen Stellungsteil ein, den die Gruppe Joch einstweilen allein unter Feuer gehalten hatte. Die Kanonenbatterien folgten, sobald die Gefahr eines Gegenangriffes beseitigt erschien.

Denn nun erhoben sich aus den österreichischen Gräben lange Reihen hechtgrauer Linien, aus den Reservegräben flutete es nach. Tausende blanker Bajonette blitzten in der hellen Mittagssonne, man sah die Offiziere und einzelne Schützen vor die Front der Stürmer springen. Irgendwo rückwärts entfaltete sich eine schwarzgelbe Regimentsfahne stolz im Winde und hinter der letzten Linie blitzte es von gelben Messinginstrumenten einer Regimentsmusik. Besonders Hellhörige behaupteten das tausendstimmige Hurrah der Stürmenden und den Radetzkymarsch zu hören. Es war ein erhebender, herzerfreuender Anblick.

Auf den russischen Stellungen lag der dicke Rauch unseres zusammengefaßten Feuers, gekrönt von den unablässig platzenden weißen und rotweißen Schrapnellwölkchen. Nur wenige Schüsse blitzten aus der russischen ersten Linie den Stürmern entgegen.

„Feuer einstellen, Feuer verlegen!" klang es drohend im Fernsprecher vom Divisionskommando her, „die eigene Infanterie ist schon drin und wird gefährdet; sofort Feuer einstellen!" Weiße Leuchtkugeln blitzten ober der vordersten Linie auf ...

„Daß das Luder" — er meinte den Fernsprecher — „aber gerade jetzt funktionieren muß!" brummte verdrießlich mein Adjutant.

Denn die Infanterie war natürlich noch nicht „drin" und es sah nur für das hinter der Infanterie stehende Divisionskommando so aus, als ob die Infanterie durch unser Feuer gefährdet würde. Nur einzelne Schrapnells der frontal feuernden Gruppe Joch platzten in bedenklicher Nähe ober der eigenen Infanterie und waren wohl die Ursache der „Feuer — Einstellen!" heischenden weißen Leuchtkugeln.

„Reden lassen, Divisionstelephon ausschalten, weiter feuern, alle Batterien größte Feuerschnelligkeit!" winkte ich meinem braven Adjutanten Hauptmann Márton ab.

Jetzt waren die vordersten Leute unserer Stürmer an den Hindernissen. Zögernd sahen sie auf den Höllenbreugel vor sich, immer mehr kamen heran, jetzt durchschritten die Beherztesten das Hindernis — „Feuer 50 Meter weiter verlegen, langsamer feuern" ging nun der Befehl an alle meine Batterien. Die Rauchwolke hob sich, wälzte sich weiter und nun stürzten die Stürmenden in hellen Haufen über den ersten Graben her. Doch die überlebenden Verteidiger wehrten sich nicht mehr. Sie traten aus den zerschossenen Gräben heraus, waffenlos, hoben die Hände. Über sie hinweg brauste der Sturm, vor ihm her aber sprang die Feuerwalze unserer Batterien. Die Verteidiger der zweiten Linie benützten den Augenblick, wo die Feuerwalze über sie hinwegsprang, um aus den Gräben aufzuspringen und mit hocherhobenen Händen den Angreifern entgegenzueilen. Die Besatzung der dritten Linie wartete den Angriff nicht erst ab. Sie floh, verfolgt von unserem Feuer.

Der starke Stützpunkt von Lutkow und die anschließenden Stellungsteile waren unser, mit unverhältnismäßig geringen Verlusten.

800 Russen waren gefangen, eine Anzahl Maschinengewehre erobert. Vergebens hatten „Iwan der Grausame" und seine Helfer versucht uns von unserem Werke abzuhalten. Wieder hatte er die ganze Gegend, wo er, nun schon unsicher geworden, meine Batterien vermutete, mit seinen schweren Geschossen abgestreut.

Er hatte nur unter den Bespannungen und Trainfuhrwerken einigen Schaden angerichtet — und das war entschieden seine größte Rücksichtslosigkeit — die Fahrküche meiner Batterie Nr. 1, aus der auch der Regimentsstab sein Essen bezog, umgeschmissen; die ganze Suppe verschüttet, Koch und Fahrer schwer verwundet und das schönste Paar Pferde des ganzen Regimentes getötet. Aber es hatte ihm nichts genützt. Unser Feuer war nicht eingestellt oder auch nur abgeschwächt worden, Lutkow war unser, die feindliche Stellung durchbrochen, das flankierende Feuer gegen die weiteren Angriffe unmöglich gemacht.

Über die genommene Stellung hinaus drängt die deutsche Infanterie, die unserem Angriffe gefolgt war, nach und sucht sich am Nordhang der genommenen Höhe festzusetzen. Aber es gelingt ihr vorderhand nicht, sich dort zu behaupten. Von drei Seiten vom feindlichen Artilleriefeuer angefallen und aus Tamanovice heraus angegriffen, ohne daß sie von meinen Batterien unterstützt werden kann, weil sie selbst deren Feuer maskiert, gibt sie den Nordhang und das vorgelegene Wäldchen wieder auf, die unter großen Opfern zu behaupten, einstweilen keinen sonderlichen Zweck gehabt hätte.

Denn nun, nachdem Lutkow gefallen ist, ist die Wegnahme der ganzen Stellung nur mehr eine Frage der allernächsten Zeit.

Um 5 Uhr nachmittags ist der ganze Höhenrücken von Lutkow restlos in unserem Besitz, der weichende Feind geht, verfolgt von unserem Feuer, in eine Aufnahmestellung zurück.

In der Nacht aber ziehen die beiden deutschen Kanonenbatterien doch aus. Ihr Führer will nicht noch einmal Sankta Barbaras besonderen Schutz versuchen. Sie gehen nun auf den jenseitigen Muldenhang und heben keine Deckungen mehr aus. Die früheren brauchte niemand einzuwerfen — wenn das jemandem etwa eingefallen wäre. Das hatten „Iwan der Grausame" und das eigene Feuer schon besorgt.

Am 19. Mai wurde mit der feindlichen Hauptstellung gründlich Schluß gemacht.

Zuerst kam die in der Verlängerung des Lutkower Höhenrückens liegende, waldumkränzte Höhe 303 dran, gegen die unser braves Regiment Nr. 85 und Teile der neuherangekommenen 51. Honvéd-Division zum Angriffe schritten. Zwar hatte ich eine musterhafte Feuerdisposition vom Brigadekommando bekommen, die mir und meinen Batterien allerhand schöne Ziele und auch deren Reihenfolge zuwies. Aber ich hatte seit Tagen hier die Nase am Feinde und kannte dessen Stellung besser als unsere eigene, mußte mehr Einblick haben, als die rückwärtigen höheren Kommanden sie haben konnten. Ich ließ



mich daher nicht aus meinem Konzepte bringen. Ich war noch immer der unumstößlichen, nun doch schon durch fast ein Jahr Kriegserfahrung gefestigten Überzeugung, daß 200 auf ein Ziel zusammengefaßte Geschütze mehr sind als 300 auf 150 Ziele verteilte, und daß sich daher, wenn man keine unbegrenzte Zahl von Geschützen habe — und davon waren wir weit entfernt — das nacheinander Niederkämpfen leichter und zweckentsprechender machen lasse als der Versuch eines gleichzeitigen. Ich ließ daher die Feuerdisposition des Brigadekommandos hübsch zu den Akten legen und setzte mich mit Freund Joch, der heute auch von zwei oder drei Kanonenbatterien der 51. Honved-Division unterstützt wurde, bezüglich Höhe 303 ins Einvernehmen. Die Szenen vom Vortage wiederholen sich. Trotz der größeren Entfernung kann unser Feuer noch besser wirken als gestern, denn es setzt noch viel mehr flankierend ein und die Wirkung ist dem entsprechend. Als die Angreifer die drei Hindernislinien überschritten hatten, erhob sich die Besatzung und lief ihnen in hellen Scharen mit erhobenen Händen entgegen. Ein Schrei des Jubels stieg von den Beobachtungsständen und von den Batterien auf. Aber noch war keine Zeit zum Jubeln. Ein Teil der Besatzung der rückwärtigen und der anschließenden Linien hatte sich diesem „Vorgehen" nicht angeschlossen, sondern versuchte in der Richtung auf den östlich des Ortes Tamanovice gelegenen Friedhof zurückzugehen. — Doch unsere Geschosse waren flinker als ihre Beine. Ein Befehl und eine Sperrfeuerwolke verlegte den Fliehenden den Weg. Sie kehrten um, warfen die Gewehre weg und liefen der nun vorbrechenden deutschen Infanterie in die Arme. Damit fielen die gestern von den deutschen Bataillonen wieder aufgegebenen Waldparzellen und der seit- und rückwärts des Ortes gelegene Friedhof der deutschen Infanterie in die Hände. Tamanovice selbst wurde dadurch unhaltbar. Aber in der Mulde zwischen Friedhof und Ort steht eine russische Batterie, die in den Tagen vorher den deutschen Angreifern vor uns durch ihr flankierendes Feuer äußerst unangenehm geworden war. Sie feuerte noch immer.

Werden die Russen versuchen sie zu retten?

„Ich habe in dem ganzen Feldzuge bisher noch nie russische Artillerie fahren gesehen!" meint mein Adjutant neben mir.

„Warte nur, Du wirst sie gleich fahren sehen," gab ich ihm zur Antwort.

Und in der Tat, in der Mulde, die von der nördlich Tamanovice gelegenen Höhe 303 herabführt, jagen im Galopp russische Protzen herunter.

„Russische Artillerie fährt, russische Artillerie fährt," tönt es von allen unseren und von den deutschen Beobachtungsständen. Es war für alle ein Ereignis.

Aber sie fuhr nicht lange. Auf den oberen Ausgang der Mulde, wo wir einen feindlichen Beobachtungsstand festgestellt hatten, waren

meine beiden ersten Batterien, eine deutsche Kanonenbatterie und die deutsche leichte Feldhaubitzbatterie eingeschossen. Ein Kommando durch den Fernsprecher, eine kleine Korrektur und die daherrasenden Protzen waren ein Knäuel von Pferden und Leuten. Die Fahrer sprangen ab und suchten größtenteils zu Fuß das Weite; nur einige versuchten ihre Pferde loszuzsträngen.

Die schönen Bespannungen wurden eine Beute eines später dorthin vorgeschickten Kommandos; die deutschen Batterien konnten so ihre durch „Iwan den Grausamen" verursachten Verluste gleich ersetzen. Die Geschütze aber fielen der vordringenden deutschen und österreichischen Infanterie (Infanterie-Regiment Nr. 25) in die Hände. Bis auf eins. Zu einem mußte doch die brave Bespannung noch durchgedrungen sein. Denn unsere Infanterie erbeutete nur fünf Geschütze, aber sechs Munitionswagen, auch fanden wir in der Stellung die Spuren des sechsten Geschützes.

Tamanovice wurde nun von der eigenen Infanterie genommen. Vergebens versuchten vorgehende feindliche Reserven es zu halten. In panikartiger Flucht räumen die Russen den teilweise brennenden Ort, soweit sie es nicht vorgezogen hatten, sich unserer Infanterie zu ergeben. Zwischen die Fliehenden und die vorgehenden Reserven legt sich die Wolke unseres Sperrfeuers. In wenigen Minuten sind die feindlichen Reserven zerstreut und fliehen. Die aber, die aus Tamanovice herausgekommen, wollen nicht mehr durch die Hölle unseres Sperrfeuers. Sie kehren um und eilen, waffenlos, mit erhobenen Händen unserer vorstürmenden Infanterie entgegen, verfolgt von dem Feuer ihrer eigenen Batterien.

Mit der Wegnahme des Ortes Tamanovice war natürlich auch das Schicksal der uns gerade gegenüber liegenden, näheren Höhe 266 — unser Hauptziel nach der Feuerdisposition — von selbst besiegelt. Um so mehr als die weiter westlich und rückwärts gelegene Höhe 287 bei Zlotkowice bereits früher stürmenden hessischen Reserveregimentern in die Hände gefallen war.

Daß wir die Höhe unbedingt kriegen würden, war mir klar. Doch war ich nach den heutigen Erfolgen mit der Höhe allein nicht zufrieden. Die Besatzung mußte mit.

Eine kurze Verständigung mit meinen Unterführern und den Nachbargruppen genügte. Als die deutsche Infanterie vor uns sich zum Sturm erhob, überließ ich diesmal das Niederhalten der schon mürbe gewordenen Besatzung dem Schrägfeuer der Nachbargruppen und legte das Feuer meiner Batterien als Sperrfeuer hinter die Höhe. Die Russen gaben den weiteren Widerstand auf. Sie steckten ihre Bajonette über die Deckungen und darauf, was sie an weißem oder weiß sein sollendem Zeuge hatten: Schnupftücher, Fußlappen, Hemden, ja auch ein Paar Unterhosen erschienen als „weiße Fahnen" zum Zeichen der Ergebung. Und als die gefürchteten Nemacky näher kamen, da erhoben sich erst einzelne, dann mehrere der verschüch-

terten Moskaly und gingen ihnen mit erhobenen Händen entgegen. Die „blinden Hessen" schienen von diesem Wechsel gar nicht einmal so entzückt. Sie hatten hier Haare lassen müssen, vor dieser Höhe, der furor teutonicus war entbrannt.

„Na ja, erst schießen fast bis zum letzten Moment und dann Hände hoch und sich ergeben, das trifft'n jeder. Schlagen sollen sich die Kerle", meinte später ein leichtverwundeter Musketier, den ich befragte. Aber es wurde nicht so schlimm. Ein Paar Rippenstöße und ein Paar Püffe, da und dort auch eine Maulschelle, eine kleine Nachhilfe mit dem Gewehrkolben zwischen die Rippen oder auf den sonst zum Sitzen verwendeten Körperteil, dann war die Wut verraucht, die deutsche Gutmütigkeit der „blinden Hessen" kam zum Vorschein, der „Mir" war geschlossen und die Moskaly trotteten ihren Sammelpunkten zu.

Damit war die ganze feindliche Stellung genommen, die feindliche 14. Division, die wir schon einmal in den Karpathen tüchtig gezaust hatten, so gut wie vernichtet. 5600 Gefangene, 5 Geschütze und eine stattliche Anzahl Maschinengewehre waren die Beute des Tages. Nach den großen blutigen Verlusten, welche die russische Division in diesen Tagen erlitten, konnten, wie später Gefangene der sie ersetzenden 3. russischen Schützendivision aussagten, am nächsten Tage aus ihren Resten nur mehr zwei schwache Bataillone gebildet werden. Die feindliche Stellung war vollkommen durchbrochen, nurmehr ein dünner Patrouillenschleier hielt den dahinterliegenden, dominierenden Höhenzug, der den Einblick bis an die Straße Przemysl-Moscciska verwehrte.

Dieser Höhenzug sollte noch in unsere Hand kommen. Meine voreilenden Aufklärer meldeten, daß sie zwar auf den Höhen angeschossen worden seien, daß sich aber nur mehr schwache Patrouillen auf den Höhen befanden, dahinter freilich tapfer ausharrend, einige noch immer feuernde leichte russische Feldbatterien.

„Nur zwei, nur eine Kompagnie soll hinaufkommen", meinten meine Aufklärer Lt. i. d. R. Schwehla, Oberhauser und Rojko, die mit je 2 Unteroffizieren von dort zurückkamen.

Doch konnte ich hier persönlich die Erfahrung machen, daß es nicht leicht ist, nach schwer errungenem Erfolge die eigene Infanterie zu einer letzten, den Erschöpften schon überflüssig scheinenden Kraftanstrengung fortzureißen, zu einer Anstrengung, die viel Blut an den folgenden Tagen spart. Die alte Erfahrung von 1870, das allen Neulingen schier unbegreiflich scheinende Abreißen der festen Fühlung mit dem Gegner am 16. und 17. August 1870, von der ich meinen Schülern in der Kriegsakademie so oft gesprochen, ich sollte sie hier persönlich kennen lernen.

Nacheinander an drei Regimenter, an zwei österreichisch-ungarische und an ein deutsches, wandte ich mich, sie über die Lage unterrichtend, mit dem dringenden Ersuchen, die Höhe zu besetzen, damit ich meine Batterien dorthin vorziehen könne. Zwei der Regi-

mentskommandanten sagten sofort zu, doch kam ihr Entschluß ebensowenig zur Ausführung wie der des dritten, des heldenmütigen, von seinem Regimente begeistert verehrten, leider bald darauf gefallenen Obersten Balling des tapferen Infanterie-Regiments Nr. 85, der achselzuckend antwortete: „Ja, wenn's geht? — Ich werde es versuchen. Vielleicht bringen es meine Leute noch fertig..."

Die Besetzung unterblieb. Und über Nacht kam, von Medyka, wo sie dem Durchbruche unseres 6. Korps entgegentreten sollte, eilig herangezogen die „eiserne" 3. russische Schützendivision, die sich rühmte, in diesem Kriege noch nie zurückgegangen zu sein, und setzte sich in der Stellung fest. Schließlich hat sie freilich auch und unter furchtbaren Verlusten das erstemal zurück müssen. Aber vierzehn Tage lang hatten sich unsere und Teile von zwei deutschen und zwei österreichisch-ungarischen Divisionen unter ansehnlichen Verlusten darum mühen müssen, um das zu erzwingen, was am Abend des 19. Mai ein oder zwei Bataillone mit einer letzten Anstrengung verlustlos erreicht hätten.

Trotzdem war der Erfolg groß. Nicht nur der vernichteten Division und der großen Beute wegen. Die in Eile als Lückenbüßerin herangezogene 3. russische Schützendivision fehlte bei Medyka, das Korps Arz stieß dort durch und die russische Verteidigung hinter dem San war aufgerollt.

Stolz erfüllte darum berechtigterweise die Brust jedes meiner Kanoniere, als sie erfuhren, daß am 4. Juni früh, als endlich auch diese letzte entscheidende Stellung in unserem Besitze war, unser Divisionär, Feldmarschalleutnant Kossak, an ihren Regimentskommandanten herantrat, ihm die Hand reichte, ihn zu dem errungenen Erfolge beglückwünschte und sprach: „Neunzig Prozent des Verdienstes dieses Erfolges gebühren Dir und Deinen braven Batterien. Ich werde es Euch nie vergessen..."

Und noch berechtigter war dieser Stolz, wenn man bedachte, mit wie bescheidenen Mitteln und mit welch geringen Opfern dieser Erfolg erreicht war. Mit ganz wenig schwerer Artillerie, nur durch die Wucht des bis zur höchsten Wirkung vereinigten Feuers und durch die hohe Schießfertigkeit und Kriegsgeübtheit von Mann und Offizier. Gaben doch meine Batterien während dieser Kämpfe den 24000., eine, die Batterie Nr. 4, den 40000. Schuß in diesem Kriege ab, wie abgenützt waren Rohre und Lafetten (ich glaube es war damals trotzdem noch kein Rohr ausgetauscht) und bei den Geschützen der kombinierten Haubitzbatterie, die seit dem 24. Februar in den Karpathen und dann am Vormarsche ununterbrochen im Kampfe war, waren drei durch das Feuer so abgenützt, daß Felgen und Speichen manchmal mit Draht umwunden, der schlotternde Aufsatz mit den Händen festgehalten und die Geschütze nach dem Schusse von der wohlgeübten Bedienung geschickt aufgefangen werden mußten, damit sie nicht ganz zu Schaden kämen. Ich mußte diese ganze

Batterie und sechs Geschütze meines Regimentes am 20. Mai zur Grundreparatur zurückschicken, sie waren nicht mehr gefechtsfähig.

Und der brave Wachtmeister der preußischen reitenden Batterie war unser einziges menschliches Todesopfer gewesen, sonst nur einige wenige Verwundete und etliche tote und verwundete Pferde. Ich mußte später oft an diesen Tag zurückdenken, wenn verhältnismäßig kleine Begegnungsgefechte oder langweilige Stellungskämpfe viel schwerere Opfer forderten.

Es war ein Ehrentag in jeder Beziehung — er hätte der Regimentsfeiertag des jungen Regimentes werden sollen, dem gestattet worden war, eine in den Karpathen von einer Batterie im Kampfe erbeutetes russisches Signalhorn neben einer von der Heimatsstadt Losoncz gespendeten silbernen Trompete als Ehrentrompete zu führen und das, zur Erinnerung an die Kämpfe von Petrikau und Tamaszów im Dezember 1914 den Namen des Generals der Artillerie v. Gallwitz, unseres damaligen Korpskommandanten, hätte führen sollen.

* * *

Das Regiment, das damalige Feldkanonenregiment Nr. 16, später Feldartillerieregiment Nr. 27 und 127, besteht heute ebensowenig wie irgend ein anderes Regiment unserer alten, ruhmreichen Armee, unserer schönen, stets bewährten Artillerie, ebensowenig wie das preußische Feldartillerieregiment Nr. 73, dessen Ersatzabteilung an diesem schönen Tage in unserem engsten Verbande focht. Mehr noch, der Ergänzungsbezirk ist zerrissen, teils tschechoslowakisch, teils ungarisch, das Offizierskorps — in seinem aktiven Teile überwiegend deutsch — die Berufsunteroffiziere, in alle Winde, über fünf Staaten, zerstreut. Es wird wohl nie eine Regimentsgeschichte von den Taten dieses jungen und doch so bewährten Regimentes erzählen.

So sollen diese Blätter die Erinnerung an dieses Regiment aufbewahren, seinen Angehörigen wie der ganze Waffe zu Ehren. Und wenn sie einem Mitgliede der Ersatzabteilung des ehemaligen preußischen Feldartillerieregimentes Nr. 73 zu Gesicht kommen, so mögen sie ihn an jenen stolzen gemeinsamen Tag erinnern und mithelfen das schwere Leid des Vaterlandes zu tragen.

Bis wieder der eherne Mund unserer Geschütze erdröhnt und in ihrem Donner das Vaterland zu neuer Größe ersteht und wir uns dieser jetzigen dunklen Zeit ebenso leichten Herzens erinnern können, wie jener, als „Iwan der Grausame" uns vergeblich das Gruseln lehren wollte.

Die 24. Infanterie-Division als „Stoßkeil“ der Armee v. Below in der großen Schlacht in Frankreich.

Von Major a. D. Hugo Holthausen, damals Hauptmann und Kommandeur des II. Bataillons Infanterie-Regiments Nr. 139.

Am 28. März 1918 herrscht frohe Stimmung im Stabsquartier der 24. Infanterie-Division. Zwei Telegramme sind eben eingetroffen; beide vom sächsischen König, der der Division und ihrem Führer für die Leistungen in der Durchbruchsschlacht Dank und Anerkennung zollt.

Bald sind die königlichen Dankesworte bei den Truppen bekannt; sie erfüllen jeden mit stolzer Freude, der Division anzugehören und mit „dabei“ gewesen zu sein. Am 30. März gedenkt unser Armeeführer, General Otto v. Below, in einem an den sächsischen König gerichteten Fernspruch der schweren Kämpfe am linken Armeeflügel und der Erstürmung des zäh verteidigten Ortes Vélu durch die Sachsen. „Die tapfere 24. Infanterie-Division“, so heißt es am Schlusse, „unter ihrem ausgezeichneten Führer, Generalmajor Hammer, hat als Stoßkeil der Armee den Angriff bis über den Ancre-Abschnitt vorgetragen und glänzend gefochten.“

In der Tat, wir Offiziere, denen es vergönnt war, an jenen Kämpfen teilzunehmen, haben den unaufhaltsamen Drang nach vorwärts bewundert, der unsere Truppe beseelte. So galt denn auch die 24. Division bei der Obersten Heeresleitung als eine der besten Kampfdivisionen und als besondere Verlaßtruppe.

Die Division gehörte während der Durchbruchsschlacht im März 18 der 17. Armee an, die zusammen mit der 2. Armee zunächst die Abkneifung des Cambrai-Bogens als Aufgabe hatte. Später sollten beide Armeen in westlicher Richtung über Bapaume-Albert vorstoßen und zusammen mit der 18. Armee, die südlich der 2. Armee zum Angriff angesetzt war, gegen die allgemeine Linie Doullens-Amiens vorgehen.

Zu Beginn der Schlacht — 21. März — steht die Division in Gegend Oisy le Verger als Armeereserve, und wird am Vormittage des 22. März in der Gegend westlich Moeuvres bereitgestellt. Nachmittags rücken die Regimenter 139 und 179 nach Demicourt vor. Der Erfolg der 4. Division, die Hermies genommen hat, soll ausgenutzt werden.

Die Nachricht von der Einnahme von Hermies erweist sich später als falsch. Wir bleiben zunächst bei Demicourt stehen. In der Nacht aber wird das Regiment 139 nach Doignies gezogen.

Durch einen unter Maschinengewehrfeuer liegenden Hohlweg geht's zunächst nach dem zerstörten Boursies zurück. Unzählige Sterne strahlen vom klaren Märzhimmel auf das riesige Schlachtfeld herab. Wie Todeskerzen leuchten sie den Helden, die hier unten ausgelitten haben.

Wir marschieren durch die brandigen Trümmer des Dorfes ein Stück auf der großen Straße Cambrai-Bapaume vor und biegen in Richtung auf Doignies ab. Mit jedem Schritt vorwärts wird der Kanonendonner und das tack . . tack . . der Maschinengewehre deutlicher hörbar. Immer klarer heben sich die weißen Leuchtkugeln wachsamer Posten vom dunklen Himmel ab und lassen den ungefähren Verlauf der vordersten Linien erkennen.

Halbwegs Boursies-Doignies wird gehalten. Die Bataillone gehen links der Straße in einem feuerarmen Raum zur Ruhe über und erwarten weitere Befehle. Der Regimentsstab ist zur Erkundung nach Doignies vorausgeeilt.

Trotz der Kälte liegen die Mannschaften bald in tiefem Schlummer auf bloßer Erde. Die Natur fordert ihr Recht. Der Schlaf wird nicht von allzulanger Dauer sein. Drum ist er allen doppelt herzlich zu gönnen. Der morgige Tag wird sicher die volle Kraft von Führer und Truppe verlangen!

Jenseits der Straße zieht sich ein Höhenrücken hin. Hier wühlen sich unaufhörlich Granaten aller Kaliber krachend ein. Wie brennende Krater flammen sie auf in der dunklen Nacht. Die deutsche Artillerie hat hier einen schweren Stand. Aber gerade deshalb antwortet sie dem Feinde trotzig und scharf.

Schließlich dusele auch ich von Müdigkeit überwältigt ein wenig ein und in meinen leichten Traum grollt noch lange das Artilleriefeuer hinein, oft zu großer Stärke anschwellend.

Plötzlich schlagen über mir ein paar Absätze knallend zusammen: ein Radfahrer meines Bataillons steht stramm vor mir und meldet: „Bataillonskommandeure und Adjutanten sofort zum Regiment nach Friedhof Doignies." —

Die Uhr zeigt fast 4 Uhr früh. In zwanzig Minuten erreichte ich mit meinem Adjutanten Doignies, einst ein schönes reiches Bauerndorf, jetzt ein wüster Trümmerhaufen, in dem man sich nur schwer zurechtfindet.

Bald ist alles zur Befehlsausgabe versammelt. Wir stehen an der zerschossenen Friedhofsmauer. Unser Oberst, v. Süßmilch, will hier seine Befehle geben. Über uns surren englische Flieger. Sie heben sich deutlich vom Sternenhimmel ab. Swsch—sch—sch . . . . zischt's plötzlich von oben herab und ramm! — ramm! — ramm! — ramm! . . . . schlagen, kleine sprühende Flämmchen auf der Erde

bildend, ihre Bomben ein. Der Boden erzittert. Uiih! — uiih — uiih! .... heulen einzelne Splitter an uns vorbei.

Wir steigen nun schleunigst in einen modrigen Keller einer halbzerstörten Kapelle hinab. Hier sind wir wenigstens gegen Sicht gedeckt und können mit unseren Taschenlampen auf der Karte in Ruhe den gegebenen Angriffsbefehl verfolgen.

Regiment 139 soll sich mit dem I. und III. Bataillon in vorderer Linie am Südweststrand von Doignies, mit dem II. Bataillon in zweiter Linie zum Angriff auf Vélu bereitstellen, dahinter Regiment 179. Beide Regimenter werden unter dem Kommando der 3. Garde-Division eingesetzt. Regiment 133 bleibt als Korpsreserve in dem Hohlweg nordwestlich Boursies zurück. Das Kommando der 24. Division ist also vorläufig ausgeschaltet.

Die Bereitstellung muß vor Tagesanbruch beendet sein. Unsere Uhr zeigt bald 5 Uhr morgens. Es ist klar, daß die rechtzeitige Ausführung dieses Befehles unmöglich ist. Doch nach dem „Wie" fragt der Soldat nicht; man ist gewöhnt, Befehle trotz aller Schwierigkeiten auszuführen. Eile tut jetzt doppelt not. „Nur vorwärts, es wird schon gehen!"... ist mein Gedanke. Zum Abschied reicht uns unser väterlicher Kommandeur stumm die Rechte. Sein warmer, vielsagender Blick stärkt meine Zuversicht.

Eine Stunde später marschieren die Bataillone lautlos nach Doignies.

Schon beginnt der Tag zu dämmern. — Bald färbt sich der Himmel purpurrot.

Trotz Sonnenschein und feindlicher Flieger gelingt die Bereitstellung wider Erwarten gut. Als ich an der Spitze meines Bataillons die schützenden Häuserreste von Doignies verlasse, um hinter einen kleinen Hügel, den befohlenen Bereitstellungsplatz, zu gelangen, setzt schlagartig von links her das tack . . tack . . tack . . der englischen Maschinengewehre ein. Und nun ertönt ein Prasseln wie von Hagelschlossen aufs Pflaster.

Im Marsch! Marsch! tief geduckt springen wir, so schnell uns die Beine tragen können, durch den feuerbestrichenen Raum hindurch bis hinter den deckenden Hügel.

Leutnant Friede, der Führer der Maschinengewehrkompagnie erhält einen schweren Beinschuß und muß zurückgetragen werden. An seine Stelle tritt Leutnant Wetzel. Mit verhältnismäßig geringen Verlusten arbeiten sich meine Kompagnien hinter die Deckung heran, wo sie sich in Granattrichtern verteilen.

Doch unseres Bleibens ist hier nicht lange. Ein englischer Flieger, dem wir nicht unbemerkt geblieben sind, lenkt das Feuer der feindlichen Artillerie nach uns hin und schon im nächsten Augenblick heulen die ersten Schweren heran. Rawumm!.. rawumm!.. plumpsen sie in den Boden, daß die Erde erschüttert wankt. Ich lasse die Kompagnien sich mehr auseinander ziehen. Rawumm! ... rawumm! . . . neue Marken schlagen ein.

Ich führe zur Vermeidung weiterer Verluste meine Kompagnien an das I. und III. Bataillon heran. Der Augenblick ist günstig. Das eigene Artilleriefeuer zieht sich eben auf die englische Stellung südwestlich Doignies zusammen. So kommen wir ziemlich unbehelligt vor und arbeiten uns von 9 Uhr vormittags ab, vereint mit den beiden anderen Bataillonen trotz feindlicher Gegenwehr bis dicht an die feindliche Stellung heran, wo uns ein eingeschnittener Weg leidlich Deckung bietet.

Hier erwarten wir voll Ungeduld den Augenblick zum Sturm. Jupp! .. jupp! .. fegen die Granaten unserer Feldartillerie über uns hinweg, und eine Dreck- und Qualmsäule nach der andern schießt in der englischen Stellung empor. Und jetzt hoch über uns in der Luft schl .. schl .. schl .. unsere Schweren! Bautz! bautz! — Hurrah! die liegen gut im Ziel. Die feindliche Stellung wird ordentlich sturmreif gemacht.

Die Führer heben von Zeit zu Zeit die Köpfe, werfen durch's Glas schnell einen Blick nach vorn, den Gefechtsstreifen ihres Bataillons nach auffallenden Geländepunkten und feindlicher Besetzung abzusuchen, und tauchen schnell wieder unter, wenn das langgezogene Heulen der schweren Granaten oder das kreischende Schwirren der Schrapnells sich nähert.

Unser Angriffsstreifen führt hart links an Beaumetz vorbei mitten auf Vélu. Das kahle Vorgelände ist wellig und von mehreren Hohlwegen durchschnitten. In der Ferne, am noch leidlich erhaltenen Baumbestand seines Schloßparks weithin erkenntlich, hebt sich unser vorläufiges Angriffsziel, das Dorf Vélu, ab. Vom Feinde ist nichts zu sehen.

Der Engländer hat das Feuer seiner Steilfeuerbatterien hauptsächlich auf unsere Artilleriestellungen gelenkt, während nur leichtes Störungsfeuer auf unseren Bereitstellungsräumen liegt. Trotzdem reißt's manche Lücke in unsere Reihen. Die Zeit bis zum Sturmangriff kommt uns wie eine Ewigkeit vor. Solches Harren ist eine harte Nervenprobe!

Da, um 10 Uhr vormittags tritt die eigene Feuerwalze ihren Weg an. Gleichzeitig bricht das gesamte Regiment in raschem Ansturm in die feindliche Stellung ein und dringt über sie hinweg ohne Aufenthalt gegen die Höhen südlich Beaumetz vor.

Vor uns liegt die gähnende Leere des Schlachtfeldes. Nur das sofort einsetzende Hämmern der englischen Maschinengewehre und die bei uns eintretenden Verluste verraten den gut eingenisteten wachsamen Gegner. In der Luft zischt's, faucht's, rollt's und tost's und hinter der Höhe im Rücken lärmt die eigene Artillerie.

Ich folge mit meinem Bataillon dem I. und III. zunächst dicht auf: Die 7. rechts, meine 5. links vorwärts gestaffelt in vorderer Linie, dahinter etwas eingerückt die 6. rechts und die 8. links, in der

Mitte in dritter Linie meine schweren Maschinengewehrzüge und Minenwerfer. Später lasse ich nach und nach den erforderlichen Abstand nehmen.

Der Angriff vorn schreitet gut vorwärts, ab und zu unterstützt von meinen schweren Maschinengewehren, die aus überhöhenden Stellungen die erkannten feindlichen Maschinengewehre niederhalten. Doch je mehr sich die vordere Linie dem Hohlweg südöstlich Beaumetz nähert, desto stockender wird der Angriff, desto schwerer unsere Verluste, desto lauter das Krachen, Zischen, Dröhnen und Orgeln, desto dicker der Pulverdampf und Dreckschwall einschlagender Granaten da vorn.

Donnerwetter! Was ist dort los? Schnell durch's Glas geguckt! Ha! jetzt seh ich's deutlich. Der Brite hält das Gelände dicht vor und hinter dem Hohlweg unter schwerem Artillerie- und Maschinengewehrsperrfeuer. Alles was den schützenden Hohlweg erreicht hat, wird in ihm niedergehalten. Dazu kommt, daß die linke Nachbardivision zurückgeblieben ist und das links eingesetzte I. Bataillon in Flanke und Rücken durch englische Maschinengewehrnester empfindliche Verluste erleidet. Hier tut schnelle Hilfe not!

Die 5. und 8. wenden sich gegen die Maschinengewehrnester in der linken Flanke. Das Aufrollen der Nester ist oft genug geübt worden, es wird klappen. Der „kleine" Barth, der 5. Kompagnie kampfbewährter Führer läßt nicht mit sich spaßen. Wo er hobelt, fliegen Späne. Bei Gheluvelt in Flandern hat er's dem Briten bewiesen.

Auch die Begleitartillerie greift jetzt ein. Im Galopp protzt sie ab. Ein schönes soldatisches Bild! Aber auch ein gutes Ziel für den Engländer. Todbringendes Eisen schleudert er hin und schon liegen vier Pferde zuckend und strampelnd am Boden.

Vorn geht der Angriff nicht weiter. Alles läßt sich wie durch einen Magneten von dem Hohlweg anziehen. Dicke Menschenknäuel stauen sich in ihm. — Wir nähern uns den vorderen Linien. Die Lage wird immer kritischer! Der Hohlweg muß rasch überschritten werden!

Ich lasse die 7. rechts und die 6. links in vorderer Linie, dahinter die Maschinengewehrkompagnie und die Minenwerfer, durch das III. und I. Bataillon hindurchstoßen und den Angriff vortragen. Vielleicht gelingt es so, die anderen vorzureißen.

Jetzt bewähren sich die bei den Angriffsübungen hinter der Front eingedrillten Flaggenzeichen. Mit den kleinen verschiedenfarbigen Fähnchen werden den Kompagnien ihre Befehle gegeben. Es glückt. Alles setzt sich sprungweise in Bewegung.

Das Zischen, Fauchen, Quarren in der Luft steigert sich unheimlich. Peng ... horr ... tönts über unsere Schädel hinweg und schwillt an zu einem unaufhörlichen bss.. bss.. bss.. huit.. huit.. Brausend zischt's ringsum, wie wenn überkochend Wasser auf die glühende Ofenplatte spritzt: Die blauen Bohnen schlagen in nächster

Nähe ein. Geschwind Deckung nehmen und dann in kurzen Sprüngen sich vorarbeiten! Piuh... kracks.. kracks..tsch! ... fällt Schrapnellfeuer um uns ein. — „Marsch! Marsch! raus aus der Garbe, hinlegen!" — Platt auf dem Bauche verschnaufen wir. Und dann keuchend mit krummen Rücken tief geduckt, die Köpfe feindwärts, folgt Sprung auf Sprung.

Kurz vor dem Hohlweg liegt atemholend in einem Trichter unser Oberst. „Ich freue mich, wie frisch das II. Bataillon vorspringt!" ruft er uns zu. Seine Worte spornen uns an. Schnell geht's weiter.

Jetzt ist der Hohlweg erreicht, in dem es wie in einem Ameisenhaufen wimmelt. Ein Wunder, daß hier noch keine Schweren hinein hauen. Verheerend würde ihre Wirkung sein.

Nur einen Augenblick Luft schnappen und Umschau halten. Die 6., fest in der Hand ihres zackigen Führers, Leutnant Schumpelt, ist dicht bei mir. Rechts hat auch die 7. den Hohlweg erreicht. Das Übrige arbeitet sich noch heran.

Und nun schnell heraus aus diesem Menschengewimmel, Rufen, Schreien, Schimpfen und Befehlen! „Marsch! Marsch!" winken die Flaggen, und sofort setzen sich meine Kompagnien wieder in Bewegung.

Eine zweite noch tollere Hölle bricht jetzt über uns herein. Das bss.. bss.. huit.. huit.. steigert sich zu einem furchtbaren Prasseln. In langgezogenen Röhren faucht's jetzt auf uns zu und rawumm! ... rawumm! ... bohren sich die schweren Granaten des Briten vor, hinter uns, rechts und links in den zitternden Boden ein und explodieren krachend, Qualm, Gestank und Tod um sich verbreitend: Wir befinden uns mitten im Artilleriesperrfeuer.

Die grauen Schützenketten zerreißen. Die losgerissenen Teile halten teils tiefgeduckt in schützenden Granattrichtern kurze Atempause, teils eilen sie wuchtig vorstürzend bis zur nächsten Deckung. Das „Vorwärts auf den Feind, koste es, was es wolle" unserer Gefechtsvorschrift ist allen in Fleisch und Blut übergegangen.

Uns wird's heiß. Wir begreifen, daß der Angriff stockte. Aber besser, schnell durch das Feuer hindurch, wenn's auch für viele der Tod ist, als zwischen zwei Feuern stecken bleiben! — Die 6. und 7. machen Schule, andere Verbände schließen sich an. Also ist der Zweck des Durchstoßens erreicht!

Mit dem Stab, der 6. und ihrem Führer komme ich links an Beaumetz vorbei durch das Sperrfeuer hindurch und gewinne in Richtung Vélu Boden. Der treffliche Führer der braven 7., Leutnant Queißer, ist mit seiner Kompagnie geschickt nach rechts um Beaumetz herum in den feuerärmeren Gefechtsstreifen der 3. Gardedivision vorübergehend ausgewichen und dringt ebenfalls vor, an der Spitze Leutnant Nadler.

Bald ist ein zweiter etwa 200 m halblinks vorwärts des ersten liegender tief eingeschnittener Hohlweg erreicht. Hier hat unsere

Artillerie gute Arbeit verrichtet. Zusammengeschossene Unterstände mit vielen englischen Leichen und noch dampfenden Kochkesseln verraten, daß hier eine Art Reserve-Aufstellung gewesen sein muß.

Auch dieser Hohlweg darf uns nicht lange aufhalten. Wir verschnaufen ein wenig, denn das Springen durch die Sperrfeuerzone hat die Lungen stark angestrengt. Als ich die feindwärtige Böschung hinaufklettere, orgelt's durch die Lüfte heran scharf auf uns zu. Wir kennen diesen Ton. Wumms! ... haut's auch schon in den Hohlweg mitten hinein ganz dicht hinter mir und krach! .. folgt die Explosion.

Der Luftdruck hat mich niedergeworfen. Ein Gefühl wie zwei Peitschenhiebe bringt mich gleich wieder zur Besinnung. Ich blute von zwei Splittern, aber nur leicht getroffen an Oberschenkel und Unterarm. In Hose und Ärmel ist ein Loch gerissen. Hinter mir wälzen sich zerfetzte Menschenleiber in hellroten Blutlachen. Wie auf Kommando stürzen die Überlebenden alle gleichzeitig vor.

In Granattrichtern, die uns die Feuerwalze schuf, geht's wieder in Stellung. So arbeitet sich alles sprungweise an die Eisenbahn heran, die im Bogen nach Vélu hineinführt. Sie ist bald in unserer Hand und der Schloßpark kommt immer mehr in greifbare Nähe.

Vom Engländer ist außer den vereinzelt umherliegenden Toten nichts zu sehen. Er versteht's gut, sich zu verstecken. Ungemütlich für den Angreifer, dem das bss!.. bss.. dauernd um die Ohren schwirrt, und der doch nicht weiß, woher die Geschosse pfeifen. Unsere schweren und leichten Maschinengewehre streuen in kurzen Feuerstößen ab und zu das Vorgelände ab, denn unsere Artillerie ist mit ihrer Feuerwalze längst durchgebrannt.

Und jetzt wieder eine Atempause. Rechts vorwärts gibt die 7. durch Flaggenzeichen ihre augenblickliche Stellung zu erkennen. Die 6. liegt in meiner Nähe. Unsere Reihen sind schon arg gelichtet. Dafür haben sich einzelne Züge des Regiments 179 mit unseren Leuten vermischt. Der Trieb nach vorwärts hat sie in unsere Reihen vorgerissen. Seid willkommen, ihr tapferen Kampfgenossen! Hier vorn werden Männer gebraucht!

Und wieder weiter! Bss .. bss.. peng.. horr.. klingt die dauernde Begleitmusik. Unsere Linien werden immer dünner. Mühsam frißt sich der Angriff durch die englische Maschinengewehrzone hindurch.

12 Uhr mittags sind wir am Bahngleis. Ich diktiere dem Adjutanten, Leutnant der Reserve Müller, kurze Meldung. Er drückt sie der hinter uns kauernden Gefechtsordonnanz in die Hand. „Zum Regimentsstab am Hohlweg Beaumetz!" — „Zu Befehl, Herr Leutnant, zum Regimentsstabe!" wiederholt der Gefreite und eilt rückwärts. Wir sahen ihn nie wieder, bis zum Regimentsstab ist er nicht gekommen. —

Das Maschinengewehrfeuer des Engländers läßt auf einmal nach. Wir atmen erleichtert auf. Der Feind baut ab. Nun rasch ein Stückchen am eingeschnittenen Bahnkörper entlang! Alle beseelt ein Gedanke: Warte Brite, jetzt kommt unsere Abrechnung! —

Blutfleckiges Verbandzeug, Uniformfetzen und weggeworfene Ausrüstungsstücke, stehengebliebene Eisenbahnwagen, umherliegende Munition, gefallene Engländer, hier und da auch ein totwundes Pferd lassen die Spuren des eiligen Rückzuges erkennen.

Ungeduldig drängen wir weiter. Man will doch den Tommy endlich lebendig vor sich sehen! Am Bahnhof vorbei geht's in den Schloßpark hinein.

Die letzten Reste des Feindes verlassen eben den Schloßpark. Peng... horr!... bss... bss... saust's uns wieder um die Ohren. Der abziehende Brite gibt vereinzelte Schüsse auf uns ab. Die 7. mit Teilen der 3. Garde-Division verrichtet hier schon gute Arbeit. Ihr Feuer reißt ordentliche Lücken in die Reihen des Gegners, der nach allen Seiten auseinanderstiebt.

„Marsch! Marsch! Stellung!" kommandiert Leutnant Schumpelt. Auch die 6. vereint mit den 179ern gibt jetzt Verfolgungsfeuer ab.

Laut knallend und klatschend schallt das Maschinengewehr- und Gewehrgeknatter mit hundertfachem Echo durch den hohen Park.

Da eilen auch schon die schweren Maschinengewehre und Minenwerfer heran. Das Geplänkel hier vorn und das Nachlassen des feindlichen Feuers hat ihr Vordringen beschleunigt. Leutnant Bormann, der Führer der Minenwerfer, ein frischer aufgeweckter Junge, blickt flink durch's Glas, das er schmunzelnd und frohgemut wieder absetzt. Und sogleich wird's bei seinen Werfern lebendig.

Päck ... päck ... kläfft's im nächsten Augenblick. Bormann's Zuckerhüte sausen dem Briten im schnellen Flachbahnschuß nach und — kraatsch! ... kraatsch!... krepieren sie krachend über Tommys Häuptern. „Brav Bormännchen! Die Lage sitzt gut!" — Tommy kommt mehr ins Rennen. Darob Freudengeschrei bei unseren Feldgrauen.

Die Säuberung des Parkes schreitet nun rasch vorwärts. Nach allen Richtungen folgt man dem weichenden Feind. Dadurch zerreißen naturgemäß die Verbände, die Kräfte zersplittern sich. Eine große Gefahr für unser ohnehin schwaches Häuflein und doch hat's heute hier gerade sein Gutes.

Was nach Norden einschwenkt, stößt auf den Feind gegenüber der 3. Garde-Division, was nach Süden vordringt, auf den Gegner der 119. Infanterie-Division, während die 179er, die sich nach Westen wenden, die Hauptrückzugslinie des Engländers beherrschen. So schlagen wir zwei Fliegen mit einer Klappe. Wir schädigen den standhaltenden wie weichenden Feind und helfen unseren Nachbardivisionen.

Im Park stoßen Trupps auf ein reichgefülltes englisches Proviant- und Bekleidungsdepot. Voll Freude stürzen sich die Unsern auf die Lebensmittel. Dickes schwarzes lang entbehrtes Porterbier, frisch vom Faß, kühlt den trockenen Gaumen, löscht den brennenden Durst. Schokolade, Cakes, und andere Leckereien wandern hastig in die Taschen oder in hungrige Mägen. So gern man unseren Jungens diese Bissen gönnt, die Nähe des Feindes verbietet's jetzt. Die Führer müssen hart sein! Gewaltsam werden die Hungrigen und Durstigen hier weggetrieben. Es hilft nichts! — Bald geht die Verfolgung überall wieder weiter. Diese Gefahr wäre also beseitigt. Später, Kerls, sollt Ihr ja alles haben!

Die 7. ist inzwischen schnell nach Süden vorgestoßen und überrascht zwei außerhalb des Parks feuernde englische Geschütze. Mit Hurrah! sind sie im Sturm erobert, die davoneilenden Bedienungsmannschaften werden durch Verfolgungsfeuer niedergestreckt.

Um 1 Uhr nachmittags geht die Meldung ans Regiment, daß Délu in unserer Hand ist. Nun gilt's, das Erreichte auch zu behaupten. Keine leichte Aufgabe, denn zur Verfügung stehen nur schwache Kräfte.

Die feindliche Artillerie schweigt; sie scheint Stellungswechsel vorzunehmen. Die Ruhe wird freilich nicht lange dauern, drum muß sie doppelt rasch ausgenutzt werden. Gegenstöße des Engländers können jeden Augenblick eintreten.

In Eile ordnen sich die einzelnen Verbände, wo sie gerade sind. Unter dem Schutze schwacher Schützenschleier am West-, Süd- und Ostrand von Délu erfolgt Gliederung nach der Tiefe wie in der Abwehrschlacht. Der Stab nimmt Aufstellung an der Nordostecke des Parks.

Zwei schwere Maschinengewehrzüge gehen am hohen Bahndamm östlich des Parks in Stellung und lenken vernichtendes Feuer in den noch Stand haltenden Gegner der 119. Division hinein. Was nicht niedergeschossen wird, läuft wie Hasen im Kesseltreiben kopflos hin und her. Schließlich geben sie sich, von unserem Feuer immer mehr abgetrieben, in hellen Scharen der preußischen Division verzweifelt gefangen.

Unterdessen erleben die wackeren 179er auch Interessantes. Auf den nach Westen führenden Straßen flutet der Feind in dichten Massen und wirrem Durcheinander von Menschen, Geschützen und Lastkraftwagen zurück. Wohlgezieltes Gewehr- und Maschinengewehrfeuer unserer getreuen Kampfgenossen reißt gewaltige Lücken in dieses Knäuel. Die Rückwärtsbewegung des Engländers artet bald in wilde Flucht aus.

Gegen 2 Uhr nachmittags unternimmt der Brite aus der Richtung von Leburquière Gegenstöße zur Entlastung seiner flüchtenden Teile. Sie werden durch unser Abwehrfeuer mühelos abgeschlagen. Hierbei wird Leutnant Wetzel verwundet. Die Führer der schweren

Maschinengewehre haben heute Pech. Leutnant der Reserve Friedrich übernimmt jetzt als dritter die Führung der Kompagnie.

3 Uhr nachmittags. Unsere Munition geht zur Neige, wir müssen sparsam sein, bis das Regiment kommt. Hoffentlich läßt uns Tommy bis dahin in Frieden!

Das Proviantdepot übt jetzt wieder seine Anziehungskraft aus. Die Kompagnien versehen sich durch kleine Kommandos mit Verpflegung. Schweigend wird es geduldet, denn die Gefechtsbereitschaft leidet nicht darunter. Man sieht drollige Bilder. Bier, Schokolade, Marmelade, Cornedbeef und Biskuits werden gierig in denselben Magen gestopft. Mit breiten kauenden Backen wird's grinsend verschlungen. Und hinterher raucht der Landser schwere englische Zigaretten. Bald riecht der ganze Park danach. Wohl bekomm's, wenn's schmeckt!

Um 4 Uhr nachmittags überfliegt uns in geringer Höhe ein deutscher Infanterie-Flieger. Wir schwenken mit unseren Munitions-Kästen, denn wir brauchen Patronen. Er winkt „Verstanden" und fliegt zur Division zurück. Ich habe noch heute einen kleinen Zorn auf ihn. Denn er ist sicher der Urheber jener uns später bekannt gewordenen falschen Meldung, Vélu sei erst gegen 4 Uhr gestürmt worden. Meine richtigen Meldungen sind nie nach hinten gelangt, weil die Überbringer fielen.

Gegen 5 Uhr nachmittags treffen die anderen Bataillone und das Regiment 179 ein. Dieses versucht sofort in der Richtung auf Haplincourt weiter vorzudringen, stößt aber bald auf unüberwindlichen Widerstand, den stark befestigten 1. Bapaume-Riegel, der nur nach gründlicher Artillerievorbereitung gebrochen werden kann. In schnell ausgehobenen Deckungen unter dem Schutze vorgeschobener Kompagnien muß das Herannahen der Artillerie abgewartet werden.

Um 6 Uhr abends befiehlt die 24. Division,[1]) die erreichte Stellung zu halten. Der 1. Bapaume-Riegel soll erst am nächsten Tage angegriffen werden.

Froh bin ich, die 5. und 8. Kompagnie wieder bei mir zu haben. Leider hat die 5. einen schmerzlichen Verlust zu beklagen. Leutnant Weller, ein prächtiger frischer Mensch, fiel durch Herzschuß. Und bald folgt eine andere traurige Botschaft. Unser lieber Kommandeur, Oberst v. Süßmilch, hat, auf einem Auge plötzlich erblindet, das Regiment abgeben müssen. Das Regiment verliert mit ihm ein Vorbild von seltener Unerschrockenheit und Pflichttreue, einen ritterlichen äußerst beliebten Kommandeur, dessen Herz väterlich warm für seine Truppe schlug, auf die er sich auch in schwersten Kampflagen stets verlassen konnte.

---

[1]) Sobald General Hammer erkannte, daß 139er und 179er in vorderster Linie die Initiative ergriffen, während die Nachbarn noch zurückblieben, verlangte und erreichte er vom Geneneral-Kommando XI, daß er selbst die Führung seiner Truppen wieder in die Hand bekam und die Unterstellung unter die 3. Garde-Division aufhörte, trotzdem der Division ihre Artillerie zurzeit noch fehlte.

Major Demmering, bisher Kommandeur des III. Bataillons, hat die Führung des Regiments übernommen. Auf seinen Befehl wird das Bataillon im Park gesammelt, die Verbände ordnen sich und die Munition wird ergänzt. Schwache Sicherungen bleiben am Ost- und Südrand des Parkes zurück. Dann versorgt sich alles noch eiligst mit Proviant und wärmenden Decken für die kommende Nacht.

Mittlerweile ist's dunkel geworden. Da heulen plötzlich in bekannten Tönen die Schweren wieder heran. Und nun folgt wieder unaufhörlich jenes langgezogene Röhren, Orgeln, jenes unheimliche Krachen und Fauchen.

Die Nacht wird lang. An Schlaf ist bei dem anhaltenden Krachen der einschlagenden Granaten nicht zu denken. Hier im Park dröhnt's und schallt's auch gar zu laut.

Aber auch diese Nacht geht vorüber. Aufatmend begrüßen wir den anbrechenden Tag. Aber es will heute gar nicht recht hell werden. Dichter Nebel lagert auf Frankreichs blutgetränkter Erde. Unter seinem Schutze werden die Vorbereitungen für den heutigen Kampf getroffen.

Haplincourt ist das nächste Angriffsziel! Diesesmal werden die 139er und 179er nebeneinander eingesetzt. Die 133er folgen als Regiment zweiten Treffens. Mein Bataillon soll zwischen dem I. und Regiment 179 angreifen. Vorher muß das Feldartillerie-Regiment Nr. 77 den 1. Bapaume-Riegel sturmreif schießen.

Leider verzögert sich infolge des nebligen Wetters das Einschießen, so daß der Angriff erst um 11 Uhr vormittags beginnen kann.

Als der Nebel endlich der strahlenden Sonne weicht, wird das Angriffsgelände sichtbar. Es ist von zahlreichen rotgerösteten Stacheldrahtgeflechten und alten Gräben durchzogen und steigt über verschiedene immer mehr sich erhebende Hügelrücken allmählich nach Haplincourt zu an. Wieder ist vom Feinde nichts zu erkennen und doch ist die kilometertiefe Zone mit zahlreichen einzelnen Maschinengewehrnestern gespickt! Schon begrüßt uns die schwere Artillerie des Gegners unsanft! Trotz alledem! Wir lassen uns nicht einschüchtern! — — —

Die Angreifer setzen sich überall in Bewegung. Und nun als hätte der Feind mit fertiggemachten Gewehren schon lange gierig hierauf gelauert, beginnen in der gleichen Sekunde auf der ganzen Britenfront die Maschinengewehre zu hämmern, und vor und hinter uns schlagen ihre dichten Geschoßgarben prasselnd ein, unseren Angriff im Keime zu ersticken.

Ebenso plötzlich, wie wir zum Vorgehen aufsprangen, geht's jetzt in kleinen Geländewellen, hinter Bäumen oder in Gräben in Deckung. Zunächst feststellen, wo der Gegner steckt, der uns hier niederzwingt! Die Sonne in unserem Rücken hilft uns, sie erleuchtet die feindlichen Linien gerade wunderbar. So erkennen wir sehr

bald deutlich die Stellung der feuernden Maschinengewehre auf einem Höhenrücken etwa 1000 m vor uns.

Im Nu eröffnen unsere schweren Maschinengewehrzüge ihr Feuer dorthin und alsbald streut auch unsere prächtige Begleitartillerie den Höhenkamm mit Schrapnells und Granaten ab.

Die Wirkung ist verblüffend. Die Maschinengewehre des Gegners verstummen plötzlich und wie von Taranteln gestochen rennen die an ihren Mädchenröcken erkennbaren Schotten davon.

In wundersamem Schwunge geht das Regiment nun vor, das jetzt hauptsächlich von den überall im Zwischengelände eingenisteten feindlichen Maschinengewehrnestern beschossen wird. Gegen 1/2 12 Uhr ist bereits der erste feindliche Graben in unserer Hand. Neben den Toten liegen zahlreiche gelbe Päckchen voll schönster Zigaretten im Graben umher. Kein Wunder, daß jeder, der plötzlich Besitzer solcher gelben Päckchen wird, sich rasch ein Stäbchen in die Fr... steckt. Bald geht's — diesmal mit Dampfbetrieb! — weiter vor. Das ist der Krieg!

Das tack... tack... tack... da drüben wird wieder lebhafter und das bss... bss... huit... summt uns wütend um die Köpfe. Rechts und links, vorn und hinten knattert's ohne Unterlaß aus deutschen Gewehren und in dieses Geräusch mischt sich das jiu.. jiu.. tsch.. tsch.. der dicht über uns wegfliegenden Geschosse unserer leichten Artillerie sowie das Krachen, Fauchen und Röhren englischer Granaten. Dieses Schlachtgetöse ist für uns nichts Neues. Wenn auch hier und da Schützenketten zerreißen, sie bleiben trotzdem im Rennen.

Schon liegen wir im zweiten feindlichen Graben, der uns dasselbe Bild wie der erste vorhin bietet. Schnell einen Blick zu den Nachbarn geworfen!

Das I. Bataillon ist in gleicher Höhe mit uns, die 3. Gardedivision weiter rechts kommt auch gut vorwärts. Doch links bei den 179ern steigen dumpf dröhnend schwarze Wolken auf. Die vordersten Sturmwellen sind auf ein Tretminenfeld geraten. Erdbatzen und zerfetzte Menschenkörper fliegen in die Luft! Nur einen Augenblick stutzen die vordersten Linien, und dann geht's gleich weiter. Bald befindet sich auch links die feindliche Stellung in deutschem Besitz. Unsere Sache steht glänzend.

Einzelne Maschinengewehrnester des Gegners lassen sich wohlversteckt überrennen und schießen dann in unseren Rücken. Ihr zäher Widerstand ist bewunderungswürdig, jedoch zwecklos. Durch die nachfolgenden Unterstützungen, Minenwerfer und Begleitartillerie werden sie jedesmal schnell unschädlich gemacht.

Unsere vordersten Wellen überschreiten eben den letzten dem Orte Haplincourt vorgelagerten Hügelrücken. Vom Feinde ist nichts zu spüren. Wir steigen daher auf einer Entfernung von etwa 350 m allmählich nach dem Orte zu abwärts, der hauptsächlich in einer Mulde liegt und im Norden von einer Anhöhe begrenzt wird.

Mein Bataillon strebt an dem Nordrande des Ortes vorbei auf diese Höhe zu. Ich eile mit Adjutanten und Ordonnanzoffizier voraus, um von der Höhe ins Hinterland Einblick zu gewinnen. Ein Glück, daß ich's tat!

Denn eben will ich über den Höhenkamm beobachten, da kommen etwa fünfzig Schritt vor uns in breiter Front Panzerwagen mit englischer Infanterie den jenseitigen Hang hinauf auf uns zu!

„Achtung! Tanks!" — schreie ich auch schon im selben Augenblick aus Leibeskräften, mit meinen beiden Stützen hinter die Höhe zurückeilend. Gleich darauf ertönt vom stets kaltblütigen Stabshornisten Trommer geblasen rein und durchdringend das Signal „Achtung!"

Die Truppe ist noch rechtzeitig gewarnt. Im Nu besetzen die vordersten Wellen die auf halber Höhe befindlichen alten Grabensysteme und die schweren Maschinengewehre laden hastig ihre Tankmunition. Einige Sekunden später liegen unsere Leute schußbereit in ihren Deckungen.

Die Motorgeräusche der Tanks werden lauter. Jetzt tauchen die schnaubenden Ungeheuer hinter der Höhe hervor und feuern aus Maschinengewehren und Revolverkanonen auf unsere Linien, die nun mit einem wahnsinnigen Schnellfeuer antworten.

Auch das Feuer der Minenwerfer und Artillerie dorthin zu lenken, ist jetzt meine Hauptsorge. Doch wo ist der Verbindungsoffizier der Artillerie? Ich rufe nach ihm, suche ihn rechts, suche ihn links hier vorn und eile schließlich nach der nächsten Baracke zurück, ihn vielleicht dort zu treffen. Aber ich finde ihn auch hier nicht.

Da naht Bormann mit seinen Werfern als glücklicher Retter. Ich rufe seinen Namen, so laut ich kann, und zeige auf die Panzerwagen. Bormann winkt mir unter Heben seines rechten Armes zu. Er hat die Lage sofort erfaßt. Wie eine Erlösung ist mir's, als ich das Päck!... Päck!... seiner Abschüsse höre. Und gleich darauf kraatsch! ... kraatsch! ... Bravo! — Glück muß der Soldat haben! — Die zweite Mine trifft mitten auf einen Wagen. Helle Flammen schlagen aus ihm heraus, der Benzinbehälter ist getroffen! Mit hochgehobenen Händen stürzen die Insassen aus dem Bauche des Ungetüms hervor.

Jetzt setzt auch das Feuer unserer Artillerie ein. Nacheinander werden die Panzerwagen meist brennend zur Strecke gebracht. Unter ungeheurem Jubel stürzen sich dann jedesmal unsere Leute auf die Trümmer. Eine der englischen Besatzungen hat die Nerven, aus dem lichterloh aufflammenden Tank hinauszuspringen und sich mit den geretteten Maschinengewehren in einem Granattrichter einzurichten. Sie wird nach tapferster Gegenwehr umfaßt und erledigt. Ein einziger Panzerwagen entkommt unversehrt.

Trotz seines baldigen Zusammenbruchs hat uns der Gegenstoß

eine Menge Verluste und auch einen Aufenthalt von einer Stunde gekostet.

Nachdem sich die durcheinandergeratenen Verbände geordnet haben, wird der Angriff fortgeführt.

Zwischen Haplincourt und Villers-au-Flos setzt sich der zähe Gegner im zweiten Bapaume-Riegel östlich Villers-au-Flos, im Dorfe selbst und westlich des Dorfes erneut zur Wehr, wird aber überall durch unsere Infanterie und das gut liegende Feuer der Begleitartillerie schnell vertrieben.

Noch vor Anbruch der Dunkelheit ist Béauleucourt genommen und die große Straße Bapaume-Péronne überschritten. Das Tagesziel ist damit erreicht. Wieder ist die Division ihren beiderseitigen Nachbarn vorauseilend wie ein Keil in die feindlichen Linien eingebrochen.

In den zweitägigen Kämpfen hat das Regiment 139 besonders stark gelitten. Zahlreiche Offiziere sind gefallen und die schweren Mannschaftsverluste haben seine Gefechtskraft erheblich herabgesetzt. Deshalb wird das Regiment am Abend des 24. durch Regiment 133 abgelöst.

Am nächsten Tage dringt die Division, wieder den Nachbarverbänden vorausstürmend, bis westlich der Ancre vor. Sie besetzt am Abend die Orte Irles und Miraumont und folgt am 26. März der über sie zum Angriff auf Sailly hinweggehenden 4. Division als zweites Treffen.

In der Nacht vom 28./29. März wird die Division abgelöst, sie hat 141 Offiziere und über 3000 Mannschaften verloren. 1300 Gefangene, 5 Geschütze, 9 Panzerwagen, etwa 250 Maschinengewehre und ungeheure Mengen an Waffen aller Art, Munition, Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke sind ihre Beute.

In den fünf Angriffstagen hat die Division dem Feinde ein zäh verteidigtes Gelände von über 30 km Tiefe in schwerem Kampfe abgerungen. Ihre Leistungen sind für die allgemeine Lage von hoher Bedeutung gewesen.



Vorstoß zur Marne.

Von Hauptmann a. D. Fritz Matthaei, ehemals im Grenadier-Regiment König Friedrich I. (4. ostpreußisches) Nr. 5 und Führer des I. Bataillons Infanterie-Regiment 115.

Abschied.

Ein sonnenheller Maitag war es, am 28. Mai 1918. Die ganze herrliche Schönheit der frühlingsreifenden Gottesnatur lag schwellend und säftetreibend auf Frankreichs Fluren. Gelb schimmerten schon die Kornfelder, Bäume und Wiesen grünten, Blumen wuchsen tausendfach aus dem kräftigen Boden, gemächlich graste das Vieh auf den Weiden, Pferde sprangen in strotzendem Übermut umher — ein stilles, äußerlich friedliches Bild.

Fauchend und keuchend eilte der D-Zug Mainz—Charleville durch das Land; viel zu langsam für einen der Insassen, den es mit Hast nach Westen drängte. Wohin? Zu wem? Was erwartete ihn, wenn er in jene Gegenden kam, in denen seit Jahren in furchtbarem Ringen sich die Völker gegenüberstanden? In denen die Heere Europas sich bis zum letzten Blutstropfen bekämpften — solange, bis der eine besiegt am Boden lag, um dann die harten Folgen der Niederlage vor aller Welt auf sich zu nehmen. Wohin wollte der stille Reisende, dem noch Kinderstimmen im Ohr klangen, dem die letzte Umarmung seines Weibes am Herzen riß, dem die alten Eltern und die Schwestern stolz, aber mit schwerverhaltenem Schmerz die Hand zum Abschied gereicht hatten, — auf Wiedersehn! auf Nimmerwiedersehn! wer wußte es? „Das Leben ist der Güter Höchstes nicht", so hat unser Dichter gesungen. Und doch wußte der einsam zur Front fahrende Offizier, daß die zu Hause täglich ihren Herrgott in brünstigem Gebet anflehten, den Mann und Sohn und Vater einst wieder gesund in die Heimat zu leiten.

Vorbei, vorbei! Der Abschied war vorüber, die Kluft zwischen sich und den Lieben zu Hause wieder aufgerissen, — er war allein und wußte, daß es gut so war und daß es nicht anders sein konnte.

Heer und Heimat.

Wohin eilte er? Wohin zog es ihn, nicht nur dem Befehl gehorchend, sondern aus dem innersten Trieb seiner Zugehörigkeit zu denen da draußen? Nach Frankreich! Zur Front, zur Truppe!

Gestern noch wanderte er in den herrlichen Wäldern seiner hessischen Heimat, auf sonnendurchglühten Waldwiesen, unter uralten Eichen, über Berg und Tal und schaute frohgenießenden Auges die ganze Lieblichkeit des seit Kindheitstagen heimischen Odenwaldes, — da rief ihn am letzten Urlaubstage ein Telegramm: nicht mehr in dem letzten Ruhequartier in der Champagne, sondern weiter vorwärts bei Laon solle er sich melden. Sofort mußte er reisen. Er wußte genug. Ernst und kampfesfroh zeigte er den dienstlichen Ruf den Seinen: ja, wir werden dem Feinde keine Ruhe lassen; eben erst haben wir ihn von St. Quentin bis Montdidier gejagt, jetzt soll es wohl weitergehen, bis er den Atem verliert. Dann ist im Herbst der Friede da! Er sah, wie sie zusammenzuckten in beherrschtem Erschrecken, aber stolz trugen sie alle ihr stetes, stilles Leid dieser schweren Jahre im Herzen verborgen. Kein Wort, keine Klage, keine Träne, kein Zagen, — ging es doch um das Höchste, was sie alle kannten: um das Vaterland! Durchhalten, hieß es, ein anderes gab es nicht, und doch war dreimal schon die unerbittliche Sichel des Todes in diesen Kreis gefahren und hatte sich ihr Opfer herausgeholt. Dagegen half kein Klagen; heimliche Tränen liefen wohl über die Wangen, aber Mut und Vertrauen hielten sie aufrecht. Es mußte bis zum Ende durchgekostet werden, alle standen für einen, einer für alle — so glaubten sie, so hofften sie, und Gott im Himmel blieb das Übrige anheimgestellt.

Weiter eilt der Zug. Leise und mählich verblassen die Bilder der Heimat, der Familie. Sie müssen es. Denn draußen gibt es nur eins: Soldat sein, Kämpfer sein, den Sieg erkämpfen für die Heimat. Träumend sieht der Offizier hinaus in die dämmernde Landschaft, und deutlich hebt sich ihm im dunkelnden Lande die Gestalt seines Weibes ab, wie sie auf dem weiten, öden Großstadtbahnhof steht: schlank und in schwarze, lange Kleider gehüllt, die erst jüngste Trauer ihr umlegte; so steht sie und starrt noch lange mit weißem, wehendem Tüchlein dem Zuge nach. Kein Wort der Sorge, kein Wort der drängenden Angst kam über ihre Lippen, aber totenblaß ist ihr Gesicht und eine schwere Träne rinnt über die Wangen. Stolz und ernst gibt sie ihm die Hand, den letzten Kuß, — da fährt schon der Zug, der Mann springt auf, auf Wiedersehn! Leb wohl, leb wohl! — Es ist vorbei. Es war stets das Schwerste. — Und er weiß, daß sie bei ihrer einsamen Heimfahrt zusammenbricht und nur mit aller Kraft ihrer liebenden Seele sich für die Kinder und für ihn erhält, — wenn er einst heimkommt. Hab Dank, du mein Weib. Wieder gabst du mir Kraft mit auf den Weg. Ich werde sie brauchen. — Im Abendnebel entschwindet das Bild. Noch lange glaubt er die schwarzen Gewänder und ein bleiches Gesicht zu sehen, er winkt hinein in die Dämmerung und grüßt die Heimat. Hab Dank, du liebe Heimat, daß du mich so entlassen hast: die lieblichsten Gaben botest du mir, mein Hessenland. Ein

reiches Maß von Liebe, von Stolz und heimischer Kraft gab ihm der Kreis, aus dem er schied. Leicht ist es so ins Feld zu ziehen, und dumpf ahnend fühlt er, daß nicht viele es sind, die so reich beschenkt in den blutigen Kampf wieder hinausziehen. An manch schwere Stunde denkt er, in der ihm die Frontkameraden draußen ein verzweifeltes Herz ausschütteten, weil die nächste Heimat sie im Stiche ließ. Und riesenhaft reckt sich draußen in der schwarzen Finsternis des Landes eine drohende Gestalt auf; sie weist mit der Hand nach Osten und spricht murmelnd: Du Heimat, hilf denen da draußen und laß sie nicht allein in Not und Tod. Die draußen sind ein Stück von dir, und wenn du es nicht nährst, dann versagt ihnen die Kraft. Wehe über dich, Heimat, wehe, wenn du nicht aushältst!

Dunkelheit senkt sich nieder. Charleville—Mézières. Dumpf polternd rollt der Zug nach Südwesten weiter. Kein Laut draußen, kein Licht, kein Leben. Die Front ist nahe. Hinter dem schwarzen Vorhang der Nacht entschwindet alles, was in den letzten Tagen gewesen ist. Es bleibt zurück und haftet am Vortage. Nichts darf mit hinüber in diese andere Welt, in die er morgen wieder eintritt. Heimat und Familie sind ausgelöscht aus seinem Erinnern. Es muß so sein, wenn es auch hart und unsagbar schwer ist. Heißt's nicht schon in der Bibel, daß man nicht zween Herren dienen kann? Ja, so heißt es, und das Vaterland braucht ganze Männer, die nichts kennen als den Feind und den Drang, ihn zu schlagen, bis er am Ende ist.

Gewaltig erscheint aus der Dunkelheit des draußen vorüberhuschenden Landes der alte Fritz mit seinem Krückstock: Ich will keine verheirateten Offiziere haben. Er hat recht und auch nicht: denn deutlich fühlt der einsame Frontfahrer im Zuge in seinem Innern den starken seelischen Kraftzuschuß, den ihm gerade seine Heimat, sein Kreis jetzt wieder gab. Er hat das ruhige Gefühl des Geborgenseins bei gleichdenkenden und gleichfühlenden Menschen, denen die Sache alles gilt, hinter der die Person mit bitterem Opfer zurücktreten muß. Das ist schön, das erhebt, erbaut und kräftigt. —

Straff richtet er sich auf. Schon rattert der Zug dem nächsten großen Bahnhof entgegen. Steil stellt sich jetzt die Wand hinter ihn, die ihn von Heimat und Familie trennt. Fest steht er nun in der zweiten Heimat, die er sich blutig erkämpfte und blutig halten muß, um den Sieg zu gewinnen. Und bald auch ist er bei seiner zweiten Familie, bei der Achtung und Liebe die Grundlage des Zusammenhalts bilden. Das weiß er. Stolz bewegt ihm die Brust, Stolz und harte Rührung; mit drängender Sehnsucht denkt er jetzt nur noch an die grauen Männer da draußen, die schon vier Jahre lang das Schwerste tragen, was dieses irdische Dasein dem Menschen geben kann: die tägliche, stündliche Todesbereitschaft, — nicht für sich selbst, sondern zum Schutze einer Allgemeinheit, dessen, was sie mit brennenden Lippen Vaterland nennen.

Die Front.

Dunkel ist diese zweite Heimat. Zerstört, zerstampft, zerbrochen, in Trümmern und Schutt, mit Leichen bedeckt und von Blut durchströmt. Und doch liebt er sie, heiß hängt er an ihr mit allen Fasern seines ruhelosen Soldatenlebens. Seit Jahren ist sie ihm sein täglicher Aufenthaltsort, sein Kampf- und Waffenplatz, sein Ruheort, sein Lager, seine Erholung, sein Leid und seine Freude. Und diese zweite Familie, die er gefunden hat, ist seine Truppe: alle die todesbereiten Männer, die opferwilligen, die unverdrossen Mühsal und Anstrengung auf sich nehmen, die ihre abgezehrten Körper täglich und immerdar dem Feinde darbieten, damit die andere Heimat unversehrt bleibe, damit wir ihr den Frieden bringen. Eine Familie ist sein Bataillon, Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, miteinander verbunden, aufeinander angewiesen und verwachsen zu einer unlöslichen Einheit, die nur so zum Besten des Ganzen verwandt werden kann. Immer steht bei ihnen der allgemeine Zweck vor dem persönlichen Nutzen. Und wenn manch einer auch seine Pflicht nur tut, um sein Leben zu retten, so tut er sie doch, mit zusammengebissenen Zähnen und in oft namenlos schwerer innerer Überwindung — das Ganze, das Vaterland, ruht immer noch sicher auf den Schultern dieser Männer.

Treue Kameradschaft, manche innige Freundschaft, Liebe und Achtung verbinden alle miteinander, und jeder Tropfen Blut, der aus ihren Reihen fließt, kittet um so fester die Übrigbleibenden zusammen; eine Waffenkameradschaft, aufgebaut auf dem gleichen Zweck: der Verteidigung des Vaterlandes, — gepflegt von dem gleichen Geist: der Selbstlosigkeit und Opferbereitschaft, — gefördert von dem gleichen Sinn: Soldat zu sein so lange, wie es die Rettung der Heimat erheischt. Kein gekauftes Landsknechtstum hat in ihren Reihen Platz greifen können; denn Alle beseelt der eine Gedanke, der harten Pflicht gegen das Vaterland nachzukommen. Eine Pflicht ist es, ein Zwang vielfach, oft nicht freiwillig übernommen, aber wenn Einer Wurzel in dieser Frontkameradschaft gefaßt hat, dann bleibt er fest mit ihr verwachsen. Sein Sinn wendet sich ab von dem, was er bisher gekannt hat, und mit Leib und Seele gehört er der Truppe an.

Das ist die Familie des Frontsoldaten. Führer und Geführte kennen sich; in Blut und Tod, in Gefahr und Not, in Leid und Freud stehen sie zusammen. Sie wissen, was der eine vom anderen fordern kann, sie wissen, daß jeder sein Bestes tut und daß Verlaß ist. Vertrauen, Achtung, Liebe — diese drei sind die Grundpfeiler. Dort ist die zweite Heimat und die zweite Familie, und der stille Frontfahrer sieht im Dunkel der wehenden Nacht draußen schon die treuen Gesichter seiner Mitkämpfer, ihre Freude, ihre Hoff-

nungen und Sorgen. Und abermals zieht ein leises sicheres Gefühl des Geborgenseins durch seine Brust: Geborgen ist er bald im Kreise der Kameraden seines Bataillons und auf Leben und Tod mit ihnen unlösbar verbunden.

Im Zuge des Sieges.

Hirson. Drei Uhr morgens. Der Zug hält, und das Dunkel des Bahnhofs, das ruhelose Treiben einer gewaltigen Heeresmaschine nimmt den Frontfahrer in seinen Bann. — Frontstimmung. Sie umfaßt ihn mit ihrer düsteren Schönheit.

Im nahen Offiziergasthaus finde ich in festem Schlaf kurze Ruhe. Strahlende Sonne treibt mich bald zum Bahnhof. Weiter nach Montcornet. Beim Reststab der Gruppe Schmettow unterrichte ich mich über die Lage. Ich erfahre den großen Erfolg des vorgestrigen Tages. Die ersten Verwundeten erzählen von Angriff und schnellem Sieg. Uns gehört wieder der Chemin des Dames, und über die Aisne hinaus ist die Armee schon im Vordringen. Überall Kampfesfreude, Kampfeslust. Sieg ruft es an allen Ecken, Gefangene und Beute werden vorbeigeführt, und die glänzende Maisonne lächelt gnädiges Gelingen.

In mir drängt es vorwärts; ich erhalte eine Karte, unterrichte mich kurz und weiß nun ungefähr, wo ich Division und Regiment zu finden habe. Ein hastendes Vorwärtsdrängen ist überall dahinten. Die hoffnungsfrohen Siegestage von 1914 scheinen wiedergekehrt: wie jene jungen Kriegsfreiwilligen damals glaubt man, nicht mehr zur Zeit zu kommen. Mein Bataillon im fortschreitenden Angriffsgefecht und ich darf nicht dabei sein! Die blutige Eintönigkeit des Stellungskrieges hat manche gute Soldateneigenschaft ertötet, — jetzt aber im Sturme des vorwärtsdrängenden Sieges erwacht in allen Soldaten von neuem der kühne Mannesmut, der den Feind im offenen Felde zu schlagen weiß.

Fort zum Bahnhof; in einer Viertelstunde geht ein Transportzug. Man nimmt mich mit. In Liesse springe ich mit Gepäck heraus; ich stehe an der Straße und warte auf weitere Fahrgelegenheit. Sie findet sich schnell. Und nun geht's im raschen Wechsel mit Fuhrwerk, Lastkraftwagen, Sanitätsauto, Feldwagen vorwärts zur Front.

Da plötzlich ein ruckartiges Bremsen, der Chauffeur starrt glänzenden Auges nach vorn, — langgezogene Hupentöne, zwei Helme mit hohen Spitzen, zwei graue Gestalten fahren steif aufgerichtet und langsam an uns vorüber, — der Kaiser und Hindenburg! — Die Hand zuckt zur Mütze empor, der Kaiser dankt — vorbei, vorbei, — — der lange Zug der Kraftwagen des kaiserlichen Hauptquartiers fährt ruhig und vorsichtig, um die begegnenden Truppen, Kolonnen und Sanitätswagen nicht zu stören, nach hinten. Sie kommen vom Schlachtfeld, von der Truppe. Zum ersten Male sah ich Kaiser und Feldherr im Kriege. Wie mag Hoffnung und

Zuversicht die Brust der beiden Männer bewegt haben, auf denen die schwerste Last der Verantwortung ruhte: ein Volk und ein Heer zum Siege zu führen.

Ich durchfahre den Kampfgürtel. Die vertrauten Bilder der Zerstörung, des Todes, der Vernichtung umfangen mich und lassen alles andere versinken. Schon rattert der Wagen die Berge hinauf. Der Chemin des Dames! Sein Name raunt von unzählbaren Heldentaten deutscher Männer.

Hinab und hinauf rattert der schwere Wagen über Berg und Tal. Stunden verrinnen. In dem Unterstand eines französischen Brigadestabes finde ich bei einer badischen Sanitätskompagnie Aufnahme für die Nacht. In der Frühe des kommenden Morgens schon überschreite ich die Aisne.

Fismes ist erreicht, die Vêsle überschritten. Verängstigte Bewohner lugen aus den Häusern. Schwer sind die Verluste der Franzosen; überall liegen die Blauröcke im Grase, die unsern Truppen den Flußübergang streitig machten. Schwere Artillerie fährt nach vorn. Alles drängt und hastet nach Südwesten. Ich melde mich beim Divisionsstabe; er weist mir den Weg zu meiner Truppe. Auf einsamer Straße fahre ich jetzt durch blühende Fluren ins Gefecht.

Die Leere des Schlachtfeldes umfängt mich mit ihrem eigenen Zauber. Kaum ein Lebewesen weilt mehr hier, bis ich ganz vorn in dem Kamm der vorwärtsdrängenden Sturmwelle die grauen Männer des Sieges wiederfinde. Auf kahler Höhe steht der Brigadeführer und der Artilleriekommandeur. Das erste Knattern des Infanteriefeuers wird hörbar, verlorene Geschosse schwerer feindlicher Geschütze wühlen schon den Erdboden auf und werfen riesige Erdmassen in die Luft. Da, ein Dorf! — Frêsnes. Am Ausgang steht mein treuer Bursche Ignaz Wensierski. Schnell den Stahlhelm auf den Kopf, Pistole, Stock und Spaten in die Hand und hinein ins Dorf. Am Südausgang sitzt in einem Hause über Karten gebeugt der Regimentsstab. Kurz werde ich über die Lage unterrichtet, und dann haste ich weiter zu meinem Bataillon. Es liegt im fortschreitenden Gefecht nur wenige hundert Meter vorwärts des Dorfes.

Bei der Truppe.

Ich trete hinaus. Allein stehe ich in dem Holztürchen der Umzäunung des Obstgartens. Geschosse fliegen pfeifend und krachend in die Häuser und prallen singend und heulend an den Dachsparren weiter. Mit einem Blick umfasse ich die Landschaft. Noch einmal taucht die Erinnerung der letzten Tage auf: eine grüne Wiese, ein wogendes Kornfeld, gegenüber ein dunkler Wald, ein Bach rechts neben mir im Grunde. So wie in der Heimat. Niemand ist zu sehen. Scheinbare Ruhe, — Stille und Frieden. Und doch ist es

anders. Ein Krachen und Splittern liegt in der Luft, und leise schleicht über schwellendes Land der unerbittliche Sensenmann. Niemand sieht ihn und doch fühlt ihn jeder. Heiß prallt die Sonne auf Feld und Wiese. — Die gewaltige Einsamkeit drückt nicht; die zweite Heimat habe ich wiedergefunden. Ich stehe mitten in ihr. Die Brust weitet sich, der Körper streckt sich, und stolz atme ich die reine Luft der Front. Die gewaltige Größe des Opfertodes reckt sich neben mir auf und stellt sich schützend über mich. Dem Vaterlande alles, mein Leben und mein Blut. In ungemessener Erhabenheit deckt der Geist der Front seine Fittiche über mich: Nicht ich stehe hier, sondern ein kleines Glied des großen Vaterlandes.

Schnell schreite ich aus durch den Wiesensteig dorthin, wo ich in dem Sonnenglast die dreieckige grünweiße Feldflagge meines Stabes sehe. Ein Häuflein grauer Menschen liegt und sitzt um das metallene Fähnlein herum.

Da erkennen sie mich: der Hauptmann ist da! — Jetzt bin ich bei ihnen, ein Händeschütteln, leuchtende Freude auf beiden Seiten; ich bin mitten unter den Meinen. Nichts mehr von den Menschen von vorgestern, und auf die kurze Frage, wie der Urlaub war, die knappe Antwort: Es war schön! Das genügt. — Sie wissen, wie es war, und alle sehnen für sich die gleiche Zeit herbei. Und doch hält alle die grauen Soldaten die unerbittliche Notwendigkeit der Pflicht gegen das Vaterland mit eisernen Klammern zusammen.

Der Angriff.

Mein lieber Adjutant, Leutnant Oppermann, unterrichtet mich über die Lage: das Bataillon soll den Wald gegenüber angreifen und nehmen. Rechts ist Fühlung mit der 9. Kompagnie. Links tobt beim Nachbarregiment ein erbitterter Kampf um eine Ferme im offenen Gelände. Das Bataillon soll Luft schaffen, den Angriff vorwärts tragen, — und hinter den dunklen Wäldern treibt die Marne hastig ihre grünen Wellen nach Westen, — das Tagesziel! Doch die Kräfte der Truppe sind stark verbraucht. Seit zwei Tagen geht es ohne Nachtruhe und ohne Rast vorwärts, immer weiter. Ich fühle wohl den Unterschied: ich bin an Körper und Seele erfrischt, mein Bataillon ist hart angestrengt. Trotzdem, der höhere Zweck erfordert hohen Einsatz! Die Marne, die Marne! Wo eilt sie hin? Nach Paris! Dumpf murmelnd zieht das Wort schon durch die Truppe, die Augen leuchten, der Siegespreis ist hoch. Und schützend legen die Wälder ihren breiten Gürtel vor den Schicksalsfluß.

Lebhaftes Maschinengewehr- und Gewehrfeuer schlägt uns aus dem Waldrand entgegen. Nicht von vielen scheint es zu kommen, aber tüchtige Verteidiger müssen es sein, die dort drüben den Waldrand halten. Ich stehe auf. Rechts vorwärts liegt meine 1. Kom-



pagnie; deutlich sehe ich die Schützen, die Munitionsträger, die leichten Maschinengewehre im Grase liegen. Lebhaftes Feuer spritzt auch von ihnen zum Walde hinüber. — Da, links am Wiesenrain ein Aufschrei! Mit weit zurückgeworfenen Armen schlägt ein Artillerist lang auf den Boden, das Telephongerät entfällt seiner Hand; er rührt sich nicht mehr. Sanitäter! Er kehrt bald mit den Wertsachen des Toten zurück. Ein Anderer wird an seine Stelle treten und die Fernsprechleitung zu der Stoßbatterie legen. Wir brauchen sie, sie ist nötig. Schlaf wohl, du Held.

Nun schreite ich hinüber zur 1. Kompagnie. Zugführer Sergeant Michalak meldet seine Beobachtung: die Schufte sitzen fest und schießen verdammt gut. Hier, dort, rechts und links zeigt er mir die Braven der Kompagnie, die auf dem Felde der Ehre blieben. „Wir müssen vorwärts, Michalak". Nicht zweimal läßt er sich's sagen. Übernächtigt steht der große abgezehrte Mann auf: „Leute, vorwärts, die Marne ist dahinten! Heut noch müssen wir sie haben. Verdammt, wer nicht mitkommt." Und er streckt sich in seiner ganzen Länge und springt mit mächtigen Sätzen vorwärts, ihm nach tobt der Zug; die Schützen vorweg, dahinter keuchend und stolpernd die leichten Maschinengewehr-Trupps und Munitionsträger. Andere schließen sich an, die erste Kompagnie kommt ins Rollen. Wie so oft: das persönliche Beispiel wirkt Wunder. In zwei Sprüngen geht's auf den Waldrand zu. Eine erschrockene Feuerwelle prasselt den Stürmern entgegen; zu hoch geschossen! Sie schadet nicht. Der Feind ist ob des unerwarteten Sturmes verwirrt, — dann wird es still. Auf dem gerade in den Wald hineinführenden Wege sehen wir die blauen Gestalten nach hinten laufen und in der Tiefe verschwinden. Schon sitzen bei den leichten Maschinengewehren die Schützen im Grase, und knatternd fährt die Geschoßgarbe in den Wald, — Reihenfeuer! Wie mit Peitschenhieben treffen die stählernen Spitzen die Bäume. Feuerpause! Nichts rührt sich mehr. Nur ein fernes Knacken und Rascheln mahnt noch an den eilig flüchtenden Gegner. Der Wald umfängt uns mit seiner tiefen Ruhe.

Das Bataillon sammelt sich. Die Kompagnien treffen am Eingang zum Walde ein. Jetzt sehe ich sie alle, die abgezehrten grauen Kameraden, und Freude leuchtet auf ihren Gesichtern. Doch kein Rasten gibt es. Der Wald soll unser werden. Patrouillen vor! Sofort melden sich die Leute. Das schußfertige Gewehr unter dem Arm schleichen sie hastig vorwärts in die Tiefe des Waldes. Unter ihrem Schutz tritt das Bataillon auf dem Wege an. Noch immer tobt links ein verzweifelter Kampf. Das Knattern der Gewehre mischt sich mit dem Einschlag der Granaten und leichten Minen. Auch die Franzosen wissen gut, worum es geht, — um die Marne!

Mitten durch den Wald zieht das Bataillon, mit Klappern und Rauschen, mit Stampfen und Dröhnen, immer vorwärts. Da

heult es über uns. Drei, vier, sechs schneeweiße Wolken entwickeln sich aus dem Unterholz der Bäume. Krachend und splitternd sinkt ein junger Baum zu Boden, und wie von unsichtbarer Hand abgesägt brechen hoch oben an den Bäumen die Zweige. Schneller wird das Marschtempo, mit scheuem Blick sehen die Jüngsten nach links, wo das Verderben in den Wald hineinplatzte. Rufe tönen aus der Kolonne: „Die Kerls haben hinten schon gemeldet, daß sie aus dem Walde 'raus sind, und jetzt kriegen wir die verfluchten Dinger auf's Dach." Wieder knallt es, — vier, sechs, achtmal, es richtet keinen Schaden an. Doch der Gegner sucht die Mitte, den Weg. Abermals hastet alles nach vorn, da heult und kracht es auch schon dicht bei uns, zwei Brave liegen am Boden. Unbekümmert um das Feuer bleibt der Kompagniesanitäter zurück und verbindet den einen, — bei dem andern ist's nicht mehr nötig.

Die mittelste Patrouille kommt zurück: gerade vor dem jenseitigen Waldrand mitten auf dem Feld sitzt der Feind auf's neue. — 2. Kompagnie nach vorn! Sie tritt an, entwickelt sich, und bald sind die grauen Männer zwischen den Bäumen unsern Blicken entschwunden. Am Waldwärterhaus halten die übrigen Kompagnien. Schon beginnt wieder Plaudern, Pfeifen werden angesteckt und Essen herausgeholt. Zwischendurch sucht die 4. Kompagnie ihren toten Kameraden. Mitten auf dem Weg blieb er. Ein Splitter spaltete ihm den Schädel. Am stillen heimlichen Waldwärterhaus unter Frankreichs Bäumen findet er sein Grab. Schwer ist die Arbeit. Acht Mann schaufeln den Boden heraus, hacken und zersägen die Baumwurzeln, und bald wird der Tote hineingebettet. Ein stilles Gebet, drei Hände voll Erde, der Hügel ist geschichtet. Ein einfaches Kreuz ist rasch zusammengebunden, und seine Inschrift sagt, daß hier wieder ein deutscher Mann für des Vaterlandes Rettung sein Leben ließ.

Vorn am Waldrand knattern die Gewehre der 2. Kompagnie, Leutnant der Reserve Tausch läßt den Feind nicht zu Atem kommen. Ich gehe dem Klange nach, doch schon auf halbem Wege bleibe ich stehen. Antreten! Antreten! Nun sind wir durch. Auch links hat der Lärm aufgehört, und als wir hinaustreten, sehen wir durch die Kornfelder die Schützenlinien des linken Nachbarregiments vorwärtskommen. Hart treten wir auf die große Chaussee, die von Fère zur Marne hinunterführt. Im Grunde lugt der Turm des Schlosses Le Charmel hervor. Hinter uns Pferdegetrappel auf der Straße. Ein Batterietrupp der 36er trabt die Straße herab, dahinter rauscht und rattert und tost die Batterie auf uns zu. Nun wird es Luft geben, denn wir beide, Infanterie und Artillerie, gehören immer zusammen.

Ein neuer Befehl des Regiments treibt uns wieder in den Forst von Fère hinein. Dichtes Unterholz klammert sich um die Beine, an die Waffen, an die Gewehre und Maschinengewehre.



Schwer keuchend und fluchend arbeiten wir uns mit Säge und Seitengewehr in der Hand in das Astgewirr. — Da sind wir durch. Breit hingelagert liegt vor uns auf der Höhe ein Hof, die Franquet-Ferme. Vom Hoftor und aus allen Stockwerken schlägt Feuer heraus nach allen Seiten. Deutsche Jäger arbeiten sich in hastigen Sätzen an den Hof heran. Schon sind auch die schweren Maschinengewehre des Bataillons am Waldrand. Schnell baut sie der Zugführer, Feldwebel Pietzick, auf; in knieendem Anschlag setzt er sie selbst an, und sofort knattern die Feuergarben gegen die Steinwände des Hofes. Da wird etwas Luft. Doch zähe hält der Gegner aus. Erst, als die Granaten unserer Artillerie die Gebäude zerschlagen, läßt der Widerstand nach. Stunden sind darüber vergangen. Wer weiß, was unsere Leute hergaben in diesen langen Stunden an Körperkraft und Seelenstärke, und wie sie doch immer unverdrossen ihrer blutigen, schweren Arbeit nachgingen? Der Abend senkt sich. Noch ein solch verfluchter Wald, und wir sind durch, — wir schauen das Tal.

Zur Marne.

Es dämmert draußen. Ein helles Band schlängelt sich in zahlreichen Windungen, hinter vorspringenden Bergen und Wäldern wieder verschwindend und auftauchend, zu unseren Füßen von Ost nach West. Der Schicksalsfluß. Gedanken bestürmen uns. Schon 1914 brachte er uns zum Halten. Soll's heute auch wieder so werden? Auch die Mannschaft empfindet, was dieser Fluß für uns bedeutet, und ein Sprechen geht durch das Bataillon: hinüber, hinüber! Und weiter nach Paris! Nur so zwingen wir sie, und dann ist Schluß im Herbst. — Totenstill liegt auf unserer Seite das Dorf Jaulgonne an der Straße. Drüben leuchtet weißglänzend in der Abendsonne das Schloß von Varennes. Und auf der jenseitigen Uferstraße rennt und hastet es hin und her. Winzig kleine blaue Soldaten laufen auf der Straße im Durcheinander nach rechts und links, zwei, drei, vier Autos jagen hinter das Schloß, und als sie auf der anderen Seite hervorkommen, faßt sie das Granatfeuer unserer Feldartillerie. Einen Augenblick stutzen sie, dann hasten sie in regelloser Flucht weiter hinter die nächste schützende Flußkrümmung. Doch eins bleibt stehen, die Maschine muß zerschossen sein, heraus springt der Führer und verschwindet im Gebüsch.

In schnellem Abstieg rutschen wir an Hecken und Weingärten hinunter zum Dorf. Von allen Seiten wird es gleichzeitig genommen, von rechts das Nachbarregiment, von links die Badener, — unsere Maschinengewehr-Bespannungen rasseln die Straße hinunter, Reiter hasten und jagen, — alles zum Dorf, zum Übergang! Da, — ein gewaltiges Beben, Rauschen und Donnern erfüllt die Luft, die Hängebrücke knackt wie ein Kartenhaus zusammen, und nur die Uferpfeiler noch ragen einsam gen Himmel. — Verdammt

noch mal, die Brücke ist vom Feinde gesprengt! Jetzt wird das Übersetzen schwerer. Aber wir schaffen's doch.

Am östlichen Ausgang des Dorfes sammelt sich das Bataillon. Ein schmaler Hügel verbirgt uns der Sicht des Feindes. Postierungen werden zum Flußufer vorgeschoben und sie melden, daß drüben nichts sich regt. Es ist dunkel. In einem großen Obstgarten sind die Gewehre zusammengesetzt, und wir warten auf Befehl und Übersetzgerät. — Um 11 Uhr nachts endlich kommen, mit leisem Hallo begrüßt, die Feldküchen die Straße heruntergerasselt. Der findige Führer, Feldwebel Voelkner, leitet sie uns auf dem kürzesten Wege zu. Und mit ihm meldet sich Wachtmeister Weißberg und fragt nach dem Bedarf an Munition. Groß ist der Bedarf, und in einer halben Stunde, verspricht er, ist alles zur Stelle. — Erst jetzt kann ich den Anzug wechseln, die Urlaubssachen verschwinden in der Feldkiste, — ich schlüpfe in meinen Feldrock, der schon so manche Schlacht gesehen. Schnell ist das heiße Feldküchenessen verschlungen, viel zu wenig beinahe für die ausgehungerten Körper, der Kaffee ausgegeben, — und bleiern schwer senkt sich der Schlaf auf die müden, zu Boden taumelnden Mannschaften. Nur einzelne wenige Gruppen sitzen zusammen und plaudern leise, von dem was war, und von dem was kommt. Gerüchte laufen schon umher: die einen sagen, die Oberste Heeresleitung wolle keinen Übergang, die andern meinen, es seien keine Pontons da; schließlich gewinnt die Rede die Oberhand, daß wir doch hinüber müssen, denn doch schade ist's, hier liegen zu bleiben und nicht noch weiter in das Herz Frankreichs hineinzustoßen. Ich liege und lausche still, und bald hat auch mir der Schlaf die Augen zugedrückt.

Im Brückenkopf.

Gleich nach Mitternacht holt mich ein Läufer zum Regimentsstab. Erfrischt von kurzer Ruhe springe ich auf und lasse mich durch's Dorf führen. Reiter, Wagen, Pioniertrupps, Fernsprecher, — es wimmelt von tätigen Leuten. Gespensterhaft tauchen sie aus dem Dunkel und verschwinden wieder in Häusern und Gärten, hinter Mauern und Hecken. Alles ist leise; jeder bemüht sich, die Aufmerksamkeit des Feindes nicht auf das Dorf zu lenken, denn es raunt schon von dem Übergang. Greifbar nahe ist er mit Händen. Hier und dort schläft und schnarcht einer in Waffen und Ausrüstung, den die Anstrengung der letzten Tage übermannt hat: da steht eine dunkle Figur an die Wand gelehnt, dort sitzt ein Anderer vornübergefallen auf einem Holzbalken, und hier liegt ein Dritter auf den harten Steinen der dörflichen Pflasterstraße. Ab und zu klingt ein hohles Sausen über dem Dorf, und krachend fährt eine Granate in die Dachsparren. Wen stört das noch? Da muß es schon schlimmer kommen. Und es dauert nicht lange. Ein dumpfer Knall weit drüben hinter den Bergen, — ein Klingen und Sausen,

ein Schwingen und Heulen in der Luft, und mit steigender Geschwindigkeit rast brüllend und zischend eine schwere Granate auf die Straße, — ein Feuerstrahl, Rauch, Qualm, Splitter brechen knackend durch Fenster und Türen, — „Aha," tönt es neben mir aus der Dunkelheit, „jetzt schießt er schon mit den großen Koffern". — „Na, Mensch, laß ihn mal ruhig den D-Zug ankurbeln, mich stört's nicht." Und ein Lichtstrahl meiner Taschenlampe zeigt mir, daß da an einer Hausecke stillvergnügt zwei graue Gestalten hocken und behaglich den Inhalt ihrer im französischen Proviantamt erbeuteten Konservenbüchsen vertilgen. Glückliche Menschen, denen der Tod nichts mehr bedeutet, die die tägliche Gefahr abgestumpft hat, — und die doch, wenn es der Zweck erfordert, Helden werden und ihre Pflicht bis zum Letzten tun.

Der Läufer öffnet eine Tür: geblendet starre ich in die von mehreren Kerzen erhellte Stube: „Führer des I. Bataillons zur Stelle." „Guten Abend, Herr Hauptmann, es wird noch eine tüchtige Nacht werden." Der Regimentskommandeur spricht's, Oberst Brinck, und er fährt fort: „Das I. Bataillon steht um 2 Uhr morgens östlich der gesprengten Brücke bereit, wird dort auf Kähnen übergesetzt, gewinnt den Bahndamm, fühlt auf Varennes vor und richtet einen weiten Brückenkopf ein; rechts Anschluß an den Fluß, links an II. Bataillon. Ich bleibe hier im Dorfe, III. Bataillon hart nördlich, — na, denn los, viel Glück! Das Bataillon wird es schon schaffen." Dann fügt er Einzelheiten hinzu. Der Adjutant, Oberleutnant Klawitter, unterrichtet mich weiter über die Führung durch Pioniere, Zeit des Angriffs, Artillerievorbereitung und anderes. Ich höre zu, aber meine Gedanken bewegen schon den Angriffsbefehl: flott muß es gehen und rasch zugepackt, dann sind wir Sieger.

Ich bin entlassen. Draußen tobt und kracht es heftiger als vorher. Maschinengewehr-Feuerwellen knacken zwischen die Häuser. Der Feind ahnt, was ihm bevorsteht. Er will den Übergang verhindern, wir wollen ihn erzwingen. Und wir erzwingen ihn. Ich bin wieder in dem nächtlich dunklen Obstgarten bei meinem Bataillon. — „Die Herren Kompagnieführer!" Mit schweren Gliedern erheben sich die treuen Kampfgenossen, stecken die Waffen zurecht und melden sich. Beim Schein der Taschenlampe wird der Befehl ausgegeben, erläutert und besprochen: der Feind darf nichts merken, sonst kostet es viel Blut.

1^{30} morgens, die Kompagnien werden geweckt. Schlaftrunken raffen sich die grauen Männer auf. Tornister, Brotbeutel umgehängt, Patronen werden verteilt, Maschinengewehre nachgesehen, Munition gegurtet, Handgranaten und Zünder geprüft. Die Küche gibt nochmals Kaffee aus. Wärmend und belebend ergießt sich das heiße, braune Wasser in die müden Körper. Streichhölzer flammen

auf, Zigarren glimmen durch das Dunkel, leises Flüstern beginnt. Das Bataillon ist wach.

Da melden sich die Führer der Pioniere. Antreten! Lautlos schleicht das Bataillon durch die langgezogene Dorfstraße. Alle Augenblicke gibt es einen Halt. Andere Kompagnien kreuzen uns, schwer fahrende, hohl klingende Wagen mit Halbpontons streben der Uferstelle zu, Granaten krachen in die Häuser, Infanteriegeschosse schlagen prasselnd in unsere Nähe und hauen in die splitternden Hauswände. Dunkel ragt der Kirchturm in die Sommernacht.

Wir sind an der Brückenstelle. Schlamm und Wasser steht auf dem Boden. Im hohen Schilf liegen die Pontons, schwere lange Wagen halten vom Ufer hinauf die halbe Dorfstraße entlang in dunkler Reihe. Die Pferde schlafen in den Sielen. Leises Sprechen und Wettern überall, verhaltene Kommandoworte, Rufe, Schimpfen, unterdrücktes Schreien. Dazwischen das dumpfe Dröhnen der Pontons und das Stöhnen eines Pferdes, das vor einem umgekippten Wagen liegt und nicht mehr die Kraft hat, sich zu erheben. — Hochaufgerichtet steht an der Übergangsstelle der Regimentskommandeur, Oberst Brinck. „I. Bataillon zum Übersetzen bereit." — „Lassen Sie wegtreten, es dauert noch lange. Das andere Ufer scheint noch besetzt zu sein, an Brückenschlag ist nicht zu denken. Das Bataillon muß dann in Kähnen und Prähmen hinüber, die Pioniere haben genügend beigetrieben."

Ich gehe zu meinem Bataillon in das Schilf: „Kompagnien wegtreten lassen!" Ein Rascheln und Rauschen, zu Boden sinkt in der Dunkelheit die graue Wand von Männern und verfällt in unruhigen Halbschlaf, — die Waffen in der Hand, den Tornister auf dem Rücken, den schweren Stahlhelm auf dem Kopf. Nur die Offiziere sammeln sich vorn, um zu sehen, was es gibt. Und wenige Unteroffiziere und einige Mannschaften plaudern flüsternd über das, was der kommende Morgen bringen wird.

Da plötzlich drüben ein rasendes Blitzen und Leuchten, Feuern und Knattern, zwischen uns peitscht und schlägt und haut und klatscht es auf das Ufer, daß der Schlamm hoch aufspritzt, Halme sinken zerknickt in sich zusammen, lautes Schreien: „Sanitäter!" Röcheln, Jammern — dann ist's still. Eine Feuerwelle der feindlichen Maschinengewehre aus dem Schloß hat die Pioniere gefaßt und 21 graue Männer bei ihrer harten dunklen Arbeit zu Boden gelegt. Galt es der Brückenstelle? Galt es uns? Wann kommt die Wiederholung? Platt an die Erde gedrückt harren wir — Nichts rührt sich mehr drüben. Beherzte Männer springen vor, helfen den Verwundeten, legen die Toten zur Seite. Schnell wird der erste Kahn besetzt, und das Leitseil spannt sich zum andern Ufer. Der Strom fließt schnell, und was nicht fest liegt, treibt im raschen Laufe ab nach Westen. Der Kahn kehrt zurück, die Pioniere melden,

das Ufer sei frei, das Seil um einen Baum geschlungen. Das Übersetzen beginnt.

„3. Kompagnie auf!" Leise tönt das Kommando. Rasselnd und schnaufend erhebt sich die Masse. „Antreten!" Der erste Zug setzt zuerst über. Leutnant der Reserve Iwanowski springt in den Kahn, ihm nach folgen 30 Mann, und leise gleitet das Boot und schwimmt mit der Strömung ruhig und sicher am Leitseil hinüber. Kinder sind die Frontsoldaten: die Ueberfahrt weckt ihre Lust, und muntere Späße laufen leise flüsternd, die dunklen, am Bord des Kahnes lehnenden und auf dem Boden des Nachens sitzenden Reihen entlang, die Pioniere werden geneckt, und währt die Überfahrt auch nur wenige Minuten, der Soldat kostet sie aus in harmloser Freude. — Der Prahm stößt ans Ufer. Heraus klettern die grauen Gestalten, kriechen am Ufer empor und schauen neugierig über die Mauer eines Parkes hinein in den ersten dämmernden Morgen und in das weite deckungslose Land. Leutnant Iwanowski wartet noch den nächsten Zug ab, dann geht er nach rechts zur gesprengten Hängebrücke, besetzt den Brückeneingang, und schon mit dem nächsten zurückkehrenden Kahne meldet er, daß das Ufer vom Feinde frei und alles still sei.

In schnellem Hin- und Herfahren wird das Übersetzen nun beendet. 4 Uhr 45 ist alles drüben. Der Morgen dämmert. Die schirmende Nacht neigt sich zu Ende. Der junge Tag rüstet sich. Hinter der Parkmauer gedeckt stehen meine vier Kompagnien, sprungbereit auf den Befehl zum Vorgehen harrend.

Strahlend bricht die glänzende Morgensonne des 31. Mai über die östlichen Berghänge. Wir überschauen das Vorgelände. Eine breite Straße führt, hochgedämmt und an den Seiten mit Bäumen und dichtem Gebüsch bewachsen, in der Angriffsrichtung über die Mitte der Niederung nach Varennes hinüber. Rechts und links Kornfelder und Weideland. Quer über die weite Fläche des Flußbogens zieht sich eine Bahnlinie, im linken Teil liegt der Schienenstrang flach auf dem Boden, im rechten hebt er sich auf einen breiten hohen Damm. Das hellschimmernde Schloß von Varennes liegt stumm und still. Dahinter begrenzen waldige Berge die Sicht.

Der Befehl ist ausgegeben. Der Angriff beginnt. Rechts 3., links 4. Kompagnie, dahinter 2., und 1. an der Straße. Der Stab bleibt bei der 2. Kompagnie. Prasselnd und rauschend wird die Mauer überklettert. Vorneweg die beiden Kompagnieführer, Leutnants Iwanowski und Schulte, dahinter die ersten dünnen Wellen mit leichten Maschinengewehren, dann dichter und geschlossen die Reste der Kompagnien. Ein Zug schwerer Maschinengewehre begleitet die vorderste Kampflinie. Ein stolzes Bild. Stürzend und laufend verschwinden die Schützen in den hohen Wellen der Kornfelder, vorwärts, vorwärts! Die Bahn, das Schloß muß unser sein. — Da öffnet es auch schon seinen feuerspeienden Mund, und aus

allen Stockwerken flammt den Stürmern hageldichtes Feuer entgegen. Manch einer taumelt in das Korn, doch es gibt kein Halten. Am vierten Tage der Offensive, nach täglichem Angriff und nächtlichem Marsch, ohne Rast und Ruhe gewinnt das Bataillon Raum. Feuernd und springend arbeiten sich die Schützenwellen vor. Die Bahnlinie ist erreicht. In kurzem wütendem Handgemenge werden die feindlichen Postierungen erledigt, der Rest flüchtet rückwärts zum Schloß, und ratterndes Maschinengewehr-Feuer läßt nur die Hälfte die schützenden Mauern gewinnen. Atempause. Ein kurzes Verschnaufen nur. Gefangene werden zurückgeführt.

Ein dumpfes Rollen wird hinter den Bergen hörbar, und brausend und heulend jagen die ersten Granaten des Feindes zu uns herüber. Klatschend und spritzend schlagen sie ins Wasser, und in minutenlangem Wirbel ist die Fährstelle in Rauch und Staub und Wassersäulen gehüllt. Der Feind hat den Übergang erkannt. Kurz sieht er seine Wirkung, dann setzt das Feuer von neuem ein, und in dem rasenden Trommeln der feindlichen Granaten stürzt die Mauer zusammen, die Spitter der Kähne fliegen zu uns hinüber, und Balken und Bohlen von den zerschossenen Prähmen gurgeln im raschen Lauf hinter uns den Fluß hinab. Die Verbindung nach hinten ist zerrissen. Das Dorf Jaulgonne hüllt sich in Rauch und Staub, und nichts sehen wir hinter uns, als die platzenden Granaten des Feindes.

Wieder holt er kurz Atem. Dann faßt er sein Feuer abermals zusammen, und mit ungeheurer Wucht trifft der eiserne Hagel jetzt das Bataillon. „Halt! Eingraben!“ Kein Fleckchen der weiten Ebene, das der Feind unbeschossen läßt. Mit vier Batterien sucht er das ganze Gelände ab, den Bahndamm, die Hecke, die Straße und die hohlen Steinbögen des Restes der gesprengten Brücke. Verluste treten ein. Ein hastiges Kommen und Gehen entwickelt sich vor unseren Augen in Varennes. Ein feindlicher Panzerwagen braust von rechts in das Dorf. Meldung sendet die 2. Kompagnie. Die beiden ersten Läufer erreichen nicht mehr den Stab. Zwei brave Pommern, Gefreiter Neumann und Gefreiter Arndt, beide aus demselben Dorf gebürtig, liegen in ihrem Blute. Eine schwere Granate warf sie zu Klumpen auf die Straße.

Noch immer knattert das Feuer unserer Gewehre und Maschinengewehre aus der vordersten Linie dem Feinde entgegen. Er wagt sich nicht heraus aus den schützenden Mauern. Hastig graben vorn unsere tapferen Schützen in der Erde, mählich verschwinden sie in dem deckenden Boden. — Die Marne haben wir, und der Brückenkopf wird gehalten; aber ein Vorwärtskommen ist jetzt nicht mehr möglich. Wir sind abgeschnitten von hinten. Nichts regt sich auf dem nördlichen Ufer der Marne, wir sind allein und halten mit zusammengebissenen Zähnen das eroberte Land. — Jetzt Meldung zurück ans Regiment. Wer kann schwimmen? Denn anders ist es

nicht möglich, auf das andere Ufer den Bericht über die Lage zu bringen. Sofort meldet sich mein junger Ordonnanzoffizier, Leutnant Krakow, und ein Läufer des Stabes, Musketier Ludwig, ein junges frisches Kerlchen, will mit. Schnell ist die Meldung ausgefertigt. Sie reißen sich die Kleider herunter und springen hinab in den mit scharfer Strömung nach Westen fließenden Fluß. Ich begleite sie zum Ufer und sehe, daß beide drüben glücklich angekommen sind.

½8 Uhr morgens. Das feindliche Artilleriefeuer hält in unverminderter Stärke an. Krachend und splitternd hauen ununterbrochen die Granaten auf die Ebene hernieder. Die Verluste mehren sich. — Da schleppen sie schwer verwundet meinen braven Läufer, den Gefreiten Felski. Ein Granatsplitter hat ihm das Rückgrat zerbrochen. Bleich und mit großen fragenden Augen sieht er nach oben, und mit leiser Stimme sagt er mir, daß es zu Ende geht. Noch tröste ich ihn, aber still schüttelt er den Kopf, er weiß es besser: bald ist er droben bei den Kameraden der großen Armee. — In den stehengebliebenen Steinbögen der gesprengten Brücke hat der Bataillonsarzt, Assistenzarzt Dr. Leppelmann, den Verbandplatz eingerichtet. Still und treu, sorglich und helfend tut er sein schweres Amt. Da verbindet er, hier schient er einem jungen Mann den gebrochenen Unterschenkel, dort setzt er den Wehrmann, dem ein Granatsplitter die Lunge zerriß, aufrecht an die Wand; so geht es besser, aber schwer röchelnd ringt der Verwundete nach Luft, in hohlen pfeifenden Stößen zieht sie ihm durch das offene Loch in der Brust und die großen Augen in dem todbleichen Gesicht sind wünschend nach rückwärts gerichtet. —

In den Büschen neben uns rauscht und knackt es, und brummend schiebt sich das mächtige Haupt einer Kuh durch die Zweige. Unverletzt ist sie bis hierher unter die schützenden Bögen gelangt. Mit einem Satze springt der Sanitätsfeldwebel Lawien auf sie zu, packt sie bei den Hörnern und hält sie. Ihr strotzendes Euter ist voll von köstlicher Milch, schnell wird es ausgemolken und mit heißen Lippen schlürfen die lechzenden Verwundeten in der Sonnenhitze des jungen Maitages das erquickende Labsal.

Noch immer ist nichts vom anderen Ufer zu hören. Kein Flieger zeigt sich. Kein eigenes Artilleriefeuer ist zu hören, und schwer lastet die harte Lage auf dem Bataillon. Mit unverminderter Heftigkeit schlägt der Eisenhagel auf die Ebene, doch ruhig und mit fester Sicherheit harrt das Bataillon aus. Von Mann zu Mann springe ich vorn bei der 4. Kompagnie und prüfe die Verteidigung des Bataillons nach. Noch immer guter Dinge sind die Leute: „Gewiß, verdammt dicke Luft ist heute, Herr Hauptmann, aber keiner von den Schuften rührt sich heraus aus seinen Mauern." — Mehrere Maschinengewehre sind zerschossen, aber die übrigen in guter Ordnung und in steter Feuerbereitschaft. Beruhigt kehre ich

zurück zu meinem Gefechtsstand. 10 Uhr morgens. Neue Meldung an das Regiment. Fähnrich Nathan, der eben vom Kursus aus der Heimat kam, und der Bataillonsphotograph, Gefreiter Burkel, der schon so manches Gefechtsbild auf seiner Platte festgehalten hat, melden sich freiwillig. Im Hemd, und unter der Mütze die schriftliche Meldung und ein Verbandpäckchen schwimmen sie durch den Fluß und laufen keuchend und mit nackten zerrissenen Fußsohlen in dem schweren auch auf dem anderen Ufer liegenden Feuer zum Dorfe hinab. Auch diese Meldung kommt an.

So wird es Nachmittag. Das feindliche Feuer läßt etwas nach, wir halten aus und richten uns ein. Gegen Abend kommen die Schwimmer trocken zurück, in Zivilkleidung, die sie in den Häusern des Dorfes fanden: weiter stromauf ist ein Fährbetrieb eingerichtet, und die vom Feinde nicht eingesehene Uferstelle ermöglicht ein unbeschossenes Hin- und Herfahren. — Sie bringen den Befehl für den Angriff, der mit starker Artillerievorbereitung am Abend weiter geführt werden soll.

9[30] Uhr abends setzt das Feuer ein. Dicke Rauchwolken steigen aus dem Dorf Varennes, neben und hinter dem Schlosse auf. Die Kompagnien stellen sich zum Sturm bereit. Eben baut der Führer der Maschinengewehr-Kompagnie, Leutnant der Reserve Korn, an den Trümmern der Brücke einen Zug auf, damit er als Seitenschutz diene und unsern Angriff flankieren kann, — da knattert plötzlich von vorn eigenes Maschinengewehr-Feuer: wir sehen hinaus, und in hellen Haufen kommen die blauen Röcke der Franzosen die Höhe hinab gelaufen. Die Angriffe kreuzen sich. Im Dämmern des Abends haben sich die Franzosen durch hohe Kornfelder und den Bahndamm gedeckt herangearbeitet und strömen plötzlich in dicken Massen durch eine Bahnunterführung in die Flanke der 3. Kompagnie. Rasendes Maschinengewehr-Feuer empfängt sie, Stoßtrupps eilen hinzu, ein Maschinengewehr-Zug, der gerade dort zur Tankabwehr in Stellung gehen wollte, platzt mit den Blauröcken zusammen. Der Zugführer, Unteroffizier Stellbrinck, schießt mit der Pistole den ersten über den Haufen, und im wütenden Handgemenge werden die anderen verjagt. Zwei nagelneue, reich mit Messing noch verarbeitete Maschinengewehre, 20 Infanteriegewehre und viele Ausrüstungsstücke bleiben liegen. In hastender Flucht eilen die Franzosen den deckenden Höhen und Häusern wieder zu, Dutzende von Toten bezeichnen ihren Rückzugsweg in unserem Feuer. Der feindliche Angriff ist abgeschlagen.

Darüber wird es 10 Uhr abends. In zehn Minuten soll der Sturm beginnen. Jetzt verläßt die 4. Kompagnie die deckenden Schützenlöcher und gewinnt in kurzen heftigen Sprüngen Gelände, — bis zu 80 m an den Dorfrand kommt sie heran. Da zwingt sie abermals schweres Maschinengewehr-Feuer aus dem Schloß zu Boden. Weiße und rote Leuchtkugeln zischen drüben in das Dunkel

der Nacht, ein dichter Kranz von Sperrfeuer riegelt Schloß und Dorf gegen jeden Angriff ab. Verluste treten ein, und gegen den jetzt feuersprühenden Dorfrand ist ein weiteres Vorkommen nicht möglich. Die Kompagnie geht in ihre Ausgangsstellung zurück und nimmt im feindlichen Feuer ihre Toten und Verwundeten mit.

Ruhe tritt auf der Walstatt ein. Das Feuer läßt nach und schweigt auf beiden Seiten. Ermattet sinken die grauen Männer zu Boden. Und doch gibt es für den Frontsoldaten keine Ruhe. Jetzt erst beginnt die Arbeit der Nacht: die Waffen werden nachgesehen, Munition gegurtet, Handgranaten kommen vom anderen Ufer, Patronen werden nach vorn geschafft, schwer keuchen die Träger der Verwundeten auf ihrem Weg zur Fährstelle, und die Toten, in Zeltbahnen gehüllt, werden leise und vorsichtig an das Ufer getragen, damit sie drüben auf der Höhe ihr Heldengrab finden können; vierzehn brave Soldaten liegen nebeneinander aufgereiht an dem gurgelnden Strome. Zweiunddreißig zum Teil sehr schwer verwundete Männer fahren im unbeholfen schaukelnden Kahn hinüber auf das andere Ufer.

Gegen zwei Uhr nachts kommt das Essen. Die Pontons, die eben Verwundete ausgebootet, nehmen auf der Rückfahrt die eisernen Speisebehälter auf. Schwer keuchen am Ufer entlang die Essenträger; von vorn klingt leise das Klappern der Kochgeschirre, und schnell ist der kärgliche kalte Imbiß verteilt. Er füllt den Magen, und der Hunger läßt wenigstens für Stunden nach. Mehr ist nicht zu tun.

Die Führer sind rastlos unterwegs. Für sie gibt es noch weniger Ruhe. Bei allen Kompagnien bin ich nacheinander, überall sind Offiziere und Unteroffiziere mit der Einrichtung der Stellung beschäftigt. Nur wenige Posten wachen außer ihnen, die übrigen schlafen einen bleiernen totenähnlichen Schlaf. So verrinnt die Nacht.

Am kommenden Morgen kommt der Befehl, daß der Brückenkopf zu halten und nicht weiter vorzugehen sei. Auch der Feind wagt keinen Vorstoß. Doch schwer schüttet er mit nur kurzen Unterbrechungen während des ganzen Tages seinen Eisenhagel auf uns hernieder. Wir halten, graben und feuern und manch braver Offizier und Mann rötet noch mit seinem Blute den Boden, den zu halten ihm befohlen wurde.

Der dämmernde Abend bringt den Befehl zur Ablösung. Das III. Bataillon noch frisch von den letzten zwei Tagen tritt an unsere Stelle. Wie ein Lauffeuer eilt die Kunde durch das Bataillon, und alle harren sehnsüchtig der Stunde, in der sie aus dem Hexenkessel heraus zur Ruhe in die Waldberge des andern Ufers kommen.

Ablösung.

Der Feind ist still. Nur wenige Gewehrschüsse und kurze Feuerstöße aus Maschinengewehren durchbrechen das Schweigen der Nacht. Bleich wirft der Mond sein Licht auf den Marnebogen. Das Wasser glänzt und flimmert und lockt nach rückwärts. Auf leisen Sohlen kommt das andere Bataillon. Bald ist die Stellung übergeben, befehlsgemäß räumen die Kompagnien nacheinander die Linien, und gebückt hinter Büschen und Hecken schleichend rücken die Trupps zur Fährstelle. Schnell füllen sich die beiden Pontons. Kräftige Arme rudern die Züge hinüber, leise plätschert das Wasser — ein Ruck, das Ponton stößt ans Ufer. Hurtig springt der Pioniergefreite heraus, schlingt das Ankertau um einen Baum, und klappernd und prasselnd verlassen die Gruppen den Kahn. Als letzter setzt im Dämmern des Morgens der Stab hinüber.

Der nächste Weg ist versperrt. Seit Mitternacht liegt schweres Feuer auf dem Dorf. Über Hügel und Täler, weitausholend an der östlichen Mühle vorbei, keucht das Bataillon in kleinen Trupps die Berge hinan. Leer ist die große Straße. Zerschossen und aufgerissen die Pflasterung. An der Franquet-Ferme geht's wieder vorüber, und mit gläsernen Augen starren die toten Verteidiger in ihren blauen Röcken zum Himmel: überall liegen sie noch umher, von dem erbitterten Kampf vor zwei Tagen.

Um acht Uhr morgens hat der kühle Wald auf der Marnehöhe das Bataillon in seinem Schatten aufgenommen. Die Feldküche ist da, und nach kurzem Morgentrunk fällt Offizier und Mann in traumlosen Schlummer. Die Schlacht ist für uns vorbei. Körper und Seele ruhen aus von dem harten, blutigen Ringen der letzten Tage. Dann ist die Truppe erneut bereit, mit Leib und Leben sich einzusetzen für das, was wir Heimat und Vaterland nennen. Schwer lastet auf uns die Verantwortung.

Und in Trauer und Ehren gedenkt die graue Truppe im grünen Wald dort oben der Toten. Sie ruhen sanft am laubbeschatteten Wiesenrain, im birkenumzäunten Friedhof, den das Bataillon ihnen schuf.

Gedanken.

Unser an sich schon innerlich zerrissenes Volk spaltet sich immer tiefer auch in dem letzten, was ihm von den Geschehnissen der vergangenen sieben Jahre geblieben ist: in dem inneren Erleben des Krieges und dem Andenken an die unvergleichlichen Heldentaten von Söhnen aller Kreise. Eine breite Kluft tut sich auf zwischen den einzelnen sich schroff gegenüberstehenden Teilen unseres Volkes. Sie scheint schier unüberbrückbar. Und wer im stillen Nachdenken dieser unseligen Zerrissenheit auf den Grund geht, der kommt wohl zu dem Ergebnis, daß es sich dabei allein um den vom eigensten Selbst eingegebenen Wunsch handelt: leben zu

wollen. Dem aber folgt auf dem Fuße die betonte Ablehnung des Opfergedankens. — Und gegenüber steht stolz die freiwillige Bereitschaft zum Tode für eine Idee, für einen allgemeinen Zweck, für Nation und Reich.

In drei Gefäßen wird dem Deutschen die geistige und seelische Nahrung über das Erleben des Heldenkampfes gereicht.

Die einen wollen oder erhalten einen blinkenden Kelch, ein schäumendes, berauschendes Getränk, das nur von Siegen spricht, von Helden, von Sonne, von Angriff, von jauchzender Hingabe des Lebens, vom ehrenvollen Tod, und vom Stolz der Hinterbliebenen.

Die anderen schlürfen mit Widerwillen, mit Gebärden des Abscheus, aber auch oft mit furchtsam-sattem Behagen einen dunklen Becher dampfenden Blutes. Schwer rinnt es durch die Adern, trübe verhängt es ihnen den Blick, sie sehen schwarz und schauerlich die Vergangenheit, trostlos die Zukunft, sie hassen alles, was mit dem Wort „Krieg" in auch nur loser Beziehung steht, sie schelten auf den Mord der Millionen, sie erkennen nicht Mannestugend und Heldentum, und sie erblicken in allem, was geschah, nur eine entsetzliche Schlächterei, die die Menschheit getroffen und deren Wiederholung für alle Zeiten verhindert werden müsse.

Beide sind im Unrecht: dort zuviel Licht, — hier nur Schatten.

Zwischen ihnen aber steht ein feldgrauer Mann in abgeschabten, zerschlissenen Kleidern, blaß und hohlwangig, mit müden Knochen und wundem Herzen, — aber aufrecht, reif, stolz. Ihm wurde der Krieg zum inneren Erlebnis. Es ist der Frontoffizier und der Frontsoldat. Er ergreift ein kristallklares Glas, gefüllt mit köstlichem Wein, aber vermischt mit den bitteren Tropfen des Leidens, der Entbehrung, des Schmerzes, der Trauer. Er schmeckt sie wohl und weiß, daß sie ein unveränderlicher Bestandteil seines Getränkes sind, daß er sie immer wieder kosten muß und daß er sie nicht abschütteln kann. Nein, — er will es auch nicht: sie gehören zu seinem Getränk, er kann es nicht mehr ohne sie nehmen. Und der goldene Wein behält trotz allem seinen reinen Geschmack; an ihm labt er sich, er führt ihm Kraft und Nahrung zu; und wenn die bitteren Tropfen die Lippen überschritten haben, dann setzen auch sie sich in seinem Körper in gesundes Leben um und geben ihm Beständigkeit und Straffheit, Ruhe und Sicherheit, Reife und Glauben.

So sehen wir den Mann mit dem feldgrauen Ehrenkleide vor uns: der Krieg ward ihm Erlebnis, das ihn läuterte und stählte, es ließ ihn sich selbst erkennen, und machte ihn rein und reif zu sachlichem Tun. Stolz in dem Bewußtsein, unbesiegt vor dem richtenden Urteil der Heimat zu stehen, faßt er als der ersten Einer zu, um das zerbrochene Vaterland wieder aufzurichten. —

Was aber wollen wir Soldaten, wenn wir von unseren Erlebnissen erzählen? Das deutsche Volk soll hören, daß noch immer

das Leben der Güter Höchstes nicht ist. Töten und getötet werden sind zwei Begriffe, die sich aus dem Werden dieser Erde nicht heraustrennen lassen. Erst dann aber zeigt sich der wahre Charakter des Menschen, wenn sein Leben in die Wagschale geworfen wird. Nicht einem Zwange, — einer Idee folgten die Hunderttausende deutscher Brüder nach, die ihr Leben draußen willig hingaben, wenn auch oftmals wohl in hartem inneren Ringen. Doch sie gaben es hin —, und die Idee, für die sie sich opferten, hieß: das Vaterland.

Wir Soldaten, die wir unbesiegt in die Heimat zurückkehrten, die ein unfaßliches Walten des Herrgotts im Himmel aus Grauen und Tod nach Hause ziehen ließ, — wir sprechen von Mannesmut und Mannestugend. Darum auch nahm die Schilderung, die hier gegeben wurde, einen offenen Angriff sich zum Gegenstand. Das wahnwitzige Trommelfeuer der Großkampftage im Stellungskriege, in der blutigsten Abwehr aller Zeiten, stellte höhere Anforderungen: aushalten und dulden! Beides ist unsagbar schwer. Im Vorwärtsstürmen über das freie Feld aber heißt es: mit eigenem Willen eingreifen, selbst zupacken — handeln.

Hier zeigen sich die edelsten Eigenschaften des männlichen Charakters im hellsten Glanze: Tapferkeit, Mut, der unbezähmbare Wille, den Gegner zu fassen und siegend zu Boden zu ringen. Das sieht die Jugend, hier vor allem erblickt leuchtenden Auges die Jungmannschaft das Beispiel, das sie will und dessen sie bedarf.

Und leise steigen am dämmernden Horizont unserer nationalen Morgenröte die gewaltigen Heldengestalten deutscher Sage und Geschichte empor, die den Kampf und die Ehre und die Opferbereitschaft als die höchsten Güter des Mannes in tiefster Seele empfanden. Siegfried, Dietrich, Hagen, Hermann der Cherusker treten wieder neben uns und mit ihnen die zahllosen Scharen der Großen Armee, die durch alle Zeiten deutscher Geschichte die Besten unseres Volkes in ihren Reihen sah.

Nicht eher wird ein Aufstieg wieder möglich sein, als bis das ganze Volk wieder einmütig bereit ist, freiwillig das zu geben, was dem Menschen gemeinhin als das Höchste seines irdischen Daseins erscheint: das Leben. Bis die Männer unseres Volkes in ehrendem Gedenken derer, die als Helden draußen blieben, die harten Mannestugenden wieder schätzen lernen, und freudig bekennen: Kein schönrer Tod ist in der Welt, als wer vom Feind erschlagen. — Denn der gab sein Leben hin für Andere.



An der Westfront nichts von Bedeutung —

Von Oberleutnant Willy Schurig, 2. Gren.-Rgt. 101,
im Felde Sächsische Maschinengewehr-Scharfschützen-Abteilung 51.

„An der Westfront nichts von Bedeutung." Hunderttausende daheim hatten sehnsüchtig den Heeresbericht erwartet, Hunderttausende atmeten erleichtert auf. So bescheiden waren sie daheim schon geworden nach Jahr und Tag quälendster Angst um Liebe draußen, daß er sie schon froh werden ließ, aus sechs schlichten Worten zu lesen, daß „er heute außer Gefahr war".

„An der Westfront nichts von Bedeutung." Tapfere Graue Ihr alle da drüben, wohl Euch! Einen ganzen langen Tag hattet Ihr ruhen dürfen von Not und Qual — wie freute sich jeder, jeder nah und fern!

„An der Westfront nichts von Bedeutung" — wie das wohl war? — — — —

Die Sächsische Maschinengewehr-Scharfschützen-Abteilung 51 lag am 22. August 1918 in Grécourt, ein wenig westlich Ham (vorwärts St. Quentin) in Ruhestellung. Endlich wieder einmal hatte sie tadellose Quartiere — nein wirklich! — Die Pferde und die Maschinengewehre (ja, das ist bei Scharfschützen Punkt 1!) waren in wirklichen Scheunen des großen Gutes untergebracht, und sogar die vielen Löcher im Dach hatten die Vormieter schon zugestopft. Die Mannschaftsquartiere bestanden meist aus zeltbahnüberspannten Brandmauern und der Abteilungsstab — wie wurde er beneidet — wohnte sogar richtig unter Dach und Fach — — ein dreiteiliger Schweinestall war sauber mit Stroh ausgelegt, Kober 1: Kommandeur und Adjutant, Kober 2: Doktor, Kober 3 mit vorgebauter Laube: Wohnzimmer und Büro.

Die Abteilung war Anfang August bei der 24. sächsischen Infanterie-Division in der Gegend von Montdidier eingesetzt gewesen und hatte dort Anteil gehabt am Ruhm jener Division, die, zuletzt allein, in der furchtbaren Durchbruchsschlacht von Amiens (8. bis 10. August) standgehalten hatte. Alle drei Kompagnien hatten schwerste Nahkämpfe gehabt, und als dann das Herauslösen der Division befohlen war, weil sie vom Feinde beiderseits weit überflügelt wurde, hatten die Kompagnien den Rückzug mit gedeckt, wobei das gesamte Gerät stundenlang getragen werden mußte.

Jetzt also lag die Abteilung zurückgezogen im Raume der Division in Grécourt und schanzte an der sogenannten „Kanalstellung", einer neu gezogenen rückwärtigen Stellung in der Gegend von Nesle.

Es war richtige Hundstagshitze, in der alle Leute angestrengt schanzten. Und für angenehme Nachtruhe sorgten die lieben Tommys, die regelmäßig viermal nachts ihre Bombengeschwader schickten, damit man nicht etwa denken solle, man sei in den Sommerferien. So wußte man denn wenigstens nachts auch ohne Leuchtuhr immer, welche Zeit es war.

Am zeitigen Morgen des 22. August hatte der Abteilungskommandeur den schon längst bewilligten, wegen der Kämpfe bisher aber immer wieder verschobenen Heimaturlaub angetreten und der Chef der 2. Kompagnie hatte stolz das „Stabsquartier Schweinekober" bezogen.

In der Nacht hatte Tommy es wieder einmal ganz besonders auf die nähere und nächste Umgebung von Grécourt abgesehen und reichlich übernächtig zogen die Kompagnien morgens zur Schanzarbeit.

Sie sollten bald erlöst werden. Gegen 11 Uhr vormittags traf der Befehl ein, sofort in die Quartiere einzurücken und marschfertig zu machen. Der Gefreite Spaßmacher erzählte von Tongern (dem allbeliebten Scharfschützenplatz weit hinten in Belgien, wohin die Abteilung schon seit Wochen zum Auffüllen sollte), fand aber wenig Gegenglauben, zumal nicht nur das dumpfe Grollen und Murren von der Front her seit der Nacht merklich stärker war, sondern Tommy heute auch öfter als bisher seine schwersten Flachbahner in die Nähe der Schanzarbeiten gebullert hatte.

Und richtig, schon gegen 1 Uhr nachmittags kam der Marschbefehl — Richtung Front!

In brütendster Sonnenhitze zog die Abteilung dahin. Die Fahrzeuge wirbelten dicken Staub auf, der bald fingerdick Rock, Hand und Gesicht bedeckte. Das Gepäck drückte — auch die neidisch so genannten „berittenen Truppen" konnten ja schon lange nicht mehr das Gepäck fahren.

Immer mehr verdichtete sich der Eindruck, daß wieder mal „was ganz Dickes" in der Luft lag. Fast unaufhörlich rasselten die truppenbeladenen Autokolonnen an der Abteilung vorbei und einmal, das gab zu denken, war es sogar Infanterie einer fremden Division.

Bei Schloß Bonneuil lagen Flieger, wie in einem Taubenschlage war das Kommen und Gehen. Bei Golancourt erreichte die Abteilung die große, doppeltbreite Staatsstraße, die von Ham über Guiscard, unser Marschziel, nach Noyon führt. Auch hier das bekannte Bild der Hauptstraßen dicht hinter Hauptkampffronten.

Rasselnde Autokolonnen, zum Brechen überfüllt mit Infanterie, marschierende Artillerie, Maschinengewehr-Formationen, flitzende



Ordonnanzautos und vorsichtig, fast tastend nach rückwärts fahrende Verwundetenautos, immer, immer mehr — und über allem die schwere, wallende Staubfahne, die sich träge frontwärts wälzt, den zahllosen Ballons am fahlen Nachmittagshimmel kündend, daß dem brodelnden Hexenkessel vorn neue Nahrung zuströmt.

Öfters stockt der Marsch. Es dauert immer ein Weilchen, bis solch lange graue Schlange aus Nebenstraßen sich zwanglos als neues Glied in die ewig vorwärts sich wälzende schwere Kette eingefügt hat.

Der junge Abteilungsführer drängt immer wieder, daß vorn Luft wird.

Endlich rückt's und ruckt's vor ihm ein wenig und schließlich ist der Marsch wieder regelmäßig.

Unaufhaltsam gehts vorwärts, nach Guiscard. Der Abteilungsführer weiß es längst von einem Ordonnanzoffizier der Division, daß Guiscard unter schwerstem Feuer liegt. Alle 1¾ Minuten, mit tödlicher Sicherheit, rast solch Riesenflachbahner ins stille Städtchen. Genau auf die Vormarschstraße! Die vielen, vielen Ballons drüben leiten das Feuer, die Offiziere da oben brauchen kein Glas, diese verfl.... Staubsäule!

Der Abteilungsführer zermartert sich den Kopf über der Karte, wie er Guiscard umgehen könne — er hat inzwischen Befehl, nach Quesmy — ein kleines Stündchen hinter Guiscard — zu marschieren, wo ihn weitere Befehle erreichen würden. Und pünktlich alle 1¾ Minuten der berstende Krach! In der Abteilung merkt man's auch schon. Der Führer der 3. Kompagnie fragt, denn auch seine Leute empfinden, daß *dieser* Knall näher sein muß, als die Front.

Noch eben berät der Abteilungsführer mit seinem Adjutanten, daß sie schon im Dorfe Berlancourt vor Guiscard abbiegen wollen, als das kleine Divisionsauto wieder von vorn kommt und surrend bremst — jetzt wird das Wegekreuz bei Berlancourt auch beschossen.

Abteilungsführer und Adjutant sehen einander in die Augen und hinter ihnen marschieren drei Kompagnien, die sich fest darauf verlassen, daß „ihr Oberleutant es schon schmeißen wird".

O ihr lieben Kerls, das felsenfeste Vertrauen, das sie alle zu ihren Offizieren haben; sie hatten schon manch liebes Mal zusammen im Tod gestanden und die Leute wußten's, wenn sie auch mal tüchtig schimpfen konnten — im Grunde waren sie doch eben nur für ihre 100 Jungens da. Sie würden's auch schon diesmal wieder gut machen.

Und immer näher kam man dem Wegekreuz. Der Knall war ganz beachtlich.

Ich muß hier einen Zwischensatz machen. Der Leser wird sich wohl verwundern, daß man wegen eines einzelnen Schusses solch Aufhebens macht, wo er doch von tagelangem Trommeln gehört hatte. Aber es ist etwas anderes, ob man vorn, im Trichterfelde,

sich dem Boden anschmiegen darf oder auf praller, offener Chaussee in Reih und Glied, mit Pferd und Fahrzeug auf eine Treffergegend zumarschieren soll.

Und plötzlich blieb in der dem Ohre schon eingeprägten Knallreihe der erste aus, der zweite; alles spannte und mit hellem Ohre zählte man die Sekunden. Auch der dritte fehlte.

Ganz rein war die Freude noch nicht. Wollte uns der Tommy nur in Ruhe wiegen, um dann, das Feuer plötzlich wiedereröffnend, einen besonders fetten Braten zu erwischen? Und wann war das, wer? Tritt vor Tritt marschierte die Abteilung und Hunderte von Hirnen arbeiteten, Hunderte von Ohren spitzten sich.

Vor der Abteilung marschierte Infanterie, lange Kolonne. Und so war die Abteilung dann die erste wieder, die stärkeren Staub wirbelte.

Immer näher kam sie dem Wegekreuz. Da kam der Gefreite Spaßmacher: „Du, Maxe, bei den' is de Feldkiche gekomm'!" Die Stimmung lebte auf und die 2. Kompagnie, die vorn marschierte, sang lachend ihres Oberleutnants Lied: „Maarie ... Mahrieh ..." als sie übers Wegekreuz marschierte.

Als die Abteilung dicht vor Quesmy, einem malerisch in dicker Obstbaumumrahmung gelegenen Dörfchen, eine Höhe überschritt, sah man drüben bei Berlancourt den ersten Schuß in die arglose Infanteriemarschkolonne rasen, dicken, schwefelfarbnen Rauch hochdampfend.

„Jetz' is de Kiche weg!" Der Soldatenhumor muß sich auswirken.

Und — „An der Westfront nichts von Bedeutung."

Der vorausgesandte Adjutant erwartete den Abteilungsführer am Dorfrand von Quesmy. „Kommen Sie bitte abseits", meinte er zu den vor der Abteilung reitenden Kompagnieführern.

In ein paar Sätzen legte er die Lage dar: heute hatte die Division vorn schwerstes Trommelfeuer gehabt. Der Tommy, d. h. es waren Franzosen — und viel, viel Schwarze! — hatten wohl eingesehen, daß sie den Angriff heute noch nicht schaffen würden, denn drüben, hinter der Front, solle Auto an Auto herankurbeln. So mußte für morgen sicher mit dem Großangriff gerechnet werden. Allein würde 's die Division vorn wohl nicht schaffen, deshalb stellte man noch ein paar Divisionen bereit. Aber die Abteilung sollte noch heute Nacht vor und alle Maschinengewehre hereinwerfen, wo irgend noch ein Plätzchen sei. Der dicke Wald vor ihr war der Ausläufer des Mont St. Siméon bei Noyon, eines nach vorn völlig offenen Berges. Dort, auf dem offenen Vorderhang sollte die Abteilung eingesetzt werden.

Der Adjutant war vorhin schon ein Stück vorausgeritten. Auf den Mont St. Siméon hinauf führten nur ganz steile, tiefsandige

Waldwege, keine Kleinigkeit für die Fahrzeuge. Aber bis nach vorn zu tragen, war ausgeschlossen, es war noch mindestens 7 km weit.

Eine tiefe Waldschlucht, die die Abteilung — irgendwo — durchschreiten mußte, lag unter ständigem Feuer.

Jetzt war es gegen 7 Uhr abends. Bis 4 Uhr morgens sollte die Abteilung in Stellung sein — übrigens auch eine selbstverständliche Notwendigkeit, da man im Morgengrauen mit besonderer Verstärkung des Vorbereitungsfeuers rechnen mußte.

Der Abteilungsführer sollte vorausgehen, um sich noch bei Tageslicht im Gelände zu orientieren, sollte dann zur Brigade zum Empfang letzter Weisungen und würde die vom Adjutanten nachgeführte Abteilung „unterwegs" (irgendwo) treffen.

Wo der Infanterie-Kommandeur auf dem Mont St. Siméon und die Brigade lagen, konnte nur ganz ungefähr angegeben werden — man würde das schon erfragen.

Nach kurzer Anweisung der Führer schritt der Abteilungsführer mit einem jungen Ordonnanzoffizier rüstig aus. Es war schon reichlich spät und ihm sehr fraglich, ob er bei der großen Entfernung noch bei Licht nach vorn kommen würde.

Auf der großen Chaussee nach Noyon herrschte jetzt, wo das Zwielicht scharfe Umrisse verwischte, schon reges Leben. Zahlreiche Munitionskolonnen, Stacheldrahtfuhren und Feldküchen rückten näher an die Front, um bei der ersten Dämmerung nach ganz vorn durchzustoßen. Aber kaum minder stark war die Rückwanderung — nur wenig Meldegänger, fast alles Verwundete.

Es war schon stockfinster, als sie in Carlefesse ankamen. Riesengroß hob sich gegen den von Leuchtraketen erhellten Himmel die Masse des Mont St. Siméon ab. Es war ziemlich ruhig geworden — die sogenannte „Feldküchenpause", jene wenigen Spätabendstunden, in denen auch der Angreifer das Feuer abebben läßt, um Verpflegung, aber auch Munition, durchzubringen. Mit schwerem Rauschen zog hoch über den Häuptern die Bahn des Fernfeuers, das krachend in jene Waldschlucht fiel, wo wohl jetzt schon die Maschinengewehr-Abteilung durch sandige Waldpfade vorwärts strebte. Wenn nur alles glücken wollte — eine neue Verantwortung war über den Kommandeur gekommen, mußte er doch seine Abteilung rechtzeitig vorbringen, damit er morgen früh dort war, wo die Führung mit seinen 18 Maschinengewehren rechnete. Alles baute sich darauf auf. Und wenn er es nicht erzwingen könnte — furchtbar der Gedanke, daß auch er dann Teil hätte am Verlust von Boden, am möglichen Vorwärtsdringen des feindlichen Angriffes.

Carlefesse, ein völlig zerschossenes, ödverlassenes Dörfchen. Wohin auch die rufende Stimme drang, nur hohles Echo von zerschossenen Wänden. Endlich kam aus dem Dunkel ein Artillerie-Meldereiter, der zu einem Artillerieführer ritt. Ihm schlossen sie sich an, in der Hoffnung, dort zurechtgewiesen zu werden.

Und als die beiden Scharfschützen dann endlich unter der freundlichen Petroleumlampe dort standen und sich über die Karte beugten, spürten sie ihren rasenden Durst, denn die Nacht hatte kaum Abkühlung gebracht. Eine freundlich dargebotene Karaffe Wasser wurde fast auf einen Zug geleert.

Den Platz des Infanterie-Kommandeurs vorn konnte der Artillerieführer auch nicht angeben, da er nur Batterieeinzeichnungen hatte. Er wußte nur den Brigade-Gefechtsstand zu beschreiben. Und da bei der Dunkelheit eine Orientierung doch unmöglich war, entschloß sich der Abteilungsführer, vor allem auch wegen der drängenden Kürze der Zeit, sofort zur Brigade zurückzugehen.

Dort erfuhr er nichts wesentlich Neues, es wurde ihm nur erneut eingeschärft, keine Zeit zu verlieren.

Durch den stockfinsteren Wald gingen dann die beiden Offiziere nach dem Wege, auf dem die Abteilung vorrückte. Es war in den engen, dunklen Waldwegen schwer zurechtzufinden, aber das eiserne Muß ließ sie den rechten Weg finden. Bis dann plötzlich, fast wie aus dem Boden gewachsen, zwei Schatten vor ihnen standen — der Adjutant mit einer Ordonnanz. Was er meldete, war alles eher, als erfreulich. Was schon vorauszusehen war, war eingetreten. Nach unsagbaren Mühsalen waren an besonders steiler Stelle die vordersten Gewehrwagen stecken geblieben. Achtspännig, mit allen Schützen in den Rädern rang man jetzt die Fahrzeuge nach oben. Bisher war erst eins auf der Hochfläche — siebzehn andre sollten noch folgen. Das erste hatte fast 20 Minuten gebraucht — und das mit immer müder werdenden Pferden, mit immer erschöpfteren Schützen. Es war 1 Uhr nachts. Seit 19 Stunden waren die Leute auf den Beinen, hatten erst geschanzt, waren dann über 20 km marschiert und morgen — was würde das Morgen bringen? Dazu eine sengende Schwüle in dem engen Dickicht und jetzt — jetzt setzte, zwar langsam vorerst und weiter entfernt, erneut der Fernbeschuß auf den Wald ein.

Der Abteilungsführer eilte zu seiner Abteilung; mit einem Blicke übersah er die Lage — so war es völlig ausgeschlossen, daß er rechtzeitig nach vorn käme. Ein furchtbarer Entschluß war zu fassen — es mußte freigemacht werden, das heißt die Maschinengewehre mußten von den Fahrzeugen gehoben und von den Mannschaften getragen werden. Dann sollten sich seinethalb die Fahrzeuge allein quälen, sollten zehn-, zwölfspännig ziehen und sollten sehen, wo sie blieben — für ihn stand höheres auf dem Spiel, gleich einem drohenden Gespenst sah er die Zeit mit Riesenschritten dahineilen, jede Minute ein kostbares Kleinod.

Die Kompagnieführer glaubten beim Zustand der Leute die Verantwortung nicht übernehmen zu können, tragen zu lassen. Man ahnte auch nicht im entferntesten, wie weit es noch sei nach vorn, nur das Eine wußte der Abteilungsführer, daß die Hänge jener

Schlucht, wo die Brigade lag, steil waren, wie die Klippen. An den schweren Beschuß dort dachte kein Mensch, nur immer, immer das Eine, daß jeder Schütze außer seinen Siebensachen mehr als einen halben Zentner schleppen sollte, schleppen in dieser Dunstatmosphäre, schleppen stundenlang, ohne das Ende zu sehen, nach 19 durchwachten Arbeitsstunden, mit einem Großkampftag vor Augen!

Sollte man bei der Brigade melden, daß es unmöglich sei vorzukommen? Jenes „Unmöglich", das es in der Schlacht nicht gibt und das hier ein lumpiger, elender Sandweg erzwingen wollte?

Nein! —

Johlend, schreiend, prustend, peitschenknallend ruckte Schritt für Schritt der dritte Gewehrwagen durch die Dunkelheit vorbei — noch 15 andere! — — —

„Gewehre frei!"

Ohne Mucks, still ergeben in ihr Geschick gingen die Schützen an ihre Plätze und nur Minuten später klapperte es im dunklen Forst — die Munitionskästen, die unbarmherzig an die Waden schlagen oder den Brustkasten drücken, wenn man im Stockfinstern über eine Wurzel stürzt.

Die Zähne in die Lippen gepreßt, stehen die Offiziere nebeneinander — „wir müssen!", das ist das Einzige, was sie sich sagen können. Jetzt bringt man ihnen ihre Munition, denn bei der Abteilung ist es Sitte, daß alle Führer auch ihre Kästen tragen. —

Über den Wipfeln singen die Flieger, nur wenige Meter hoch, und drüben, dort wo die Chaussee führt, prasseln unaufhörlich ihre Bombensalven.

Ein wenig später trifft der Oberleutnant an der Spitze seiner Abteilung beim Brigade-Gefechtsstand ein, klirrend wird im Dunkel hinter ihm das Gerät zu Boden gesetzt und dumpfe Falle künden an, daß zu Tod erschöpfte Männer sich ins feuchte Gras werfen, ganz gleich wo, ob sie sich auch an scharfkantigen Ecken stoßen — nur ruhen!

Hier warten die wegkundigen Führer. Der Abteilungsführer betritt die Befehlsstelle, um sie zu erbitten.

„Ja, mein Lieber, wo die sind, weiß nur der liebe Gott allein; finden Sie sich mal in dieser Bärenfinsternis zurecht!"

Doch was hilft's, Führer müssen 'ran. Durchs wildzerschossene Unterholz des Siméon wär's für den Fremdling bei dieser Dunkelheit völlig unmöglich durchzufinden. So müssen denn die Gefechtsordonnanzen der Brigade heran. „Aber, mein lieber . . . . ." meint der Brigadeadjutant, „auf viel Gegenliebe werden Sie nicht stoßen, die Leute rennen seit gestern Nachmittag herum". — „Meine seit früh 5!" Es zuckt im Gesicht des Brigadeadjutanten. „Nette Aussicht" denkt er im Stillen, „das sind unsere ‚frischen Reserven'."

Drei Brigade-Meldegänger treibt man noch auf, mehr sind nicht frei, denn ein paar braucht der Stab für alle Fälle für sich selbst.

Der Abteilungsführer aber soll vorausgehen, um sich zu orientieren und die drei Kompagnien müssen getrennt marschieren, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, alle gleichzeitig in einen Feuerüberfall zu kommen; das sind vier.

Da erbietet sich ein wackerer Artillerist, den Abteilungsstab zu führen; er war mal in der Nähe des Infanterie-Kommandeurs gewesen und würde schon finden.

So setzt man sich in Marsch. Fast ½3 ist's. So ein Stündchen etwa ginge man bis hin, d. h. also für die Kompagnien mit ihrem schweren Gerät 3—4. „Was? Das soll'n die bis 'raus tragen?" meinen die Ordonnanzen; sie rechnen im Stillen: ½6, um 6, zurück um 7, na, da kann ja schon ein niedliches Feuer sein und das mit Maschinengewehren, wo man nicht vom Flecke kommt, wo man Gefahrzonen nicht nach Lungenkraft durchrennen kann, sondern wie das liebe Schlachtvieh langsam, langsam dahinkraucht. —

Der Artillerist, der den Abteilungsstab führt, kennt einen feinen „Schmugglerpfad" — immer an den Telephonstrippen lang, und das ist sicher das Kürzeste, bei den Drahtpreisen 1918!

„Freilich, 'n büschen s...teil, Herr Oberleutnant."

'N büschen? Heller Schweiß rinnt ihnen aus allen Poren, haben sie doch alles auf dem Leib, was ein Mensch so in acht, vielleicht auch vierzehn Tagen „Einsatz" braucht. Und das ganze Telephonzeugs! Endlich sind sie oben. Jetzt ginge der Weg ziemlich glatt; und die Kompagnien gingen einen Umweg, der sei „nicht ganz" so steil.

Und der Stab geht und geht und geht. Allmählich fängt's an heller zu werden, bis plötzlich der Abteilungsführer sagt — „hier waren wir heut nacht schon mal, diese zersplitterte Eiche quer überm Weg ...." „Tja, Herr Oberleutnant, ich hab's man auch schon jesehn — ich weiß nich' weiter!" — — Verirrt!!

Inmitten eines meilentiefen Forstes, fremd im Gelände und — in wenigen Augenblicken wird die Schlacht beginnen, dann sind die Kompagnien endlich, endlich vorn — und ihr Führer?

„Wir müssen durch!"

„Ich weiß mich nicht ein und aus, nur einmal war ich dort vorn, am Tage, und heut, diese verfl .... Dunkelheit —"

Soll man zurück zur Brigade und den Umweg benützen? — Vor drei Stunden ist man dann nicht vorn — nach den Kompagnien.

Nein! So irrt man weiter, den ab und an ertönenden dumpfen Schlägen da vorn zueilend. Auf einer freien Stelle will man sich zurechtfinden, es ist schon fast 5 Uhr morgens.

Plötzlich ohrenbetäubende Knalle, grelle Lichter, atemraubender Luftdruck — man steht nur wenige Meter vor einer feuernden Batterie.

„Hurra, jetzt weiß ich!"

Und durch schmalen, selbstgetretenen Waldpfad steht man wenige

Minuten nach 5 vor der riesigen Naturhöhle, in der neben seinen letzten paar Reserven der Infanterie-Kommandeur sitzt.

Der Abteilungsführer meldet sich beim pourlemérite-geschmückten Major. Dieser bezweifelt, daß der französische Angriff schon heute erfolgen wird; daher vereinbart man, daß die Kompagnien heute früh nicht mehr in Stellung sollen, da man befürchten müßte, daß sonst der Feind auf dem deckungslosen Abhang die neuen Kräfte schon beim Einsatz bemerkte.

Und als jetzt der Abteilungsführer aus der Höhle tritt, vorbei an seinem schon selig schnarchenden Stabe, klappert's und knackt's im Unterholz und dicht aufeinanderfolgend kommen Zweite, Erste und Dritte.

Wie sehen die Jungens aus!

Hohläugig, bleich, eingefallen und der rinnende Schweiß hat breite Bahnen in die schmutzigen, staubbekrusteten Gesichter gefressen.

Aber kein Laut der Klage ertönt und als die Kompagnieführer ihre Kommandos geben — „h . . a . . lt! — Ab . . . setzen!" ruckt's und zuckt's, als exerziere man hinten in Congern.

Wie freut sich der Abteilungsführer, daß er seinen Leuten zurufen kann „Mojn Abteilung! Der Commy kommt wohl heute noch nicht, die Abteilung bleibt vorläufig hier in der Höhle (sehnsüchtige Blicke nach links aus hunderten von Augen), Kompagnien wegtreten zum Schlafen geh'n!" Ja, da lachen sie sogar alle und donnernd antwortet's wie ein Peitschenknall: „Mojn H' Oberleutnant!"

Schlafen — schlafen! Nach bombengestörter vorletzter Nacht . . . . diese 25 Stunden!

Der Abteilungsführer beobachtet noch, wie die Leute strahlenden Auges „in die Quartiere rücken", dann geht er mit dem Maschinengewehr-Offizier des Regiments vor, auf den Abhang des St. Siméon, um sich den neuen Kampfabschnitt zeigen zu lassen. Es ist merkwürdig ruhig heute — sollte das gestern alles vom Franzmann nur Bluff gewesen sein, sollte alles, alles, diese 25 Stunden — umsonst gewesen sein! Umsonst? Nein, umsonst waren alle diese Leiden nicht, man hatte Tausenden da vorn in der nervenpeitschenden Nacht vorm Angriff die Gewißheit gegeben, „es kommen noch 18 Maschinengewehre". Felsenfest, mit deutschem Treuglauben hatten sie alle gewartet. Die Brigade hatt's versprochen, dann kamen sie eben. Und daß sie gekommen waren, trotz all der unsagbaren Widerstände, nur knappe fünfviertel Stunden zu spät, ausgepumpt bis zum Letzten, aber straff und mit klaren Augen, das ließ sie alle da vorn erleichtert aufatmen. Und als der fremde Scharfschütze neben ihrem Maschinengewehr-Offizier durch den Abschnitt ging, rieselte es wie ein Lauffeuer durch alle, „sie sind da". Keiner brauchte Näheres zu fragen, sie alle wußten's, wenn der Commy (jeder Feind hieß dort „der Commy", auch die schwarzen Franzosen), wenn der Commy kam, heute, morgen, übermorgen —

dann würden 18 Scharfschützen-Gewehre am Siméon knattern, daß der alte Bergriese dastände, wie ein feuerspeiender Vesuv.

Was galt hier ausgepumpt bis zum Letzten! Sie würden kommen — nun, so kamen sie eben!

Gegen 10 Uhr vormittags kam der Abteilungsführer aus dem Abschnitte zurück, der getreue Bursche wartete schon mit einer Tasse heißen „Bliemchens" und einer dicken Kunsthonigstulle.

Dann ging er nochmals mit seinen Kompagnieführern vor. Die Führer durften sich noch keine Ruhe gönnen; wer weiß, wie bald die Abteilung eingreifen mußte, so mußten wenigstens sie sich zurechtfinden können.

Und als sie dann gegen 2 Uhr nachmittags in der Nähe der Regimentshöhle ankamen, tönte heller Gesang an ihr Ohr. Es lag so gar kein preußischer Dialekt im Tone — sollten? Sie bogen um die Ecke des Waldweges und sahen — im Sonnenschein ihre Jungs vor der Höhle; sie sangen ihre uralten heimatlichen Soldatenlieder und — reinigten die Gewehre!

Der Major mit dem Pourlemérite aber stand daneben, er gab dem Oberleutnant die Hand und sagte nur: „Der Tommy kann kommen!" —

„An der Westfront nichts von Bedeutung!"

Ja, eine Truppe kann auch Held sein, ohne mit lautem Hurra einen sturmreifgetrommelten Graben zu nehmen.



Fesselballons.

Von Hauptmann Conrad Steegmann,
im Felde Kommandant von Luftschiffen und Führer einer Feldluftschiffer-abteilung.

Am Himmel stehen die Ballone; von weitem schon kann man den Verlauf der Front an ihnen erkennen.

Nicht leicht ist es ihnen gemacht worden, ihre Daseinsberechtigung zu beweisen. Im Frieden wogte der Meinungsstreit hin und her; Luftschiffer und Flieger sollten ihre Aufgabe übernehmen. So blieb bei der Vermehrung der Truppe im Jahre 1913 nur ein Bataillon für den Fesselballondienst bestimmt; die vier übrigen waren auf Luftschiffhäfen verteilt und taten Dienst am Luftschiff.

Bei Kriegsausbruch rückten 10 Feldluftschiffer-Abteilungen ins Feld, die mit einem, nur im Notfall mit zwei Ballone, aufsteigen konnten. Die Mehrzahl der Truppenoffiziere tat Dienst auf Luftschiffen. Das Material war den bedeutend erhöhten Ansprüchen nicht mehr gewachsen. Dazu kam der schnelle Vormarsch und ein geringes Verständnis für richtigen Einsatz, so daß den Luftschiffern nur wenig Gelegenheit geboten wurde, Leistungen zu zeigen. Schon hatten höhere Führer den Entschluß gefaßt, die Auflösung der Truppe bei der Obersten Heeresleitung zu beantragen.

Da stockt der Vormarsch, — Freund und Feind gräbt sich ein, der Stellungskampf beginnt. Und plötzlich erschallt von allen Seiten der Ruf nach Ballonen. Woher kam der plötzliche Meinungswechsel?

Gleich nach Kriegsbeginn hatte es sich gezeigt, daß Luftschiffe unmöglich bei Tage über der feindlichen Front aufklären konnten; die Kommandanten der Luftschiffe, die diese Möglichkeit stets bestritten hatten, hatten Recht erhalten. Und die Flugzeuge waren noch nicht so weit entwickelt, daß sie die Aufgaben des Ballons mit übernehmen konnten.

Nun brauchte die Führung einen hohen Beobachtungsstand, von dem man den Gegner und das feindliche Gelände mit seinen Straßen und Eisenbahnen weithin beobachten, das eigene Artilleriefeuer sorgsam leiten und Erkundungen schnell an die zuständigen Stellen weitergeben konnte.

Dank der rastlosen Tätigkeit der Heimatbehörden und der Industrie war auch das Gerät verbessert worden. Der Ballon stieg höher und stand ruhiger, eine Kraftwinde erhöhte die Betriebs-

sicherheit und Fallschirme bewahrten die Beobachter vor dem sicheren Tode, wenn der Ballon nach einem der immer zahlreicher werdenden Fliegerangriffe in Flammen aufging.

So wuchs die Zahl der Ballone dauernd, bis sie gegen Kriegsende beinahe auf 200 gestiegen war. —

* * *

Schon seit geraumer Zeit steht ein Ballonzug in einer Mulde nördlich des Chemin des dames. Es ist in letzter Zeit ruhig gewesen; feindliche Flieger sind nur selten gesichtet worden und nie in der Nähe des Ballons.

Jetzt scheint jedoch etwas geplant zu sein. Der Kommandeur der Luftschiffer der Armee hat sich das Vorgelände angesehen; der Abteilungskommandeur hat vorgeschobene Aufstiegplätze erkundet.

Einer von diesen, der dem Ballonzug zugeteilt ist, ist eingerichtet worden, das heißt, ein Platz zum Füllen des Ballons ist hergerichtet, eine Ballonfüllung in Gasflaschen, gegen Fliegersicht gedeckt gestapelt, Füllröhren sind angeschlossen, Fernsprechleitungen sind gelegt und ein Anmarschweg vom alten zum neuen Aufstiegplatz ist so freigemacht worden, daß der gefüllte Ballon auf ihm vorgebracht werden kann.

Heute soll der Ballon neben seinen anderen Aufgaben feststellen, ob hinter und in der eigenen Front alles getan ist, um feindlichen Ballons und Fliegern einen Einblick in die Angriffsvorbereitungen zu wehren.

Es ist kein Luftschifferwetter; die Wolken hängen in etwa 500 m, die Sicht in die Ferne ist durch Dunst getrübt. Trotzdem wird der Ballon aus der Halle gebracht, der Ballonkorb auf dem Aufstiegplatz angeknebelt, das Ballonkabel befestigt; Fallschirm, Instrumente und Karten werden angebracht und die Fernsprechleitung vom Korb zur Erde wird geprüft. Der Beobachter steigt ein, und langsam steigt der Ballon empor; 50 m unter der Wolkendecke wird der Winde das Zeichen zum Halten gegeben. Heute müssen die Fliegerbeobachter besonders gut aufpassen; zu leicht kann im Schutze der Wolken ein feindlicher Flieger unbemerkt an den Ballon herankommen.

Kaum zwanzig Minuten nach dem Aufstieg hört der Beobachter beim Feinde einen Abschuß, dann das Pfeifen eines Geschosses und sieht kurz darauf den Einschlag kurz hinter dem Aufstiegplatz; bald folgt ein zweiter. Jetzt wird ihm klar, daß der Franzose es auf seinen Ballon abgesehen hat, der ihm schon die ganze Zeit schwer mitgespielt hat durch die Feuerleitung bei der Bekämpfung seiner Batterien.

Zwei weitere Einschläge folgen; sie liegen unter dem Ballon. Die Mannschaften sitzen in den Unterständen, das Fernsprechkabel ist gerissen. An ein Einholen ist nicht zu denken. Der Ballon muß



hoch bleiben, bis der Franzose sein Feuer einstellt oder die Dämmerung anbricht, — und bis dahin ist noch viel Zeit.

Nach zwei weiteren Einschlägen auf dem Aufstiegplatz, genau unter dem Korb, fängt der Ballon plötzlich an zu steigen. Ein Blick hinunter zeigt, daß das Kabel durchschossen ist. Gleich muß die Wolkendecke erreicht sein; der Aufstiegplatz bleibt zurück, die Fahrt geht zur Front, die knapp 6 km entfernt ist. Nun heißt es Karten und Gerät abschneiden und hinunterwerfen, dann auf den Korbrand klettern, den Ballon mit der Reißleine aufreißen und abspringen; zur Landung durch Ventilzug ist's zu spät.

Die Reißbahn ist auf, mit einem Satz springt der Beobachter in die Tiefe. Durch sein Körpergewicht zieht er den Fallschirm aus der Tasche; wie ein Strick steht der zusammengelegte Schirm über ihm in der Luft. Allmählich im rasenden Fall fängt er an sich zu weiten, bis er sich mit einem Knall und recht spürbarem Ruck des Fallschirmgürtels auf der Brust entfaltet. Nun schwebt er ruhig zur Erde, die beim Durchstoßen der Wolkendecke wieder sichtbar wird; nach wenigen Minuten setzt der Beobachter auf den Boden auf. Jetzt schnell vom Fallschirm freikommen, sonst setzt es eine üble Schleiffahrt. Auch dies glückt; ohne jede Verletzung ist die Landung erfolgt.

Dem Abteilungsstab wird der Verlust des Ballons gemeldet; die Antwort kommt, daß ein neuer Ballon und die nötige Füllung sofort auf Kraftwagen abgehen. Gleichzeitig sagt sich der Abteilungskommandeur an.

Eine frohe Botschaft bringt er mit: Der Beginn des Angriffs ist für den nächsten Tag angesetzt; die Ballons müssen schon bei Tagesgrauen hoch sein.

Sofort werden die nötigen Maßnahmen getroffen. Vorn auf dem neuen Aufstiegplatz ist schon alles fertig, die Lastkraftwagen mit dem neuen Ballon und den Gasflaschen werden dorthin geleitet. Nur der Ballon ist noch zu füllen.

Mitternacht ist vorbei, während der Ballonzug bei den letzten Vorbereitungen beschäftigt ist. Da setzt pünktlich zur angegebenen Stunde das Trommelfeuer ein. Jetzt heißt's den Ballon rüsten und hochlassen.

Pläne werden ausgelegt, auf ihnen der Ballon ausgerollt und auseinandergezogen. Dann wird das Ventil eingesetzt, Reiß- und Ventilleine werden befestigt und der vom Gasflaschenstapel zum Füllansatz führende Füllschlauch wird festgebunden. Langsam und vorsichtig wird eine Gasflasche nach der andern geöffnet, damit nicht durch zu schnelles Entströmen des Gases eine Entzündung eintritt. Allmählich füllt sich der Ballon; Sandsäcke werden an ihn angehängt, um ihn auf der Erde zu halten. Sobald er prall ist, wird er etwas hoch gelassen; der Korbtrupp knebelt den Korb an, andere Mannschaften befestigen Karten, Instrumente, Ferngläser,

Ausrüstung und den Fallschirm; wieder andere bringen das Kabel, an dem der Ballon hochgelassen wird, die Fernsprecher bringen die Fernsprechleitung; sie legen die Apparate in den Korb und prüfen die Leitung.

Unterdes hat sich der Beobachter angezogen; gefütterter Lederrock, Baschlik und Pelzhandschuhe schützen ihn vor Kälte. Den Brustfernsprecher hat er umgeschnallt, ebenso seinen Fallschirmgürtel. Nun steigt er in den Korb, hakt die beiden Karabinerhaken der Fallschirmleinen an seinen Gürtel, stöpselt seinen Brustfernsprecher ein, prüft nochmals die Fernsprechleitung und gibt dann das Zeichen zum Hochlassen. Die Bremse an der Windentrommel wird gelöst; langsam steigt der Ballon hoch, pendelt einige Male hin und her, stellt sich in den Wind und steigt weiter in den noch dunklen Himmel empor.

Ein großartiges Schauspiel sieht der Beobachter etwas später im ersten Zwielicht. Vor ihm, dort wo die feindlichen Schützengräben lagen, eine Wand von Rauch und Staub; die Feuerwalze ist schon weiter gesprungen.

Aus der Rauchwand steigen Leuchtkugeln empor, den Stand des vorwärts schreitenden Angriffes anzeigend. Sofort gibt er diese Erkundungen weiter. Nur wenige feindliche Batterien feuern noch; sobald er ihren Standort erkannt hat, läßt er sich mit der ihm zugewiesenen Artillerie verbinden und lenkt das Feuer dorthin, bis auch sie schweigen oder abgebaut haben.

Da ruft der Fernsprecher. Der Generalstabsoffizier der Division will selbst über den Stand des Angriffes unterrichtet sein. Der Beobachter gibt Antwort auf die gestellten Fragen; damit ist die Division auf dem schnellsten Wege über die neuesten Ereignisse verständigt.

Immer weiter vorwärts steigen die Leuchtkugeln auf; der Angriff geht also gut voran. Selten nur ist feindliches Feuer zu hören oder zu sehen.

Jetzt schlägt auch für den Ballon die Stunde des Vormarsches. Ein schweres Stück Arbeit wird es geben; erst ist das zerschossene Tal eines breiten Baches zu durchqueren, dann das tiefe Trichterfeld. Wer weiß, wie die für den weiteren Vormarsch bestimmte Straße nach dem Trommelfeuer aussieht.

An der Winde kann der Ballon nicht vormarschieren; zu viele Hindernisse würden ein dauerndes An- und Abgliedern nötig machen, besonders wenn der geringste Querwind zur Marschstraße den Ballon seitwärts drückt.

Das lange Ballonkabel besteht aus mehreren Stücken, die durch Bügelschaken miteinander verbunden sind. Bis zu einer solchen Bügelschake wird der Ballon eingeholt; er bleibt jedoch so hoch, daß der Korbinsasse weiter beobachten kann. An der Bügelschake werden drei Marschtaue befestigt, die in Knebel-

bunde auslaufen. Mannschaften ergreifen die Knebelbunde, dann wird die Verbindung mit dem auf der Seiltrommel der Winde befindlichen Kabel gelöst.

Schnell wird erfragt, wohin die mit dem Ballon schießende Artillerie Stellungswechsel vornimmt; dann wird der Ballon von den Mannschaften vorwärts gebracht.

Am Bach angekommen, watet die Mannschaft des einen Marschtaues durch, das Tau wird hinübergeworfen und auf der anderen Seite wieder ergriffen. Auf die gleiche Weise folgt das zweite und dritte Tau.

Auch das Trichterfeld wird überwunden, mit großen körperlichen Anstrengungen der Mannschaften.

So gelangt der Ballon an die Straße; seitwärts von ihr geht der Vormarsch weiter. Ein Vormarsch auf der Straße selbst ist wegen der vorwärts strebenden Truppen und Kolonnen, auch wegen der vielen, hinderlichen Bäume nicht möglich. Fernsprechleitungen, die unbedingt zu schonen sind, werden auf gleiche Weise wie der Bach überschritten.

Der Korbinsasse bleibt oben und beobachtet weiter. Die Fernsprechapparate der Erdstation werden vom Fernsprechtrupp getragen, so daß dauernde Verbindung mit dem Korb vorhanden ist.

Der Troß — die Winde, der Fernsprechwagen und die übrigen Fahrzeuge — wird nachgezogen und fährt auf der Straße vor. Hier sind überall Gefangene angestellt, die die Sprengtrichter ausfüllen und die Reste umgestürzter Mauern eines Dorfes, durch das die Straße führt, entfernen.

Immer weiter geht der Marsch, um möglichst schnell den Anschluß an die vorrückenden Truppen, besonders die Artillerie, zu gewinnen.

Unterdes wird es Abend. Der Ballonzugführer reitet voraus, um einen Aufstieg- und gleichzeitig Biwakplatz zu erkunden. Der Artillerie wird der neue Platz durch Meldereiter bekannt gegeben.

Als der Ballonzug eintrifft, fahren die Fahrzeuge auf, der Ballon wird eingeholt. Nachdem der Beobachter ausgestiegen ist, wird der Korb abgeknebelt, der Ballon eingeholt und mit Sandsäcken so beschwert, daß er auf den vorher ausgebreiteten Plänen im Windschatten eines Waldes fest aufliegt.

Sehr früh am nächsten Tage geht es weiter; heute leistet der Feind teilweise Widerstand, wenn auch nur sehr schwachen. Schnell ist die Verbindung mit der Artillerie aufgenommen. Einzelne Dorf- und Waldränder, von denen aus der Feind den Vormarsch aufzuhalten sucht, werden von der Artillerie mit Hilfe des Ballons unter Feuer genommen.

So nähert sich der Ballon der vorgehenden Infanterie bis auf 2 km. Ein Dorf, das durchschritten werden muß, liegt unter feindlichem Feuer. Wieder wird der Ballon abgegliedert, und von den

Mannschaften um das Dorf gebracht, während die notwendigen Fahrzeuge in schnellem Tempo hindurcheilen. Das geht nicht ohne Verluste ab; eine Granate krepiert neben der Winde; zwei Fahrer der Windenbespannung und einige Leute der Windenbedienung fallen aus, zwei Pferde sind tot. Andere Mannschaften springen ein.

Unterdes hat der Beobachter die feindliche Batterie gefunden; versteckt hinter einem Hange feuerte sie. Die eigene Artillerie wird verständigt, das Ziel angegeben, und bald liegen die Einschläge mitten zwischen den Geschützen, so gut, daß es dem Gegner nicht mehr gelingt, sie fortzubringen; denn gerade als die Bespannung heraneilt, trifft eine Granate einen gefüllten Munitionswagen, der mit verheerender Wirkung in die Luft fliegt.

Kaum ist diese Batterie niedergekämpft, da sieht der Beobachter fern auf der Straße eine schnell herankommende Staubwolke. An einer Wegebiegung erkennt er in ihr eine schwere Kraftwagen-Batterie. Die zu ihrer Bekämpfung geeignete Batterie ist bald nach dem Anruf schußbereit. Das Glück will es, daß die feindliche Batterie vor einem Dorfe hält; schnell ist das Feuer auf sie geleitet. Schon nach wenigen Schüssen sitzt ein Treffer im Zugwagen des letzten Geschützes; er kippt um, reißt das Geschütz mit und versperrt die Straße. Das Dorf liegt auch unter deutschem Feuer. In aller Ruhe kann der Beobachter jetzt das Schießen leiten, bis auch diese, jetzt gänzlich bewegungslos gewordene Batterie vernichtet ist.

Noch einige Tage geht der siegreiche Vormarsch weiter; überall greift der Ballon ein, erleichtert der Infanterie das Vorkommen, indem er das eigene Artilleriefeuer auf feindliche Widerstandspunkte leitet und Meldungen über das eigene Vordringen gibt. Dann leistet der Gegner mit frischen Truppen an der Marne und am großen Walde von Villers-Cotterets Widerstand; wieder graben sich beide Teile ein, nur kleinere Teilkämpfe finden statt zur Verbesserung der Front.

Der Ballonzug hat einen neuen Aufstiegplatz bezogen, seine Fernsprechleitungen zum Abteilungsstabe, zur Artillerie und den Nachbar-Ballonzügen gelegt und ausgebaut. Der Stellungskampf beginnt wieder, und mit ihm die feindliche Gegenwirkung gegen die Ballons. Fast täglich hört man plötzlich in der Luft Maschinengewehrfeuer, sieht bei einem der Ballone sich einen Fallschirm vom Korbe lösen und bald darauf den Ballon in Flammen gehüllt herabstürzen. Erst als einige Kampfstaffeln erscheinen, werden diese Verluste geringer.

* * *

Auch beim Abteilungsstabe hat vor dem Angriff rege Tätigkeit geherrscht; sie steigert sich noch erheblich nach Beginn der Kampfhandlung. Besonders der Nachschub an Gerät, Gas und Betriebsstoffen ist bei der Überwindung des überaus schwierigen

Geländes nicht einfach. So lange die Fernsprechverbindungen zu den Ballonzügen noch bestehen, sind die Wünsche und Forderungen, auch die Meldungen der Ballonzüge leicht zu erhalten. Während des schnellen Vormarsches aber ist ein Leitungsbau der Ballonzüge unmöglich. So ist der Kommandeur dauernd im Kraftwagen unterwegs; seine Ballonzüge erkennt er schon von weitem an der Zahl der farbigen Wimpel, die am Ballon befestigt sind. Bei den Zügen erfährt er dann die Wünsche und läßt das erforderliche Gerät vorbringen. Radfahrer bringen abends die Meldungen in das vorher bekanntgegebene Stabsquartier; wichtige Erkundungen werden sofort überbracht. Der Kommandeur trägt sie dem Chef persönlich vor.

Auch beim schnellsten Vormarsch muß der Abteilungsstab für die notwendigen Drahtverbindungen zu den vorgesetzten Dienststellen sorgen. An alten Gestängen oder auf Bäumen, sonst in Gräben werden die Leitungen verlegt. Patrouillen zu Fuß oder auf Fahrrädern sorgen dafür, daß gerissene Stellen schnell geflickt werden.

So ist die Übermittlung der zusammengestellten Erkundungsergebnisse aller dem Stabe unterstellten Ballonzüge gewährleistet.

* * *

Schon nach wenigen Tagen setzt ein neuer Angriff ein, der über die Marne führen soll. Er dringt nur anfänglich durch; der Feind ist vorbereitet. Weittragende Geschütze und Flieger in riesiger Überzahl treten auf. Unter ihnen haben auch die Ballone, die auf dem nördlichen Marneufer stehen, sehr zu leiden.

Da der Angriff nicht mehr weitergeführt werden kann, faßt die Heeresleitung den Entschluß, ihn abzubrechen und die Truppen auf das nördliche Ufer zurückzunehmen. Es gelingt, ohne daß der Feind es merkt oder nachdrängt, und ohne Verluste.

Die Ballone haben den Auftrag, stehen zu bleiben, damit der Feind nicht aus ihrer Rückwärtsbewegung vorzeitig Schlüsse auf die Rückverlegung der Front ziehen kann.

Diese Rückverlegung bringt auch dem Ballonzug eine riesige Arbeit. Während der Ballon hoch ist, das heißt bedient werden muß, müssen die Fernsprechleitungen abgebaut, leere Gasbehälter zur Bahn geschafft; kurz alles nicht mehr notwendige Gerät muß zurückgebracht werden. Auch die beim Abteilungsstabe zusammengefaßte Kraftwagenkolonne ist Tag und Nacht unterwegs.

Der Ballon ist hoch und beobachtet in das Gelände südlich der Marne. Heute Nacht hat die letzte Infanterie das südliche Ufer verlassen; noch scheint es der Gegner nicht gemerkt zu haben.

Da sieht der Beobachter, wie plötzlich ein rasendes Feuer auf einen schon verlassenen Frontabschnitt südlich der Marne losbricht. Dann kriechen unzählige Tanks gegen die Gräben vor. Infanterie folgt. Flankierend kann er das Feuer mehrerer Batterien gegen

das Ziel leiten; genau beobachtet er bald darauf die Einschläge zwischen den feindlichen Kampfwagen.

Da hört er von unten die Sirene, das Signal: „Abspringen!“ Aus einer Wolke stoßen zwei Flieger unter dauerndem Maschinengewehrfeuer auf den Ballon herab; sie fliegen gestaffelt untereinander, die Sonne im Rücken. Der eine schießt auf den Ballon, der andere auf den Korb. Weder durch die Leuchtspurgeschosse der Revolverkanonen, noch durch die der Maschinengewehre lassen sie sich in ihrem Angriff beirren. Unten holt die Winde den Ballon ein, während die Bespannung, an einer Gleitrolle angelegt, nach dem nun erfolgenden Absprung des Beobachters den Ballon seitwärts zieht.

Der eine Flieger schießt weiter auf den Ballon, reißt im letzten Augenblick seine Maschine über ihn hinweg; der andere stürzt sich unter dauerndem Feuern auf den wehrlos am Fallschirm herabschwebenden Beobachter. Zum Glück muß er den Angriff ohne Erfolg abbrechen; kurze Zeit darauf fallen die Reste des brennenden Ballons am Fallschirm vorüber zur Erde herab.

Nun baut auch der Ballonzug ab; der neue Ballon und die notwendige Gasfüllung werden vom Stabe schon zum neuen, weiter zurückgelegenen Aufstiegplatz geschafft. Dort wird der Ballon gerüstet und gefüllt; am nächsten Morgen ist er wieder hoch.

* * *

Dann kam der Frieden und mit ihm die Vernichtung des Heers. Der Friedensvertrag enthielt kein Wort über die Beseitigung der Ballontruppe. Aber nachträglich besann sich der Feind darauf, was sie geleistet hatte. Ohne jedes Recht wurde im Sommer 1920 die Ablieferung und Zerstörung des gesamten Gerätes verlangt. So sank auch der letzte Rest der ehemaligen deutschen Luftstreitkräfte dahin. Der Tag wird kommen, an dem mit dem deutschen Heere auch sie zu neuem Leben und Schaffen ersteht.



Gedenke!

Von Franz Schauwecker, im Felde zuletzt Leutnant der Reserve im Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 46.

Viele Augen sehen den Wirrwarr dieser Zeiten und heben fragende Blicke zum Himmel; viele Ohren horchen in den Lärm rundum und lauschen, wann eine Ordnung, ein Sinn und ein Mut in die hoffnungsarme Ratlosigkeit und leere Rede dieser Jahre komme; und sehen und hören keine Antwort. Eine große Masse wogt ringsum und reckt unzählige Arme und schreit mit zahllosen Zungen nach Glück und Behagen. Männer, die über dieser Masse stehen, beugen sich nieder und schreien Antwort und versprechen das Glück, das Essen und Trinken heißt, Herrschaft aller, Kleidung, Wohnung und gleiches Maß für alle. Sie schwenken Ketten, die an die Erde fesseln, und lassen den Himmel über den Sternen leer. Sie füllen den Magen und saugen die Seele aus. Jenseitslos liegt die Erde, und ein Tier, das ‚Mensch' heißt, schläft satt oder tobt hungrig . . . .

Die Augen heben den Blick fort und schauen in sich. Das Ohr lauscht nach innen auf einen Trost und eine Rettung.

Und eine Antwort rauscht herauf wie das schwere Brausen eines fernen Sturmes. Ein Wesen steigt empor aus einer weiten Ferne. Eine Masse kommt heran, grau, dicht gedrängt, den Bereich des Blicks erfüllend, endlos . . . endlos. Sie nähert sich und löst sich auf in geordnete Scharen, in schmale Kolonnen der Fußtruppen und rasselnde Züge der Fuhrparks, klirrende, bodenerschütternde Batterien der Geschütze und fähnchenüberwimpelte Schwadronen der Reiter, und ich sehe das deutsche Heer des großen Krieges, das aufsteht, das herannaht, dessen Marsch wie der mächtig schwellende Atem einer gewaltigen Brust ist. Alle blühende Kraft der Jugend atmet in diesen grauen, endlosen Zügen; das Herz des Volkes klopft in ihren Leibern; Kampf dröhnt in der schweren Wucht ihrer Schritte; Sieg wühlt in den Falten der Fahnen und Standarten über ihnen. Sie kommen heran, unaufhaltsam und ungeheuer wie das Wandern des Meeres.

Eine Stimme ist über ihnen, eine Stimme voll Erz und Unerschütterlichkeit, voll starren Ernstes und knirschenden Trotzes gegen die Welt, eine Stimme, die aufschreit vor Schmerz und im Tode verröchelt, dröhnend vom Grimm des Kampfes wie Sturz schwerer

Wogen, flammend im Rausch des Sieges, ein weiß emporgeschwungener Fittich. Und ich vernehme diese harte und gewaltige Stimme, die von dem großen Kriege redet und singt, klagt und anklagt, die Stimme der Unerbittlichkeit, des Ruhmes, der Größe, die feierliche Stimme des Todes, der Schlacht und des Vaterlandes, die hinweghallt über die Massen des deutschen Feldheeres unter ihr.

. . . Vergiß nicht! Gedenke! — tönt jene ungeheure Stimme — Du selber und jener, dieser und viele, viele andre . . . Ihr alle seid einst in den Reihen dieser Kolonnen marschiert. Ihr alle, die Ihr gering oder groß, reich oder arm waret, Ihr habt Euer Selbst von Euch abgeworfen, hinein in diese große Schar des Vaterlandes. Das war nichts geringes, nicht mehr Ihr selber zu sein, nicht mehr eine Welt für Euch. Vor dem Kampf gegen den Feind war es ein Kampf und ein Sieg in Euch selber, nur Teil zu sein, Stück zu sein, einer von Millionen eines Ganzen. Aber Euch alle schmolz die Flamme des Vaterlandes in eins, in ein neues Wesen, das Heer heißt und Volk in Waffen... Vergiß nicht! Gedenke! Ein Strom des Blutes floß in allen Adern und riß alle Schranken hinweg. Brüder eines Volks, eines Geistes waret Ihr alle. Deutscher neben Deutschem, gleichen Wertes tratet Ihr hin vor den Feind. Mann an Mann unterschiedslos tratet Ihr hin vor den starräugigen Tod der Schlacht. Kämpfer an Kämpfer fügtet Ihr Eure lebendigen Leiber zu ehernen Grenzen des Vaterlandes. Brust an Brust hieltet Ihr das höchste Irdische, das Ihr zu vergeben hattet, auf steilen Armen dem Tode entgegen, das heilige Leben Eurer Leiber . . . Opfer und Hingabe dem großen Gedanken des Vaterlandes . . . Vergiß es nicht, was Du selber gewesen, Du und jener und unzählige andre! Gedenke!

Ein Vorhang zerreißt über einer großen Ferne . . .

Keuchende Dampfmaschinen schleppen die langen Züge aus den Städten der Heimat, rollen donnernd Tag und Nacht auf prasselnden Schienen und lassen weite Fluren, grüne Wälder, starke Städte und heimlich in Tälern verlorene Dörfer der blühenden Heimat vorüberkreisen. Aus dem Gedränge der Bahnhöfe starren Frauenaugen empor, die plötzlich voll rinnenden Lichtes sind und schmerzlich nach innen starren, und Augen von alten Männern leuchten und haben brennende, in heiliger Glut brennende Blicke. Rastlos weiter nach Osten dröhnen die Züge, hinein in die traurigen Steppen, vorbei an den armen Dörfern Rußlands. Nach Süden rattern die Züge durch die wilden Schluchten des Balkan und weiter, hinab zu den kahlen, zerrissenen Wadis und grauen, staubigen Bergen Palästinas, zu den gelben Sandwogen des Sinai und zu der schmalen Nacktheit Gallipolis, das von Tod, Glut und grellem Glanz der Sonne brodelt. Und nach Westen rasseln die Züge, nach Frankreich; Frankreich, durch dessen Fluren ein breiter Gürtel unaufhörlich donnernden Gewölks der Schlachten flammt und blitzt.

Aus den langen Wagenreihen der Züge klettern und springen Soldaten und setzen den Fuß in eine neue Welt, in der kalt und scharf der Krieg befiehlt.

Die Schlacht und der Feind ist noch fern. Fern rollt und rast die Front. Nein, die Soldaten kommen nicht satt, munter und sprunglebendig nach sanfter Ruhe hinein in die eiserne Prüfung der Schlacht. Sie laufen nicht schußgrad im rosigen Rausch der Begeisterung an gegen den Tod. Ihnen ist es nicht leicht und schön gemacht zu sterben. Vor Sieg, Ruhm und Größe der Seele stehen unbarmherzige Wächter: Hunger und Ermattung, Grauen und Not; reckt sich die Welt empor voll von Feinden, von Lüge und Haß. Sieg vieler über einen, Sieg in Rausch und Übermacht, das ist nicht Kampf und Sieg des Mannes. Nur im Kampf gegen das Ärgste bewährt sich ein Volk. Wer über Wolken will, muß Gipfel der höchsten Berge bezwingen. Hart ist der Krieg, eine unerbittliche Prüfung . . .

Endlose Märsche durch klammernden Schlamm, quer über zackige Schollen der Sturzäcker, mitten durch schwammige Sümpfe und wirres Gestrüpp düsterer Wälder. Schwer, steinschwer fällt der Fuß, stampfen die Beine. Brennender Schmerz der Märsche auf brettharten Landstraßen, jeder Schritt eine stechende Pein, jeder Tritt eine humpelnde Qual. Stolpern und Sturz auf hastigen Märschen des Nachts im Winter über gefrorene Radspuren von vielen Wagenkolonnen und Batterien auf lehmigen Landwegen. Unaufhaltsames Vorschieben und Tasten lautloser Schützenwellen im Dunkeln über wilde Kraterfelder der Granaten, durch stachelkrallige Drahtverhaue und steile Schluchten zertrümmerter Gräben. Ach, und die kurze Seligkeit einer winzigen Rast im Dreck des Wegrandes, zwei Augen voll Schlafs, der wie eine Lawine herabstürzt, Vergessen . . . Ruhe . . .

„Auf! . . . An die Gewehre! Umhängen!"

Weiter, weiter, weiter stapft der Marsch. Und die Beine gehen von selber, wie im Traum klappen die Sohlen der Stiefel, wie im Traum wandert die Landschaft ringsum.

Vergiß es nicht! Gedenke!

Es ist nicht der Schlamm allein und die Nacht und die müde lastenden Beine. So leicht ist dem Deutschen der Sieg nicht gemacht. Der Tornister reißt und wuchtet an Hals, Schultern und Nacken. Die Stiefel lasten lehmüberkrustet. Das Gewehr preßt und reibt. Der Helm drückt, und sein lederner Kopfschutz quetscht und saugt sich schweißnaß an Stirn und Schläfen. An den Hüften zieht das Koppel, und im Takt des Marsches eintönig schaukeln Brotbeutel und Handspaten und schlagen schwer gegen Schenkel und Knie. Langsam über Gaumen, Zunge und Kehle klebt sich eine dünne, zähe Haut. Durst schwelt auf und glimmt wie Zunder in Mund und

Hals, frißt ruhlos, dörrt den Schlund und kitzelt wie Staub und prickelt wie feiner Sand. Ach Wasser. Ja — Wasser!...

Dunkle Nächte des Vormarsches auf Feldwache in regentriefenden Wäldern. Hinter jedem Baum ein lauernder Feind, in jedem Busch ein starrer Gewehrlauf. Stöhnender Wind im Gewipfel. Leiser Tritt im Knistern dürrer Zweige, Waffengeräusch im Knarren der Äste. Ferne hallende Schüsse und das dumpfe Schallen und Wandern des Widerhalls durch Stämme, Laub und feuchte Luft. Fadendünn rinnt der Regen und tröpfelt unaufhörlich von Zweig und Blatt, schlüpft ins Moos und kriecht wie nasses Gewürm in den grauen, mürben Stoff der Uniform. Das Hemd klebt, der Ärmel klebt, die Halsbinde klebt. Regen, Dreck und Schweiß verquellen zu neuer Haut über der alten. Und der Wind klagt und seufzt im Wald, die Augen starren Löcher in die Schwärze rundum, jeden Laut aus der Nacht saugen die Ohren. Spähgänger kommen und gehen aus der Nacht in die Nacht und verschwinden spurlos, verschluckt vom Dunkel. Niemand weiß, wo der Feind steckt. Der Wind weiß es und wispert. Schwarz aus der Nacht springt plötzlich das Geäst der höchsten Wipfel, ein wirres Netz von Laubflecken und Zweigstrichen. Rot dahinter . . . fern . . . irgendwo kriecht eine düstere, rauchige Glut über den Himmel. Wolkenbäuche wölben sich stumm und wälzen sich über den Wald. Ungewißheit, Erwartung zerrt spitz an den Nerven . . .

Karge Unterkunft in zerschossenen, leeren Scheunen, zwischen rußigem Gemäuer unter dachlosem Bodengebälk verbrannter Häuser. Mann zwischen Mann geklemmt, Reihe hinter Reihe gekeilt. In der warmen Nähe der Leiber erstickt der fröstelnde Schauder der Nachtkühle... Irgendeine Hand reißt am Tornisterriemen, wühlt in den Klappen und Taschen zwischen alter Wäsche, Feldbüchsen, Briefpapier und Photographien nach irgendetwas . . . nach Brot. Und im Magen wühlt, kratzt und tobt der Hunger und verjagt allen Schlaf. Ein Mund schimpft leise, flucht grundehrlich und herzlich. Plötzlich rauscht eine Flamme grell auf, zuckt und erlischt. Fünf, sechs Köpfe fahren hoch, starren auf einen glühend tanzenden Punkt dort im Finstern und atmen gierig den Rauchdunst einer Zigarette.

„Aaha!" sagt jemand befriedigt. „So sieht das also aus, wenn ein Mann raucht und die ganze Kompagnie darf zukucken... So, so! Sieh mal einer an!"

„Ja, grad so sieht das aus", sagt die Zigarette. „Fein . . Was! Das ersetzt ein halbes Brot. . Gott sei Dank."

Die befriedigte Stimme hat dieses halbe Brot im Brotbeutel, und der Stich sitzt, trotz der Dunkelheit. Ein Gemurr wird lebendig.

„Ja, dann hilft das nichts.." meint eine tiefe Stimme, die dem Mann mit dem halben Brot gehört. „Dann . . na, also Leute: antreten zum Brotempfang. Natürlich nach der Zigarettenausgabe."

Und einer verteilt seine letzten zehn Zigaretten und ein anderer zerschneidet sein halbes Brot, Mann für Mann eine Schnitte, soweit der Vorrat reicht. Und die Zigaretten verteilen sich in so und so viele Züge, die Schnitten in so und so viele Bissen, Reih um . . .

„Der alte Gott lebt noch", kaut ein voller Mund. „Morgen wird angegriffen. . . Da!"

In der Ferne poltert es hart und wütend auf, als stürzten leere Fässer in tiefe Kellergewölbe. Bleiches Licht springt und fliegt überall. . Eine Lage. .

„Sag' das nicht so laut", antwortet jemand. „Der Franzose hört das."

„Hört ers? Hab' ich gesagt, daß der Deibel nicht lebt? Keine Angst. Morgen gehn wir mit ihm von hier bis Kalifornien."

Der Rest des Bissens verschwindet mit einem kräftigen Druck. Ein Flüstern zischelt noch hier und dort. Husten krächzt dazwischen. Schnarchen dröhnt. Stöhnen seufzt aus dem Schlaf. . . Ein Hauch streift warm und weich über die Reihen der Männer, als striche eine unsichtbare Hand behutsam und zart über die vielen, regungslosen Gestalten . . eine sanfte Liebkosung und Friede und Heimat . . Kameradschaft.

Ja, Kameradschaft. Stärker als Tod und Schrecken.

Eine friedensruhige Stellung schlängelt sich satt und behaglich durch einen russischen Sumpf. Sie kann sich gar nicht lang und bequem genug hinräkeln, kilometerlang, meilenlang. Selbst die Gewehrmündungen sehen aus, als gähne der Lauf vor Stumpfsinn. Angriffe sind hier Wahnsinn. Geschütze gibt es nicht. Man träumt, schläft, grübelt . . . Und plötzlich schlägt in eine Kompagnie dieser Stellung wie ein Granatschuß der Befehl: Drei Mann sind abzugeben . . . nach dem Westen . . . morgen früh. Alle wissen, was das bedeutet: Westen. Drei Mann sind schnell gefunden. Kaum stehen sie in der Schreibstube des Blockhauses hinten im Lager, da klopft es, und zwei Mann treten ein und drehen die Mützen in den Händen. Die Blicke sind etwas unruhig.

„Was ist los?" fragt der Leutnant.

Der eine fängt an zu reden, stottert, verhaspelt sich.

„Herr Leutnant," sagt der andre und zeigt erst auf den einen der drei Westkämpfer und dann auf sich und seinen Begleiter. „Wir drei sind aus einem Regiment und von 1914 an immer in einem Bataillon oder in einer Kompagnie zusammen. Wir haben das . . . immer so machen können."

Pause.

„Und?"

Der Mann gibt sich einen Ruck.

„Wir wollen nicht auseinander. Wir wollen zusammen bleiben. Wir wollen mit nach dem Westen . . . Wenn's geht."

„Kennen Sie den Westen?"

Der Mann lächelt ein bißchen.

„Verdun — und die Somme — und noch allerhand," sagt er. „Und wollen doch mit? Jetzt 1917?"

„Jawohl."

„Gut. Also, Feldwebel —"

Am nächsten Morgen dröhnt der BRettersteg nach rückwärts von sechs wuchtigen Stiefeln. Da marschieren sie ab. Der Krieg hält inne und sieht den drei schmalen Gestalten nach, die schwerbepackt sind, bis an die Helmkuppen. Und der Krieg lächelt und starrt ihnen nach, die kleiner und kleiner weiter wandern und schließlich an einer Stegecke hinter Erlengestrüpp verschwinden . . . Kameradschaft.

Vergiß es nicht. Gedenke der Tage, die waren!

. . . Ruhetage in waldversteckten Lagern an glatten Teichen und raschen Bächen in laubverschütteten Schluchten. Feuer flackern. Kochgeschirre hängen über roten Flammenzungen. Hoch unter den Laubkuppeln der Bäume treibt blaugrau der Rauch und weht zerfetzt im Astwerk. Hier und dort zieht einer den Rock aus und streift das Hemd über die Ohren. Sechs Wochen lang hängt dieses Hemd um den Leib, acht Wochen lang jenes, und die Haut darunter ist grau wie das Leinen. Weißlich verblichen und morsch sind all die Uniformen. Monatelang sitzen sie über den Gliedern, und die Leiber lagen oft genug lang im Dreck und Staub, standen im Regen und schwitzten in der Sonne, zitterten unter klingendem Frost und scheuerten sich in Schützenlöchern, schmal wie Särge aus Lehm und Kreide. Bartstoppeln starren wie Igelfelle. Gelächter schallt. Zähne blitzen weiß. Und eine notdürftige Wäsche säubert ein wenig. Man wird nicht rein — Gott behüte — nur weniger schmierig. Aber auch das ist Wollust, Genuß und Seligkeit . . . Ein Dorf liegt in der Nähe, und zwei Kantinen sind da, zwei Paradiese des Friedens. Zigaretten, Bier, Schnaps, Schokolade. Und mit einem Male stehen die Soldaten sprachlos mit offenen Mündern. ‚Kino' steht über einer Scheune. Rein! Lichtkegel und Filmband flimmern im Nu einen unerhört behexenden Traum von Kaffeehäusern, Villenstraßen, überirdisch schönen Mädchen, weichen Sesseln auf eine strahlende Platte, unter der ein Klavier himmlische Töne und Melodien in die Luft zaubert. Der Film ist in Wahrheit höchst mäßig und das Klavier jammervoll klanglos und verstimmt. Aber an der Front träumt man davon.

Am Tage danach geht es weiter, nach vorn. Ruheloser Wanderer für sein Vaterland ist der Kampfsoldat des großen Krieges. Lebendiger werden die großen Straßen und Dörfer. Immer dichter verzweigt ineinander wogt und rollt das Leben des Vaterlandes an seinen äußersten Grenzen. Batterien tauchen seitab auf. Langrohrgeschütze stehen dort wie seltsame Vögel mit langen, steifgereckten Hälsen und dünnen Schnäbeln, die Lafetten wie schmale Schweife

auf der Erde schleifend. An Radspeichen und Verschluß schwanken grünblättrige Zweige im lauen Wind wie kleine, winkende Kinderhände, und vorn um das kalte Eisenmaul der Mündung schlingt sich ein Kranz aus weichem Laub und ersten Blüten des Frühlings, als schlänge der Frühling selber sein Ärmchen zärtlich verwundert um den regungslosen, stummen Vogel. Wenn er seinen Gesang hörte —! Ach, Pfingsten. Die Kompagnie staunt hinüber, und herüber grinst ein Artillerist, der hemdärmlig auf der Lafette hockt und mit einem spitzartigen Hündchen spielt, dessen feines Gebell wie ein lächerlicher Witz auf die riesige Brüllstimme des stählernen Riesenvogels klingt. Die Batterie liegt in Reserve, und die hat bekanntlich Ruh . . . Andre Geschütze tauchen auf, schweigsam gelagerte Untiere, klumpige Haubitzen, ganz Maul und Genick aus Massen von Stahl, bepanzert mit Muskelwülsten aus Eisen. Und oben auf ihren Nacken tanzt der Frühling in hellgrünen Schleiern, Weidenkätzchen in den kleinen Fäusten. Wie gutmütig sinnende Elephanten ducken sich die Metallriesen und glotzen verblüfft ins Leere. Ein Vogel hüpft bachstelzenhaft auf dem dicken Rande der klotzigen Mündung und guckt köpfchenschief, schwänzchenwippend ernsthaft bedenklich in das blinkende Rohr. Nein, hier läßt sich kein Nest bauen . . .

Der Marsch geht weiter. Der schwere Atem der Front grollt auf. Das leise Lächeln, das über den Dingen des Krieges liegt, vergeht. Die starre Härte seines Antlitzes taucht langsam und unhemmbar höher wachsend über dem dunstigen Himmelsrand auf.

Jetzt erst darf der Deutsche hinein in den Kampf, an gegen den Tod. Durchnäßt, durchschwitzt und durchfroren auf eins, Leere im Magen, Durst in der Kehle, mürbe die Uniform, aus einer Schlacht in die andre, unausgeruht und müde, sieben, acht und mehr Monate nicht auf Urlaub, ununterbrochen auf den Beinen . . . jahrelang, jahrelang, Mann für Mann, zwei- und dreimal verwundet. Die Heimat blockiert, Mangel ringsum an allem, an Nahrung, Kriegsmitteln und Kleidung, und eine knochenlose Regierung im Rücken. Und drüben wartet einer auf ihn — nein, nicht einer . . . zehn warten auf ihn. Und sie sind frisch und wohlgenährt da drüben, sie sind warm und gut bekleidet. Sie haben Überfluß an allem, an Kriegsgerät, Nahrung und Kleidung. Sie kommen für drei Tage ins Gefecht und ruhen monatelang und sammeln Kräfte. Sie fahren oft auf Urlaub. Sie haben's nicht schwer, sie . . . die da drüben. Sie schicken Neger vor und Inder und haben ihre Grabensäuberer. Gegen ein deutsches Geschütz krachen zehn feindliche. Ist ein Fesselballon abgeschossen, steigen drei dafür hoch. Wo ein deutsches Flugzeug surrt, fliegen zwanzig feindliche. Eine straffe Regierung steht hinter ihnen. Sie haben's nicht schwer, die da drüben. Für den Deutschen arbeitet nur der Deutsche, und er arbeitet so nebenbei noch für die Österreicher, Bulgaren und Türken. Für den Feind arbeitet die Welt. Nein, sie haben's nicht schwer. Hier lenkt und

weist die Wege der Geist. Drüben wälzt sich weglos eine ungeheure Masse heran. Hier kämpft und ringt eine Seele, deutsche Seele. Drüben rechnet Zahl und Technik, und der schwerfällige Stumpfsinn der Masse keucht und schnauft. Hier kämpfen Menschen, die sich der Maschinen bedienen; drüben arbeiten Maschinen, die sich der Menschen bedienen. Ein Gott streitet gegen Dämonen . . . So marschiert der Deutsche nach vorn, frontwärts.

Vergiß es nicht! Gedenke!

Voll tausend blitzschneller Gegensätze ist der Krieg. Er streicht dir verloren und leise in einer Minute des Traums die Wange, hebt die Faust und schlägt auf dich ein, stundenlang, tagelang, läßt jäh von dir ab, daß du taumelnd stehst, schlägt dort einen zu Boden und pflegt und tröstet den andern. Er stößt dich hinein in die Urkraft der Natur, an ihre lebendige, lebeneinhauchende Brust. Er läßt dir nicht viel Zeit zum Grübeln. Er schleift alles zur Spitze. In eine Sekunde preßt er die Stunde. Er nimmt dich und stellt dich auf Draht und Sprungfedern. Er macht dich gewandt, leicht, rasch und immer bereit. Mut haucht er in dein Herz, Wege zeigt er, Trotz gießt er in deine Adern, Straffheit und Zähe preßt er in deine Muskeln. Auf Angriff stößt er den Angriff. Auf Flucht hämmert er Verfolgung. Mit eisernen Händen bildet und formt er die Seele...

Langsam rücken all die Regimenter der Reserven und Verstärkungen an gegen das starräugige, ungeheure Antlitz des Krieges dort in der Ferne, hoch über der Front. Ein Mund mit Lippen aus Eisen und Erde beginnt zu reden. Eine erzene Stimme schallt. Sausender Flug der Granaten, ächzende Sprengung der schweren Minen braust und brüllt in dieser Stimme, hohl aufheulendes Schwirren der Splitter und das grelle Kreischen fliegender Zünder. Rasendes Schnarren und Schnattern der Maschinengewehre gellt in dieser tausendtönigen Stimme. Wirres Geknatter der Gewehre, dumpfer Knall berstender Handgranaten und heller Peitschenschlag der Revolver hackt, klirrt, bellt und wird übergrollt von dem schweren Gepauk der Geschützabschüsse und puffendem Platzen der Schrapnells. Die Luft stürzt in Wogen brandend durcheinander und ist unendlich erfüllt vom Donner dieser gewaltigen Stimme, in die das Trappeln vom Anmarsch der Kolonnen, das Gepolter der Batterien sich mengt, darüber hin das eintönige Summen der Flugzeuge wandert. Ein tobender Aufruhr beherrscht die Erde.

Alle Arbeit der Welt aus unzähligen Fabriken, Gießereien, Stahlwerken, Eisenbahnen, Kasernen und Werkstätten ballt sich hier in eins und schlägt zu einem einzigen riesigen Schwall von Glut, Flammen, Lärm und Vernichtung empor. Weil er dies mit Leibern und Seelen ertrug, weil er dies mit Geist und Seele zu Boden zwang, darum ist der Deutsche so groß.

Vergiß es nicht! Gedenke!

Hinter den vorrückenden Regimentern schließen sich krachend die äußersten Grenzen der Reichweite der feindlichen Geschütze gleich ins Schloß dröhnenden, eisernen Toren . . .

O ihr Tage der Schlacht und des Vormarschs in den letzten Jahren des Krieges, nicht durchstürmt vom Rausch der Begeisterung, nicht überlodert von Flammen des Jubels. Tage des Kampfes ihr, voll starren Ingrimms. Tage der Front voll zähneknirschender Schweigsamkeit aller Herzen. Tage der Schlacht ihr, voll verbissenen Trotzes und unerschütterter Pflicht.

Vorsturm über zerfolterte Felder und Wiesen, durch Trichteräcker und Grabenfurchen, einzeln, zu zweien, in kleinen Trupps, hier und dort, überall, aufspringend, vorhetzend, stürzend, kriechend, in eins verwachsend mit Erde, Gestrüpp und Baumstümpfen, nie entmutigt, nie ratlos. Jetzt Fäuste und Füße wie Wurzeln in Erde gewühlt, jetzt Füße wie Flügel in Sprung und Lauf . . . Wurf der Handgranaten . . . weiter . . . vorwärts . . . Treibende Qualmschwaden, Rauchfetzen . . . Ausharren, deckungslos in knappen Kleeschlägen unter jähes Geschützfeuer geduckt, das herabzuckt, stundenlang trommelt und hämmert. Tosender Glutstoß berstender Granaten, zwei Schritt vorn ab, betäubender Schlag des Luftdrucks an Helm und Stirn, klirrendes Zerspritzen in Scherben und Splitter nach links und rechts, Aufschrei der Getroffenen und röchelnder Jammer der Sterbenden. Immer, ununterbrochen der fauchende Sprung der Granaten, schreiender Hagel der Geschosse und der wilde Ruf der Befehle . . . O Heimat, Vaterland . . . Friedlich blühende Gärten, tief im Grünen verträumte Häuser, Kindergeschwätz und die zarte Anmut einer Frau, deren Lippen zuckten und doch lächelten, als der Zug aus dem Bahnhof zur Front rollte . . . Im Lärm und Grauen der Schlacht schweigsames Heldentum Aller!

Nachts das feurige Flimmern der Maschinengewehrschüsse gleich dem rastlosen Züngeln eines wutbebenden Schlangenleibes. Fahler, zitternder Glanz der Leuchtkugelbögen irgendwo dort in der Nacht, Gehusch von verstreutem Licht. Schwärze ringsum, ein jäh hingekippter Kohlenhaufe die Nacht. Rotsprühender Einschlag der Granate drüben am Waldhang wie der funkenstiebende, schmetternde Hieb eines Dampfhammers auf Blöcke von Stahl . . . Das schwerfällige Herankriechen der Tanks — Schildkröten und Erdgewürm — quer über alle Hindernisse; alle Hecken und Drahtreihen zermalmend. Dicke Dünste des Gases und der steile Sturz der Fliegerbomben auf schutzlose Stellungen . . .

Eine Kompagnie seh' ich, erschöpft von der Verfolgung des Angriffs, hungrig und müde, eine Kompagnie, die plötzlich nach blitzschnellem Geplänkel auf den Russen stößt, der sich drüben am Waldrand festgesetzt hat. Ein Schwarm von Gewehrgeschossen flitzt spitz herüber.

„Eingraben!"

Jeder gräbt, bis er kümmerliche Deckung hat, hört todmüde auf und legt sich schlaff in die knappe Mulde. Ein Befehl geht durch die Linie: „Stellung vertiefen. Durchgraben von einem zum andern. Wir bleiben hier. Stellung ausbauen."

„Quatsch," sagt einer. „Wir gehen bis Moskau. Und wenn wir hier bleiben — aber so verrückt sind wir doch nicht — dann haben wir ja Zeit. Deckung ist da."

Kaum einer gräbt weiter. Jeder reckt und streckt den Leib lang. Schön ist das. Paradiesisch ist das. Friedensmäßig. Wie zu Hause. Und dreiviertel Meter überm Schädel rasen die Geschosse. Rasen lassen!

„Pfeift man!" grinst einer. „Feste! Ich komm' nicht."

Unaufhörlich zucken die Kugeln. Drüben knattert es aus tausend Gewehren. Die sind nervös vor Angst. Hier liegt alles lang... aus Gleichmut. Plötzlich springt mitten aus der Löcherreihe eine Gestalt hoch und fängt an, die Stellung entlang zu laufen . . . endlos lang, weithin sichtbar.

„Grabt! Herrschaften! Grabt! Wollt Ihr graben!" schreit er. „Wollt Ihr erst Granaten drin haben . . . in dieser lausigen Deckung! Grabt! Lümmels!"

Die Soldaten stieren ihren Leutnant an, der da oben zwischen den Kugeln rennt und brüllt. „Grabt! Ihr faulen Säcke!" Ab und zu, im Lauf weckt er einen Schläfer mit schnellem Fußtritt, rennt weiter . . . Jede Sekunde kann er fallen. Die Luft wimmelt von Geknall wie Erbsengeklapper. Und die grelle Stimme schreit. Endlich . . . Heil springt der Leutnant in sein Loch. Hundertmal hat er sein Leben aufs Spiel gesetzt.

Bald darauf stürzen die ersten Granaten, winselnd vor Gier, aus der Luft. Schrapnelle verspritzen ihr Gift. Aber der Graben ist da, und die Deckung ist gut. Die Verluste sind gering und wären sonst hoch. Manch einer hat und behält sein Leben, das in den flachen Mulden in Fetzen gehauen wäre. Er sieht es an den Trichtern . . . Niemand nimmt dem Leutnant den Tritt übel, und keiner verargt ihm den ‚Lümmel'. Hundertmal hat er sein Leben hingehalten . . . hochauf, weithin sichtbar, ein Führer.

„Der Leutnant hat Mut, mehr Mut als ich. Verflucht noch mal!" sagt mancher. „Helm ab vor ihm."

Drei Tage später zerreißt ein Granatsplitter dem Leutnant den Bauch und zerquetscht ihm das Leben in einer Viertelstunde. Die Kompagnie begräbt ihn rasch — Zeit ist nicht übrig — tritt an und nimmt den Helm ab zu schnellem Gebet.

„Schade um den Leutnant," sagen die Soldaten auf dem Marsch.

Und es wird von ihm erzählt... daß er streng und gerecht war — das war er — daß er für seine Leute sorgte — das tat er — daß zuerst die Kompagnie und zuletzt er selbst ins Quartier

kam — alle wissen's — daß die Leute zuerst und er selbst zuletzt auf heißen Märschen Wasser trank — keiner kann's leugnen — ja, und daß er — verflucht, aber es war so — mehr Mut hatte als die ganze Kompagnie in Schützenlinie zusammen ... Es wird gesprochen von ihm. Das will etwas heißen. Die Front macht nicht viel Worte, auch um ihre Toten nicht. Er liegt unter der Erde in einem Trichterfeld Rußlands ... Offiziere der alten Armee. Sie war königlich. — — — — —

Vergiß es nicht! Gedenke!

Euch seh ich auch im Staub und Kot der Erde, — Euch, vor denen alle Knie sich beugen, alle Herzen sich neigen, Euch, vor denen die stolzen Fahnen sich senken, daß ihr Tuch im Staube schleift ... Euch, Ihr Toten des großen Krieges.

Mitten im rasenden Sprung des Vorsturzes aus kiesligem Schützenloch, wilden Stoß des Atems auf keuchenden Lippen, Glut im Blick, tausend Leben steil und heiß in der Brust ... und plötzlich blitzschneller Tod im Knall des Schusses. Langsame Qual des Sterbens im Gestrüpp, unaufgefunden, Brand der Wunde, Glut des Durstes, Traumbilder des Fiebers und der zögernd gesenkte, dunkle Flügel des Todes ... Klagender Ruf mitten im Lärm der Schlacht, unvergeßbarer, herzdurchschneidender Ruf, langgezogen ... eintönig ... dünnstimmig ... „Sanitäter, Sa .. ni .. tää .. ter." Leuchtend sickernder Quell des Bluts, leuchtend über dem schweißigen Dreck der Haut, leuchtend durch die schmutzüberspritzte Uniform quellend. Heilige Röte des Blutes und Todes der Schlacht, steilauf zum Himmel gleich Flügel und Flamme über alle lastende Schwere der Erde hinweg ...

Silbern dämmert ein Morgen fern in Rußland. Die halbe Nacht lang ist das Regiment marschiert, auf ein lufterschütterndes Gedonner und einen vom Mündungsfeuer wetterleuchtenden Himmel zu, los in eine leere, vom Brande der Dörfer rötlich beglühte Schwärze. Der Morgen dämmert rosiger, und ein mooriger Wiesengrund schläft zwischen steilen Erdhängen. Das schmale Band eines Flusses blinkt mitten aus Wiesengras und grauem Nebeldampf. Auf engen Pfaden windet das Regiment sich durch den Sumpf, in Bataillone, Kompagnien und Züge gelöst, einzeln nacheinander, zwischen Erlengebüsch, Heuhaufen und Birken. Und hier und dort starren Schützenlöcher wie flache Moortrichter schwarz aus der grünen Wiesenfläche. Und Leiber liegen stumm und reglos darin, einer in jedem Trichter: deutsche Soldaten. Behelmte Häupter ruhen schwer vornüber ins Gras gebettet, steife Fäuste halten frischüberrostete Gewehre umklammert, starre Finger liegen um den Griff tief ins Moor gestoßener Handspaten gekrallt ... Immer neue, wahllos in Hast gegraben, Schützenloch an Schützenloch, eins ums andre. In jedem ein toter Soldat, halb vom nachgequollenen

Wasser überflutet, ein Garbenfeld blühender Jugend und Kraft des Vaterlandes . . .

Die Kompagnien gehen über den Fluß auf Bretterstegen, an denen — brusthoch im Wasser — Pioniere hämmern. Und drüben über den sanften Hang zur Höhe verstreut . . . Mann um Mann . . . Gefallene, Gefallene . . . Gefallene. Gestern Abend und in der Nacht haben sie hier den Übergang gegen den Russen dort auf der Höhe erkämpft, Schritt um Schritt, endlos langsam vortappend im zähen Moor. Heute gehen die Regimenter der Eingreifdivisionen ruhig hinüber und lagern kurze Minuten mitten unter den toten Brüdern, die den Weg frei machten, die starr liegen und bald unter der Erde ruhen. Schweigsame Mahner und Künder: dies taten wir für Euch und das Land der Väter, für das Land derer, die nach uns kommen. Schweigsame Mahner, stumme Erfüller der Pflicht. Alle jung und stark, schlank und hoch, braune Gesichter, trotzige Lippen, straffe Arme und Fäuste . . . Zwei tödliche Schüsse hat dieser, drei jener. Dem ist die Brust durchbohrt und diesem das Haupt zerschossen. Kaum hundert Meter weit ab war der Russe. Sie liegen still und frei, die Blicke starräugig in großen Fernen, leuchtende Male des Bluts an ihren Leibern. Schweigsame Mahner und Künder.

Schußlos, verlustlos marschieren die Kompagnien nach ihnen weiter. Der Weg ist frei. Der Tag strahlt auf.

Dreihundert Spartaner starben in einem Engpaß Griechenlands. Heute noch lebt ihr Ruhm. Dreihundert Deutsche fielen und starben den Tod für das Vaterland in Moorwiesen am Fluß vor weithin beherrschenden russischen Gräben. Ich weiß das Tal nicht mehr. Ich kenne die Namen nicht. Sie waren alle vom Regiment 42 . . . Hundert und aber hundert Regimenter standen gegen den Feind. Sie standen vier Jahre im Felde. Wie in einem Engpaß standen sie. Millionen aus ihren Reihen starben den Tod für das Vaterland. Dreihundert Spartaner . . . Millionen Deutsche, gefallen gegen die Welt.

Vergiß es nicht. Niemals!

Schmale Hügel liegen wegab, verloren in hohen Kornfeldern, an Bahndämmen und Flußufern, halb unter dichten Hecken zwischen Wiese und Acker, unter den sausenden Wipfeln der Kiefern am Rand öder Wälder. Gräber der toten Soldaten liegen einsam und verlassen, eng an die Brust der Erde geschmiegt. Grabhügel der toten Soldaten liegen hier und dort, wahllos und einzeln verstreut, wo Kugel oder Splitter sie traf, wo Kameraden sie fanden.

Eines Kreuzwegs vor einem zerschossenen Dorfe Frankreichs gedenk' ich. Ein kahles Grab liegt hart am Weg im Kleefeld. Das Grab trägt ein schnell gehämmertes Kreuz aus moosbewachsenen Zaunlatten. Das Kreuz trägt auf weißgeschabter Fläche ein armes Gekritzel von Tintenstift in einer ungeübten Hand. Die In-

schrift erzählt von einem, der zwanzigjährig hier fiel. Er starb nicht sinnlosen Tod. Der Sinn seines Opfers lebte in seiner Brust, eh das Geschoß sie ihm durchschlug. Seine Kameraden wußten's gleich ihm. ‚Für Deutschland' stammelt hilflos ein Wort unter dem Namen. Laub, das vertrocknet ist, Blumen, die verwelkt sind, stecken in dem schmalen Erdhaufen. Der Wind raschelt durch die braune Vergilbtheit . . . Vor den rastenden Kompagnien, die das Grab umdrängen, zittert dumpf und fern das Gedröhn der Front. Morgen liegt manch einer von diesen Lebendigen gleich diesem Toten. Schweigsamer Mahner. Stummer Künder des großen Opfers.

. . . Mitten im Laubwald öffnet sich eine Lücke im Gestrüpp des Unterholzes rechts vom Wege. Und der Blick steht plötzlich auf einer kleinen Lichtung zwischen dichtgehäuftem Gebüsch und großen, silbrigen Buchenstämmen. Eine grüngoldene Dämmerung hängt von den weitgebreiteten Zweigen und erfüllt den schweigenden Raum. Sonnenkringel zittern durchs Blattwerk und sinken tief in das lockere Krautgewucher über einem breiten, flachen Hügel, der einen moosigen Felsblock trägt. Vor dem Block aber, der halb versteckt in den Pflanzen ruht, steht hochgestengelt und stumm über Block und Gekraut der Schaft einer Pflanze, die eine große, rote Blüte in einen verirrten Sonnenstrahl emporhebt, daß ihr Kelch zu brennen scheint wie ein aufglühender Funke. Mitunter wiegt sie sich sanft hin und her; der Atem des Waldes weht in langen Zügen. Dann steht sie reglos und träumend, ein Geheimnis und seltsames Märchen in der grünen Einsamkeit. Die Luft schweigt.

Die Soldaten drängen sich wortlos vor diesem plötzlich erschlossenen Versteck. Sie stehen ganz still und heben die Augen voll großer Blicke hinüber zu der einsamen Blüte. Keiner tritt näher. Eine Hand hinter den Wänden aus Laub und Schatten erhebt sich unsichtbar und gebietet Schweigen und Ferne. Einer liest zwischen den Stengeln und Blättern des Gekrauts hindurch ein paar Worte auf dem Steinblock und sagt sie leise den andern: hier ruhen zwanzig deutsche Soldaten . . . Ein Flüstern der Einsamkeit, ein Hauch von Unsterblichkeit.

Der Marsch geht weiter. Das Grab versinkt in den grünen Massen des Waldes. Ein Bild geht mit. Ein Lied wandert mit.

Die Wolken wehen
Zur Heimat hin.
Viele Träume gehen
Uns durch den Sinn.
Mein Herz ist der Heimat zugewandt.
Drum marschier' ich im fremden Land.

Wir gehn nicht lange
Den gleichen Pfad.
Ist Dir nicht bange,
Mein Kamerad?
Du oder ich. Es währt nicht lang.
Ich oder Du. Mir ist nicht bang.

Wir gehen beide
Im gleichen Schritt.
Geht wohl zur Seite
Ein Dritter mit.
Schreib mir aufs Grab mit fester Hand:
Dies tat er für sein Vaterland.

Und noch ein Grab seh' ich . . . Nicht mehr in den Jahren des Krieges, nein, zwischen Krieg und Frieden, im Niemandland tödlicher Erwartung, in den Tagen des Waffenstillstands, der wie das leere, tötliche Land zwischen den Gräben war . . .

Der große Rückmarsch geht der Heimat zu, der wunden Heimat. In Ruhe und Ordnung, taktsicher geht der Rückmarsch durch den Wahnsinn der Etappen, ohne Hast, ohne fortgeschleuderte Tornister und Gewehre. Kein verlassenes Geschütz steht am Wege. Das Heer, das zurückmarschiert — marschiert. Es flieht nicht. Es ist kein geschlagenes Heer. Es marschiert mit Musik und Liedern... Zuweilen liegt Kriegsgerät am Wegrand. Frag' die Etappe! Das Kampfheer marschiert . . .

An einem belgischen Dorf nahe der deutschen Grenze seh' ich das dritte Grab. Es liegt neben einer Hecke auf einem Hügel. Drei Soldaten stehen davor und lesen Namen und Tag des Todes am Kreuz. Seit 1914 liegt hier ein deutscher Soldat. Seit den Tagen des Sieges liegt er hier.

„Dem ist wohl," sagt einer. „Der hat es geschafft. Der braucht dies hier nicht mehr zu sehen."

„Wenn der jetzt ans Tageslicht stiege und säh' sich um . . . Blos einen Blick lang...!" meint der zweite. Hohn, bitterer Hohn bebt in der Stimme.

„Was dann . . ." sagt der Dritte und zuckt die Achseln und lächelt vor sich hin. „Er wird heraussteigen. So wie er fiel damals . . . Ich war auch dabei, 1914 —" und seine dunkle Stimme wird hell und fest. — „Wehe, wenn der hier in der Erde tot wäre. Aber er ist nicht tot. Er lebt. Er wird wiederkommen. So wie er war, als er fiel, wird er kommen . . . wie damals. Neunzehnhundertundvierzehn!"

* * *

Der Krieg ist vorbei und verloren. Der Mord im Lande beginnt.

Das Regiment steht zum letzten Male auf dem großen Platz vor den Kasernen der Heimatgarnison angetreten, draußen vor den letzten Häusern der Stadt. Der Platz ist viel zu groß für die kleine Schar, die dort steht: die Kompagnien in Gruppenkolonne, die drei Bataillone kompagnieweise nacheinander. Die Bataillone gleichen Kompagnien, manche Kompagnien haben nur drei Gruppen. Mit zweitausend Mann, frisch aufgefüllt, ging das Regiment vor zehn Wochen in den Großkampf. Dies sind die Reste: vierhundertundfünfzig Mann. Ein unbesiegtes Regiment.

Eine Mauer von Menschen umdrängt den Platz. Die Leute aus der Stadt sind herbeigelaufen. Sie wollen den Vorbeimarsch ihres alten Regiments sehen, den letzten Vorbeimarsch.

Der Regimentskommandeur hält mit seinem Adjutanten vor der Mitte der einen Längsseite des Platzes. Neben ihm steht der Fahnenträger des Regiments mit der enthüllten Fahne. Das ist ganz gegen den Gebrauch, denn die Fahne marschiert im Regiment. Aber niemand sagt ein Wort.

Kommando schallt. Die Menge starrt aus tausend Augen.

Der Gleichschlag des Marsches beginnt, überrollt vom lockenden Wirbel der Trommeln und dem Gellen der Pfeifen. Dann brandet der Parademarsch des Regiments steilauf, braust, dröhnt, klirrt. Die Musik schwenkt ein . . . steht. Das Regiment marschiert vorbei, alle Blicke emporgerissen zum Antlitz des Majors dort oben auf dem Braunen. Das Gesicht des Majors ist unbewegt. Nur die Muskeln der Kinnbacken straffen sich mit einem Ruck. Er sitzt steif aufrecht auf seinem Pferd und starrt auf sein Regiment, das da herankommt: in verblichenen, geflickten Uniformen, alle Spuren der Schlachten in den Falten der Röcke, Furchen der Entbehrungen in den Gesichtern, straff, baumgrad. Und bevor noch die erste Reihe heran ist, gibt er dem Fahnenträger ein Zeichen. Und die Fahne, die stolz und aufrecht steht, neigt sich und senkt ihr Tuch. Die Fahne, vor der sonst die Hand an den Helm geht, senkt sich vor dem Regiment. Sie senkt sich tief, tief, bis in den Staub . . . Der Schlag des Marsches dröhnt . . . Der Major greift zum Helm, aber er legt die Hand nicht an den Rand. Er nestelt am Sturmband und nimmt den Helm ab vor seinen Soldaten. Sein Haupt ist grau. Eisern starrt sein Antlitz.

Der Boden bebt unter dem Schritt des Marsches. Helme blinken matt. Eine große Bewegung schreitet unhemmbar und zürnend. Drüberhin schlägt der Klang der Musik. Wie ein Aufschrei des Zorns und des Schmerzes tönt die Musik. Wie die ungeheure Stimme des Krieges redet die Musik . . . Die Schritte dröhnen. Die Menge starrt lautlos. Hinter ihren dunklen Mauern, fern am Rande des Platzes erhebt sich der Staub in einer schweren Wolke gleich einer dunkel emporgeblähten Fahne. Wind jagt über den Platz. Wind prallt sausend an die Kasernengebäude. Der Marsch dröhnt. Ununterbrochen darüberhin schreit die Musik auf.

Dann endet sie mit einem Schlag.

Zu dem im Viereck angetretenen Regiment spricht der Major kurze Worte des Abschieds. Die Soldaten horchen. Die Menge lauscht.

„Soldaten! Kameraden! Vor vier und einem halben Jahr rückte das Regiment von diesem Platz ins Feld. Ein General sprach von dem Beispiel der Väter, von den Tagen der Jahre 1870/71. Ihr waret der Väter würdig. Größeres habt Ihr gelitten und getan.

Unbesiegt steht Ihr hier. Das wißt Ihr. Große und leuchtende Vorbilder seid Ihr den Geschlechtern nach Euch. Große Väter seid Ihr Euren Söhnen. Mögen sie Eurer wert sein ... Ihr kommt aus dem Reich der Front, der Tat. Gedenkt Eurer selbst und Eurer Taten. Gedenkt des Vaterlandes. Lebt wohl, Kameraden, und gedenkt! In Eurem Geist, in Pflicht und Mannszucht, ruht immer das Vaterland, ruht die Zukunft, alle Zukunft!"

Die Kompagnien treten weg. Das Regiment wird aufgelöst. Das Heer des Kaisertums geht auseinander.

Das Vorbild bleibt.



Taschenbuch der Kriegsflotten

von Kapitänleutnant a. D. B. Weyer

XX. Jahrgang 1921. Preis geb. etwa Mk. 60.—

Der Zusammenbruch der deutschen Flotte unterbrach die Fortführung, des seit **1901 jährlich** erscheinenden Werkes. Die ständigen Nachfragen aus allen Kreisen, die **Überwindung** der technischen Schwierigkeiten und der Wunsch, ein Werk, dessen Reichhaltigkeit **und Zuverlässigkeit** im ganzen In- und Ausland anerkannt wurde, nicht fehlen zu lassen, **veranlaßte** die Herausgabe eines neuen Jahrganges, der auf den neuesten Stand gebracht **wurde und** über das Schicksal jeden Schiffes seit Kriegsbeginn Aus**kunft gibt.**

Von früheren Jahrgängen sind noch lieferbar: Jahrgang VIII, X u. XII zu je Mk. 10.—, Jahrgang XIII u. XV zu je Mk. 12.—, Jahrgang XVII Mk. 16.—, Nachtrag hierzu Mk. 2.40, Jahrgang XIX Mk. 18.—.

Deutschlands Ruhmestage zur See

Zwanzig Bilder aus der deutsch. Seekriegsgeschichte in Kupferlichtdruck n. Orig.-Gemäld. von Marinemaler **Hans Petersen,** königl. Professor.

Mit kurz. Texte v. Vize-Adm. a. D. Reinh. v. Werner. Form. 52 : 69, Bildergr. 30 : 39 cm. Einzelne Bilder Kl. Ausg. Mk. 12.—, Liebh.-Ausg. Mk. 30.—.

Was das deutsche Volk seit den Tagen der Hansa **Großes zur See geleistet, kommt hier** in herrlichen Bildern zur Darstellung. **Das Werk ist einzig in seiner Art.** In seiner **Gesamtheit ist es ein** vaterländisches Prachtwerk **vornehmster Art, eine Zierde jedes Tisches.**

Verzeichnis der Bilder:

1. 1368. Eroberung Kopenhagens durch die Hansa. — 2. 1394. Konrad von Jungingen belagert Whisby. — 3. 1428. Klaus von der Lippe schlägt die dänische Flotte. — 4. 1455. Sieg Bokelmanns über 16 dänische Schiffe bei Bornholm. — 5. 1468. Paul Benekes Sieg über dir englische Flotte. — 6. 1471. Sieg der Hansa über die französische Flotte. — 7. 1528. Die Welser landen in Venezuela. — 8. 1676. Seeschlacht bei Bornholm. Eroberung des „Leopard". — 9. 1681. Kampf brandenburgischer und spanischer Schiffe bei St. Vincent. — 10. 1682. Besitzergreifung der Guineaküste durch die Schiffe „Morian" und „Kurprinz". — 11. 1681. Kapitän Korpsangers Sieg über fünf französische Schiffe. — 12. 1849 Gefecht bei Helgoland. — 13. 1856. Prinz Adalbert bei Tresforcas. — 14. 1864. Gefecht bei Jasmund. — 15. 1864. Tegetthoff bei Helgoland. — 16. 1870. „Nymphe" beim Putziger Wick. Angriff auf das französische Blockadegeschwader (Nachtstück). — 17. 1871. „Augusta" vor der Girondemündung nimmt zwei französische Schiffe und verbrennt einen französischen Regierungsdampfer. — 18. 1870. „Meteor" und „Bouvet" vor der Rhede von Havanna. — 19. 1896. Untergang der „Iltis". — 20. 1898. Deutsche Flotte in Kiautschau.

Der Weltkrieg in Postkarten

57 Reihen. Jede Reihe von 10 Karten kostet Mk. 2.—.

Die Karten sind in feinstem Kupfertiefdruck ausgeführt.

Reihe 1) Peronne, 2) Umgebung von Peronne, 3) Gefechtsbilder von Prof. A. Hoffmann, 5) Douai, St. Laurent, Merextel, 8) Umgebung von Sankt Quentin, 9) Deutsche Geschütze, 10) Leben im Schützengraben, 11) Soldatenleben im Felde, 12) Im Schützengraben und Unterstand, 13) Luftschiffe und Flugzeuge von Prof. Z. Diemer, 14) Ostpreußen, 1. Gruppe, 15) Ostpreußen, 2. Gruppe, 16) Österreichisch-italienischer Kriegsschauplatz, 1. Gruppe, 17) Österreichisch-italienischer Kriegsschauplatz, 2. Gruppe, 18) Deutsche Heerführer, 2. Gruppe, 19) Dinant und Namen (Namur), 20) Elsaß, 1. Gruppe, 21) Elsaß, 2. Gruppe, 22) Soldatentod, 23) Gesundheitspflege, 24) Krankenpflege, 1. Gruppe, 26) Brügge, 27) Deutsche Heerführer, 3. Gruppe, 28) Przemysl, 29) Ostpreußen, 3. Gruppe, 31. Ypern und Umgebung, 32) Elsaß-Lothringen, 3. Gruppe, 33) Cambrai und Bapaume, 36) Artrecht [Arras] und Umgebung, 37) Deutsche Heerführer, 4. Gruppe, 38) Deutsche Heerführer, 5. Gruppe, 39) Serbien, 1. Gruppe, 40) Galizien, 41) Österreichisch-italienischer Kriegsschauplatz, 3. Gruppe, 42) Flugwesen, 2. Gruppe, 43) Beförderungswesen, 44) Rußland, 2. Gruppe, Grodno und Umgebung, 45) Russ.-Polen, 1. Gruppe, 46) Russ.-Polen, 2. Gruppe, 47) Deutsche Seehelden, 1. Gruppe, 48) Deutsche Heerführer, 6. Gruppe, 49) Rußland, 3. Gruppe, 50) Rußland, 4. Gruppe, 51) Schlachtenbilder von Professor A. Hoffmann, 52) Russ.-Polen, 3. Gruppe, 53) Österr.-ung. Heerführer, 1. Gruppe, 54) Serbien, 2. Gruppe, 55) Österr.-ung. Heerführer, 2. Gruppe, 57) Die Frau im Kriege.

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyse-Str. 26

Bücher von Dr. Franz Haiser

Im Anfang war der Streit

Preis geheftet Mk. 20.—, gebunden „ 26.—.

Nietzsches Zarathustra und die Weltanschauung des Altertums

Mit wissenschaftlicher Gründlichkeit, dichterischem Schwung und unbeugsamem Willen zeigt Haiser der Menschheit den Weg zur Erkenntnis. Das Buch lehnt sich an Nietzsches Zarathustra an, gibt aber mehr als einen bloßen Kommentar zu den Worten des Meisters. Der Zeitgeist, der aus artloser Mischkultur entspringt und schrankenlose Pöbel- und Geldwirtschaft anstrebt, erfordert heute eine Weiterführung von Nietzsches Gedanken. Die Fragen der Staatsform, der Wehrpflicht, der Machtpolitik, der Frauenherrschaft, des Wertes der Rassen wird hier gründlich erörtert. Kampf ist Haisers Lebensgrund.

Das Gastmahl des Frhrn. von Artaria

Ein Kampf zwischen rassenaristokratischer u. demokratischer Weltanschauung

Umfang 200 Seiten
Geh. Mk. 10.—, geb. Mk. 15.—

Dr. E. Kühn in „Deutschlands Erneuerung“: Man ist beinahe geneigt zu sagen: Das Beste an dem neuen Haiserschen Werk ist, daß es überhaupt geschrieben wurde. Den Mut, der in der heutigen Zeit dazu gehört, muß man bei H. immer wieder rühmend anerkennen. Aus ihm strahlt die Morgenröte einer neuen Zeit. Offen, ohne jedes Versteckspiel, ohne Verschleierungen und Verführungskünste kämpft er mit allen Mitteln seines reichen starken Geistes aufrecht seinen Kampf für die rassenaristokratische Weltanschauung. Die eigenartige Form, in die er diesmal seine Gedanken kleidet, — ein Gespräch unter Angehörigen der verschiedensten Berufe und Richtungen — ermöglicht es ihm, den Gegner nicht nur zu Worte kommen zu lassen, sondern ihn auch hinreichend zu charakterisieren . . . Die Forderung, „den ganzen veralteten linken Schutt auszukehren“, erfüllt es selbst schon in so hohem Maße, daß seine weite Verbreitung nur zu wünschen ist. Man lernt besser sehen und klarer denken, wenn man es liest, und in das Chaos kommt Ordnung.

Die Krisis des Intellektualismus

2. Auflage. Preis geheftet Mk. 4.—.

„Der Verfasser offenbart sich in seiner fraglos bedeutsamen Schrift als Rassenhygieniker, dessen erste Forderung Rücksichtnahme auf die Nachkommenschaft ist, der deshalb nicht müde wird zu verkündigen, daß nicht Wissen und nicht Geist den Adelsmenschen hervorbringen, daß ein einfacher Bauer mit unverfälschtem Blut, mit geschlossener harmonischer Weltanschauung ein ganzer Mann sei, für den es auch wahres Glück gebe. Auf jeden Fall gibt die mit Herzenswärme und eindringend sittlichem Ernst geschriebene Schrift zu denken.“ *(Brausewetter im „Tag“).*

Die Vollendung des arischen Mysteriums in Bayreuth

Von Prof. **Dr. Leopold von Schroeder.** Geh. Mk. 12.—.

. . . „Der Verfasser zeigt, wie das Wagnersche Drama eine Neugeburt des alten Mysteriums in der vollendetsten Form ist. Seine Darstellung, lebhaft und warm, bleibt doch vornehm zurückhaltend und hält die wissenschaftliche Form fest.“ *(Deutsch. Allg. Ztg.)*

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyse-Str. 26


32101 062160013


Princeton University Library
32101 062160013